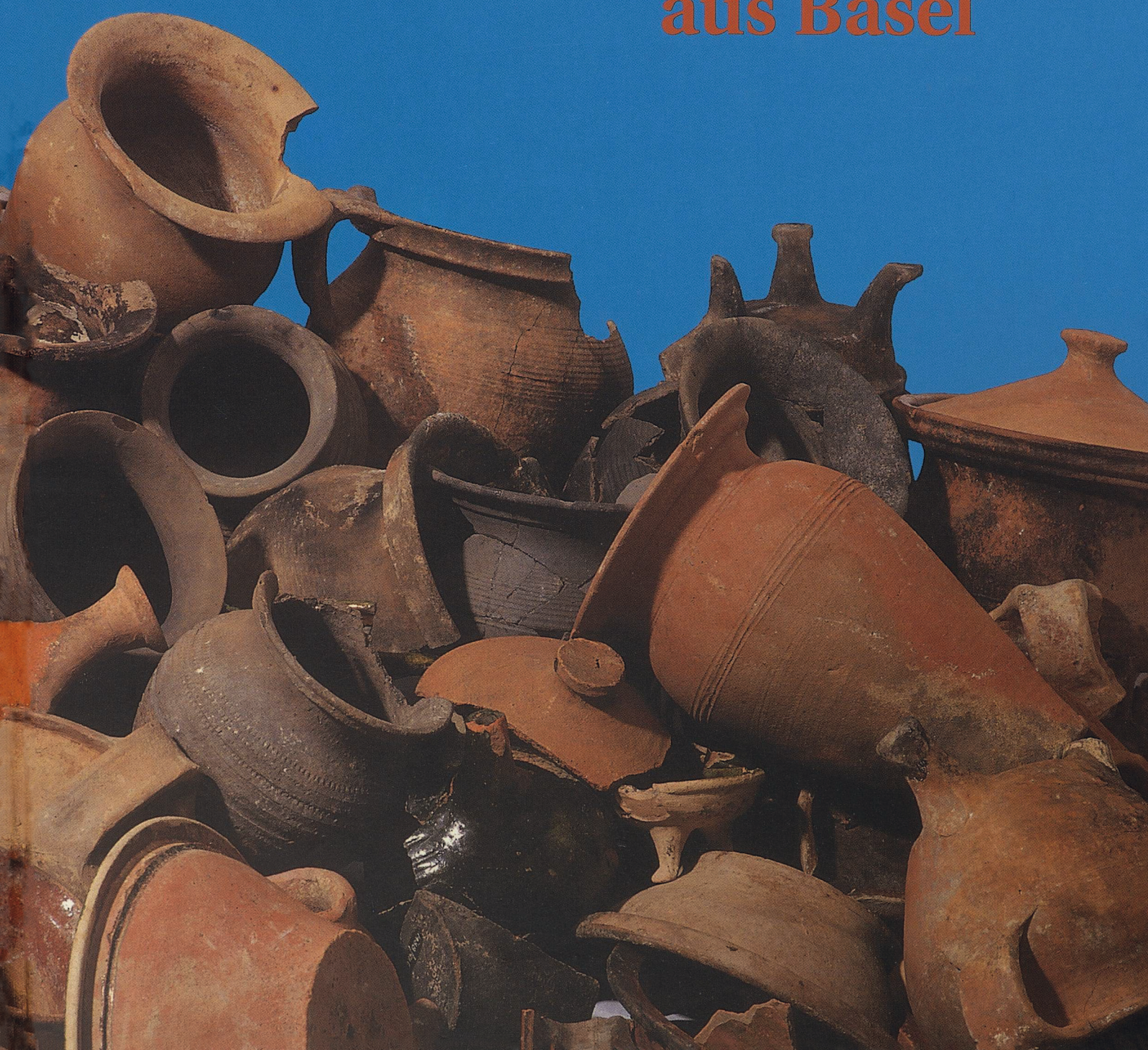


Christine Keller

Gefässkeramik aus Basel



Herausgeberin:

Archäologische Bodenforschung des Kantons Basel-Stadt
Basel 1999

Redaktion: Monika Schwarz und Claudia Jaksic

Bildredaktion und Gestaltung: Hansjörg Eichin

Verlag und Bestelladresse:

Archäologische Bodenforschung des Kantons Basel-Stadt
Petersgraben 11
CH-4051 Basel

Lithos: Neue Schwitter AG, Allschwil

Druck: Werner Druck AG, Basel

Die Abbildungen auf den Seiten 16, 18, 21 (Abb. 6), 22, 23, 24 (Abb. 11), 25, 27 (Abb. 15 und 17), 29 (Abb. 21), 30 (Abb. 23 und 24), 32 (Abb. 27) und 183 sind reproduziert mit Bewilligung des Grundbuch- und Vermessungsamtes Basel-Stadt vom 20.10.1999. Alle Rechte vorbehalten.

Die Drucklegung der Bände 15 A und 15 B erfolgte mit Unterstützung von :

Ceramica-Stiftung Basel, Dissertationenfonds der Universität Basel, Freiwillige Akademische Gesellschaft Basel, Max Geldner-Fonds Basel, Oskar Reinhart-Fonds Basel, Ressort Kultur des Erziehungsdepartementes Basel-Stadt und Eugen Keller.

© 1999 Archäologische Bodenforschung des Kantons Basel-Stadt
CC BY 4.0

ISBN 3-905098-26-0

<https://doi.org/10.12685/mh.15A.1999.1-208>

Titelbild: Foto und Gestaltung Thomas Kneubühler

Christine Keller

Gefässkeramik aus Basel

**Untersuchungen zur spätmittelalterlichen
und frühneuzeitlichen Gefässkeramik aus Basel**

Typologie – Technologie – Funktion – Handwerk

Text

Dissertation 1996

Zum Geleit

Mit Band 15 legt Christine Keller in der Reihe «Materialhefte zur Archäologie in Basel» eine Grundlagenarbeit vor, die eine – nicht nur in Basel evidente – Lücke in der Erforschung spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Gefässkeramik schliesst und auch in methodischer Hinsicht verschiedentlich völliges Neuland betritt.

Für die Basler Mittelalterarchäologie erfüllt die Dissertation nicht nur ein langjähriges Desiderat, sie wird auch als Handbuch bei der täglichen Feldarbeit von bleibendem Wert sein, da sie die bislang vornehmlich auf die Publikation von Baubefunden konzentrierte Stadtkernforschung mit einer umfassenden und systematischen Vorlage des Fundmaterials ergänzt. Der Fundkatalog umfasst nicht nur die typologische Einordnung und Erfassung der verschiedenen Gefässformen, sondern – erstmals in Basel – auch die relativ- und absolut-chronologische Einordnung der Fundensembles.

Die von Christine Keller anhand des Basler Fundmaterials erarbeiteten Ergebnisse zur spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Kulturgeschichte werden sicherlich über die Stadt- und Kantonsgrenzen hinaus auf grosses Interesse stossen. Die unter Beizug der Nachbardisziplinen erarbeiteten Ergebnisse, beispielsweise zur «Innovation und Tradition innerhalb des Hafnerhandwerkes», zur Herstellungstechnologie sowie zur – bis anhin oft unbekannten – Funktion von einzelnen Gefässformen, sind zweifellos von grosser, überregionaler Bedeutung. Dies nicht zuletzt auch deswegen, weil sie die aus archäologischen und historischen Quellen nicht oder nur sehr lückenhaft erschliessbaren Kenntnisse zu verschiedenen, bislang kaum beachteten Aspekten des täglichen Lebens im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit in wesentlichen Belangen ergänzen.

Für die Basler Stadtkernforschung besonders interessant und wichtig sind wiederum die Informationen zum Sozialgefälle innerhalb der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadt, die sich unter anderem an der horizontalstratigraphischen Verteilung der verschiedenen Gefässformen ablesen lassen.

Hervorgegangen ist Materialheft 15 aus der Dissertation «Untersuchungen zur spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Gefässkeramik aus Basel», die am 14.11.1996 auf Antrag von Prof. Dr. Beat Brenk (Kunsthistorisches Seminar) und Prof. Dr. Werner Meyer (Historisches Seminar) von der Universität Basel angenommen worden ist.

Wie andere grösseren Arbeiten haben auch die Untersuchungen zur spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Keramik aus Basel eine längere Entstehungsgeschichte, die nachstehend kurz skizziert werden soll.

Im Jahre 1990 beauftragte der damalige Kantonsarchäologe Dr. Rolf d'Aujourd'hui Christine Keller im Rahmen einer Projektstudie mit einer ersten Sichtung und Analyse der umfangreichen Keramikinventare aus den Grabungen in der Basler Altstadt. Die vielversprechenden Ergebnisse dieser ersten Bestandsaufnahme bewogen die Autorin in der Folge die

Arbeiten fortzusetzen und – ab 1991 – im Rahmen einer Dissertation weiterzuverfolgen; ein mit grosser Sachkenntnis, zäher Zielstrebigkeit und viel Intuition verfolgtes Unterfangen, das bereits im Sommer 1996 (!) mit der Abgabe eines druckreifen Manuskriptes abgeschlossen wurde.

Dem langjährigen Kantonsarchäologen Dr. Rolf d'Aujourd'hui gebührt der Verdienst, einerseits die finanziellen Mittel für die Begleitung der Drucklegung der Dissertation bereitgestellt zu haben und andererseits das Projekt von Anfang an persönlich und mit der personellen und technischen Infrastruktur der Archäologischen Bodenforschung unterstützt und nachhaltig gefördert zu haben.

Obschon Christine Keller für die Drucklegung nur marginale Bereinigungen im Textteil vornehmen musste, haben verschiedene, nicht der Verfasserin anlastbare Umstände in der Folge dazu geführt, dass die Dissertation erst nach drei Jahren in gedruckter Form vorgelegt werden konnte. Zu erwähnen sind in diesem Zusammenhang etwa der nicht unerhebliche Zeitbedarf für die Ausarbeitung der Planzeichnungen und der Fundtafeln sowie für die nicht immer ganz einfache Beschaffung der von verschiedenen Abbildungsvorlagen im In- und Ausland.

Weitere Verzögerungen ergaben sich nach dem Amtsantritt des Schreibenden (1.4.1998) wegen der Ausarbeitung und Umsetzung des neuen, in Zusammenarbeit mit Lukas Hartmann (Firma Giger, Hartmann, Bopp AG – Konzepter und Gestalter) erarbeiteten Lay-out's der Reihe Materialhefte zur Archäologie in Basel.

Ausschliesslich vom Schreibenden zu verantworten sind Verzögerungen, welche aus einer unumgänglichen Prioritätensetzung im Drucklegungsprogramm resultierten. Christine Keller sei an dieser Stelle ganz herzlich dafür gedankt, dass sie – wenn auch schweren Herzens – in den vergangenen 18 Monaten die Herausgabe der Jahresberichte 1995, 1996 und 1997 sowie der Materialhefte 13 und 16 abwartete, bevor Materialheft 15 in Druck gehen konnte.

Gedankt sei an dieser Stelle auch Hansjörg Eichin, Claudia Jakšić, Monika Schwarz und Thomas Kneubühler, die – zusammen mit Christine Keller – mit ihrem Engagement bei Gestaltung, Lektorat und Redaktion die Drucklegung von Materialheft 15 erst ermöglichten.

Ganz besonders dankbar für substantielle Beiträge an die Druckkosten sind wir schliesslich Herrn Alt-Regierungsrat Eugen Keller sowie den nachstehend genannten Stiftungen und Institutionen:

- Ceramica-Stiftung, Basel
- Dissertationenfonds der Universität Basel
- Freiwillige Akademische Gesellschaft Basel
- Max Geldner-Fonds, Basel
- Oskar Reinhart-Fonds, Basel
- Ressort Kultur des Erziehungsdepartementes Basel-Stadt.

Peter-Andrew Schwarz
Basel, im Oktober 1999

Inhalt

11	Vorwort und Dank
13	1. Einleitung
13	1.1 Einleitende Bemerkungen
13	1.2 Forschungsstand
14	1.3 Fragestellungen und Zielsetzung
14	1.4 Untersuchungsmaterial und Methodik
17	2. Katalog der Fundstellen
17	2.1 Auswahlkriterien
17	2.2 Fundstellen: Befund und Datierung
18	1. Leonhardsgraben 47
21	2. Andreasplatz 7-12
22	3. Marktplatz 11
23	4. Münzschatzgefäße
24	5. Rittergasse 29
25	6. Spalenberg 12
26	7. Aeschenvorstadt 2
26	8. Bäumleingasse 1-7
27	9. Nadelberg 37
28	10. Nadelberg 20
30	11. Spalenberg 40
31	12. Petersgraben 47-55
32	13. Münsterplatz 16
35	3. Zur Datierung der einzelnen Fundensembles
35	3.1 Aspekte zur Datierungsfrage
36	3.2 Chronologische Einordnung der Fundensembles
39	3.3 Bemerkungen zur Fundvergesellschaftung
39	3.4 Abschliessende Bemerkungen zur Datierung
59	4. Die Gefässformen: Spektrum und Entwicklung
60	4.1 Hohe geschlossene Formen
60	4.1.1 Töpfe
63	4.1.2 Henkeltöpfe
66	4.1.3 Dreibeintöpfe
72	4.1.4 Dreibeintöpfe mit Griffülle
73	4.1.5 Bügelkannen
75	4.1.6 Ausgussgefäße
77	4.1.7 Flaschen und Krüge
78	4.1.8 Becher
79	4.2 Flache offene Formen
79	4.2.1 Dreibeinpfannen
83	4.2.2 Schüsseln
88	4.2.3 Doppelhenkelschüsseln
89	4.2.4 Schalen
89	4.2.5 Platten

90	4.2.6	Teller
91	4.2.7	Deckel
93	4.3	Sonderformen
93	4.3.1	Bügelgefäße
93	4.3.2	Siebgefäße
94	4.3.3	Essenträger
95	4.3.4	Grillpfannen
96	4.4	Sonstige Haushaltsgeräte
96	4.4.1	Blumentöpfe
97	4.4.2	Nachttöpfe
97	4.4.3	Sparhäfen
98	4.4.4	Miniaturgeschirr
99	4.4.5	Gluthauben
99	4.4.6	Schröpfköpfe
99	4.4.7	Beleuchtungskörper – Lämpchen
100	4.5	Gefäße aus Steinzeug
100	4.5.1	Becher und Krüge
101	4.5.2	Tassen
102	4.6	Gefäße aus Fayence
102	4.6.1	Tassen
103	4.6.2	Albarelli
105	5.	Innovation und Tradition
105	5.1	Zeitcharakteristische Typen und Elemente
107	5.2	Überlegungen zur Einstellung der Produktion bestimmter Gefäßformen
108	5.3	Zur Adaption neuer Gefäßformen
109	5.4	Übergangszeiten und Umbruchphasen
110	5.5	Zusammenfassende Bemerkungen
111	6.	Aspekte zur Technologie
111	6.1	Vorbemerkungen zur Herstellungstechnik
111	6.1.1	Rohstoffe
111	6.1.2	Tonaufbereitung und Tonverarbeitung
112	6.1.3	Brennen
113	6.2	Warenarten
115	6.2.1	I Unglasierte Irdenware (unglas. IRW)
122	6.2.2	II Glasierte Irdenware (glas. IRW)
135	6.2.3	III Steinzeug (STZ)
136	6.2.4	IV Fayence (FAY)
136	6.2.5	Chronologische Einordnung der Warenarten und Verteilung auf die Gefäßarten
137	6.2.6	Lokale und importierte Warenarten
137	6.3	Die glasierte Irdenware
137	6.3.1	Begriffserklärung
138	6.3.2	Funktion der Glasur
138	6.3.3	Zusammensetzung der Glasuren
138	6.3.4	Glasurfarben
141	6.3.5	Glasurrezepte

142	6.3.6	Glasuranalysen
145	6.3.7	Bemerkungen zur Entwicklung der glasierten Irdenware in Basel
146	6.4	Herstellungstechnik und Formgebung
146	6.4.1	Die Form
147	6.4.2	Die haptische Erscheinung Oberflächenstruktur
147	6.4.3	Die optische Erscheinung Oberflächenbehandlung
148		Verzierung der Oberfläche
148		
155	6.4.4	Zusammenfassung
157	7.	Funktion und Stellenwert der Gefässe
157	7.1	Einleitende Bemerkungen
157	7.2	Sache – Wort – Bild: Quellen zum Funktionsbereich der Gefässarten
157	7.2.1	Sachquellen
157	7.2.2	Schriftquellen
158		Die Basler Beschreibbüchlein
159		Die spätmittelalterlichen Kochbücher
160	7.2.3	Bildquellen
161	7.3	Überlegungen zur Diskrepanz zwischen den verschiedenen Quellen
162	7.4	Zur Funktion der Gefässe
163	7.4.1	Kochgeschirr
169	7.4.2	Tafelgeschirr
172	7.4.3	Vorratsgefässe
172	7.4.4	Gefässe mit Sonderfunktionen
173	8.	Zur sozialhistorischen Deutung der Gefässkeramik
175	9.	Zum Hafnerhandwerk in Basel
175	9.1	Einleitende Bemerkungen
175	9.2	Die spinnwetternzünftigen Hafner
178	9.3	Zur Frage der schöpferischen und innovativen Möglichkeiten der zünftischen Hafner
178	9.4	Die soziale Stellung der Hafner und Hafnerinnen
179	9.5	Basler Hafner und Hafnerinnen
179	9.5.1	Archäologischer Nachweis von Hafnerwerkstätten in Basel-Stadt
179	9.5.2	Schriftliche Quellen zu den Hafnern und Hafnerinnen und deren Werkstätten
185	10.	Zusammenfassung und Ausblick
187		Glossar
189		Bibliographie
197		Anmerkungen
208		Abbildungsnachweise

Vorwort und Dank

Die langjährige Ausgrabungstätigkeit der Archäologischen Bodenforschung in Basel führte zu einer an Umfang und Qualität beachtenswerten Ansammlung von keramischem Fundmaterial. Einzelne Fundbestände sind zwar publiziert worden, doch fehlte es bislang an einer epochenübergreifenden Gesamtdarstellung des keramischen Formengutes. Aus diesem Mangel gingen Idee und Konzept der vorliegenden Arbeit hervor. Die Ergebnisse einer ersten Bestandsaufnahme zeigten, dass die Auswertungsarbeiten über eine Betrachtung der Formenentwicklung hinaus durch weiterführende kulturgeschichtliche Aspekte bereichert werden sollten. Fragen zu Funktion und Stellenwert der Gefässe sowie zum städtischen Hafnerhandwerk drängten zu einer interdisziplinären Bearbeitung des Themenkreises.

Als ich die wissenschaftliche Auswertung der spätmittelalterlichen Keramik aus Basel im Frühjahr 1990 in Angriff nahm, bedeutete das für mich ein neues Forschungsgebiet mit neuartigen Fragestellungen, eine spannende Herausforderung, die den Anstoss gab, das Forschungsprojekt ab 1991 zu einer Dissertation auszuweiten.

Die vorliegende Arbeit wurde im Herbst 1996 von der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Basel als Dissertation angenommen. Für die Drucklegung sind nur geringfügige Veränderungen vorgenommen worden.

Von Anbeginn der Forschungsarbeit bis zur Drucklegung haben mich zahlreiche Personen unterstützt. In erster Linie war es mein Betreuer Prof. Dr. Beat Brenk vom Kunsthistorischen Seminar der Universität Basel, dem ich für seine Unterstützung und seine wertvollen Anregungen einen ganz besonderen Dank aussprechen möchte. Spontan hat er das Referat übernommen und mit grossem Interesse den Werdegang dieser Arbeit verfolgt und betreut. Das Koreferat verdanke ich Prof. Dr. Werner Meyer vom Historischen Seminar der Universität Basel, der mir in zahlreichen Diskussionen immer wieder neue Denkanstösse gab.

Grosser Dank gebührt dem ehemaligen Kantonsarchäologen Dr. Rolf d'Aujourd'hui, der es mir ermöglichte, meinen 1990 begonnenen Projektauftrag bei der Archäologischen Bodenforschung als Dissertation fortzusetzen, mir die Infrastruktur des Hauses zur Verfügung stellte, die Arbeit aus nächster Nähe mit verfolgte und das Manuskript kritisch durchsah. In diesen Dank einschliessen möchte ich den neuen Kantonsarchäologen Dr. Peter A. Schwarz und alle Mitarbeiter der Archäologischen Bodenforschung, die mir mit Rat und Tat zur Seite standen: Guido Helmig und Christoph Matt für die fachliche Beratung, Norbert Spichtig für das überaus wertvolle Inventarprogramm, Christian Stegmüller für die Umzeichnungen der Profil- und Situationspläne, Monika Schwarz und Claudia Jakić für ihr kritisches Auge und den nötigen redaktionellen Spürsinn. Für die Buchgestaltung und das Layout geht meinen Dank an Lukas Hartmann von «Giger, Hartmann, Bopp AG» Basel und Hansjörg Eichin von der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt, der mit grossem Einsatz alle Lay-

outwünsche umzusetzen wusste. Thomas Kneubühler hat als Fotograf der Archäologischen Bodenforschung stets alle meine Wünsche erfüllt und mir ein umfangreiches und wertvolles Bildmaterial zusammengestellt. Auch die gelungene Gestaltung des Buchumschlages geht auf sein Engagement zurück. Für die hervorragenden Zeichnungen danke ich Eva Weber, Wissenschaftliche Zeichnerin.

Im Weiteren bin ich all jenen Kolleginnen und Kollegen aus dem In- und Ausland zu Dank verpflichtet, die mir einen Einblick in vergleichbares Fundmaterial gewährten und durch zahlreiche Diskussionen sowie fachkundige Hinweise immer wieder neue Anregungen gaben: Dr. Dorothee Ade-Rademacher (Tübingen), Dr. Dietrich Ankner (Römisch-Germanisches Zentralmuseum Mainz), Erwin Baumgartner (Denkmalpflege Basel), Jacques Bräuning (Basel), Dr. Andreas Burkhardt (Mineralogisch-Petrographisches Institut der Universität Basel), Lotti Frascoli (Kantonsarchäologie Zürich), Ursula Frey, Töpferin in Basel, Dr. Noëlle Gmür-Brianza (Mineralogisch-Petrographisches Institut der Universität Basel), Yves Henigfeld (Strasbourg), Dr. Uwe Gross (Tübingen), Dr. Helmut Hundsichler (Institut für mittelalterliche Realienkunde Krems), Dr. Marina Junkes (Konstanz), Stephan Kaltwasser (Freiburg i.Bg.), Pia Kamber (Historisches Museum Basel), Dr. Reto Marti, Dr. Irmgard Peter-Müller (Historisches Museum Basel), Jacqueline Portmann (Historisches Museum Basel), Dr. Daniel Reicke (Denkmalpflege Basel), Beatrice Schärli (Historisches Museum Basel), Dr. Gerwulf Schneider (Freie Universität Berlin, Arbeitsgruppe Archäometrie), Prof. Dr. Wilhelm Stern (Mineralogisch-Petrographisches Institut der Universität Basel), Joël Schweitzer (Historisches Museum Mulhouse), Dr. Jean-Jacques Schwien (Groupe d'Archéologie Médiévale d'Alsace), Dr. Jürg Tauber (Amt für Museen und Archäologie Basel-Landschaft), Dr. Renata Windler (Kantonsarchäologie Zürich) sowie all jene, die hier namentlich nicht erwähnt sind, aber dennoch in irgendeiner Form zum Gelingen dieser Arbeit beigetragen haben.

Ein Dank geht auch an alle Bekannten, Freunde und meine Familie, die mich immer wieder ermutigt haben und mir mit wertvollen Ratschlägen zur Seite standen. Erwähnen möchte ich im Besonderen Christine Wurz. Sie hat mich stets unterstützt und ermutigt, mir in der Schlussphase die EDV-Ausrüstung zur Verfügung gestellt und die Statistiken graphisch umgesetzt.

Mein wärmster Dank gilt meiner verstorbenen Mutter Therese und meinem Vater Eugen Keller-Schmidlin, die mein Studium ermöglicht und vorliegende Arbeit bis zur Drucklegung mit Interesse begleitet haben.

Für die finanzielle Unterstützung bei der Drucklegung meiner Dissertation danke ich ganz herzlich folgenden Stiftungen: Ceramica-Stiftung Basel, Dissertationenfonds Basel, Freiwillige Akademische Gesellschaft Basel, Max Geldner-Fonds Basel, Oskar Reinhart-Fonds Basel sowie meinem Vater Eugen Keller.

Christine Keller
Basel, im Oktober 1999

1. Einleitung

1.1 Einleitende Bemerkungen

Die vorliegende Arbeit widmet sich der wissenschaftlichen Erschliessung archäologischer Keramikfunde aus der Zeit des ausgehenden 13. bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts aus entwicklungsgeschichtlicher und kulturhistorischer Sicht. Damit reiht sich die Arbeit in die aktuelle mittelalterarchäologische Keramikforschung ein, die nebst der bislang ausschliesslichen Verwendung der Keramik als Datierungshilfe nun auch technologische und funktionelle Bereiche berücksichtigt und damit die Deutung wirtschaftlicher sowie sozial- und kulturgeschichtlicher Aspekte erlaubt. Der bewusst weit gesteckte zeitliche Rahmen von rund vier Jahrhunderten greift erstmals über die bislang bekannten Epochengrenzen hinaus. Damit konnte der Bogen über zwei bekannte, aber weit auseinanderliegende Eckdaten gespannt werden: Augustinergasse 2 mit Keramik aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts und Münsterplatz 16 mit einem Fundensemble aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Die Objekte, die hier im Mittelpunkt der Bearbeitung stehen, haben keine besonderen ästhetischen Werte; vielmehr handelt es sich um Sachgüter, die nicht vom alltäglichen Leben abgehoben und somit nicht Zeugen einer schmalen Oberschicht sind, sondern sie widerspiegeln ein Stück Alltag des städtisch-bürgerlichen Lebens. Als Objekte des täglichen Bedarfs einer breiten Gesellschaftsschicht sind sie Teil der materiellen Kultur und ihres Wandels¹. Sie zeugen indirekt von den Lebensbedingungen und vom sozialen Stand der ehemaligen Benutzer. Schliesslich geben sie *«Aufschluss über alles Gegenständliche, über die Vielfalt der Lebensäusserungen und der Erzeugnisse menschlicher Betätigung»*².

Bis in die 80er-Jahre wurden die Bedeutung und die Aussagekraft dieser Sachquellen kaum oder gar nicht wahrgenommen. Nun erscheint es um so wichtiger, diesen Relikten mehr Aufmerksamkeit zu schenken, zumal durch sie ein Teil der Realität des städtischen Alltags überliefert ist. Versucht man einen Ausschnitt aus dem mittelalterlichen Alltag zu rekonstruieren, darf man sich jedoch nicht auf die Bodenfunde allein verlassen. Keramik ist zudem als äusserst beständiges Material in jeder Ausgrabung und in jeder Epoche gegenüber Fundobjekten aus anderen Materialien stets in der Überzahl und vermittelt deshalb ohnehin ein einseitiges Bild. Aus diesem Grund wurden Quervergleiche mit zeitgenössischen Schrift- und Bildquellen unternommen. Die Ergebnisse zeigen, dass das Beiziehen anderer Quellengattungen, zum Beispiel im Hinblick auf die Bedeutung und Verwendung bestimmter Gefässe, zu differenzierteren Aussagen führt.

1.2 Forschungsstand

Seit den 70er- und 80er-Jahren erbrachten Grabungen in der Stadt Basel eine beachtliche Menge an Fundmaterial, das allerdings erst zu einem verhältnismässig geringen Teil wissenschaftlich ausgewertet ist³. Die bislang publizierten Fundbestände betreffen vorwiegend Keramik aus dem Früh- und Hochmittelalter⁴. In der Publikation über die Ausgrabungen am Petersberg in Basel in den 60er-Jahren wurde die Keramiktypologie erstmals auf das 14./15. Jahrhundert ausgeweitet⁵. In einem Beitrag zur spätmittelalterlichen Keramik aus dem Bischofshof Basel datieren die jüngsten Scherben in das 15. Jahrhundert⁶. Im Anschluss an eine umfang- und ertragreiche Grabung auf dem Basler Münsterhügel widmete man sich bereits 1979 erstmals auch der frühneuzeitlichen Gefässkeramik⁷. Anlass dazu gab die in dieser Liegenschaft ausgehobene Latrine mit einem an Formen reichen Keramikgeschirr-Inventar. Dieser erste Vorstoss, die Keramikforschung auch auf die jüngeren Epochen auszuweiten, blieb damals leider ohne Folgen. Wurden noch in den 70er-Jahren und anfangs der 80er-Jahre die spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Siedlungsspuren kaum beachtet und das Fundmaterial dieser Horizonte weitgehend ausgeschieden, so wird diesen Zeitabschnitten seit kurzem vermehrt grössere Aufmerksamkeit geschenkt.

Mit dem jüngst veröffentlichten Fundmaterial aus der Landvogtei in Riehen (Kanton Basel-Stadt) mit Geschirrkераmik aus dem 17. und 18. Jahrhundert wurde ein weiterer Einblick in die Keramik der Neuzeit gegeben⁸. Hingegen fehlten bis anhin epochenübergreifende Untersuchungen zur Entwicklung der Geschirrkераmik vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Die vorliegende Arbeit soll dazu einen Beitrag leisten.

Zu den ersten grundlegenden Forschungsarbeiten über die mittelalterliche bis spätmittelalterliche Keramik gehört die Publikation von Lobbedey aus dem Jahre 1968⁹. Diese Arbeit berücksichtigte Fundmaterial aus Deutschland und der Nordwestschweiz. Lobbedeys Beitrag bildet auch heute noch eine wichtige Grundlage, ist jedoch mittlerweile zum Teil überholt, zumal ihm zu wenig aussagekräftiges Material zugänglich war. Dennoch sind die von ihm herausgearbeiteten, epochenspezifischen Leitformen für bestimmte Regionen immer noch gültig. Ältere Arbeiten wie die von Lobbedey konzentrierten sich vorwiegend auf die zeitliche und regionale Einordnung der Keramik. Fragen zur Funktion und zum Stellenwert der Gefässkeramik wurden bislang kaum gestellt. Auch in jüngeren Publikationen liegt das Schwergewicht immer noch auf der rein typologischen und chronologischen Einordnung¹⁰. Mittlerweile gewinnen aber in neueren Arbeiten die Keramiktechnologie und die Einteilung der Keramik in Warenarten immer mehr an Bedeutung¹¹. Die Gefässe werden auch vermehrt nicht mehr einzeln, sondern hinsichtlich ihrer Fundvergesellschaftung untersucht. Die Beurteilung der Gefässkeramik in soziologischem und kulturhistorischem Kontext hingegen kam erst in wenigen Publikationen zur Sprache¹².

Auch in der benachbarten Region Elsass/F steht die Erforschung spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Keramik erst in den Anfängen¹³. Da weite Gebiete des Sundgaus bislang archäologisch nicht erfasst werden konnten, fehlen Zeugnisse von Töpfereien aus den angrenzenden ländlichen Gebieten, welche die Stadt Basel beliefert haben dürften.

In Deutschland ist die Keramikforschung einen wesentlichen Schritt weiter als in der Schweiz. Zu den jüngeren Arbeiten aus dem baden-württembergischen Raum zählen die Keramikpublikationen von Scholkmann¹⁴. Sie werden durch die jüngst erschienenen Arbeiten von Gross¹⁵, Kaltwasser¹⁶, Junkes¹⁷, Röber¹⁸ u.a. ergänzt und erweitert. Die zahlreichen Aufsätze¹⁹ über aktuelle Grabungsfunde sollen hier nicht im einzelnen erwähnt werden. Betont sei hingegen, dass im baden-württembergischen Raum der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Keramik bereits seit längerer Zeit grosse Beachtung entgegengebracht wird.

Aufgrund der häufiger werdenden Forschungsarbeiten ist zu hoffen, dass in absehbarer Zeit dank neuer Forschungsergebnisse die oberrheinische Keramikregion räumlich besser eingegrenzt werden kann²⁰.

Abschliessend sei noch darauf hingewiesen, dass auch die schlichte und ästhetisch wenig attraktive Geschirrkera-
mik immer öfter in Ausstellungen zum spätmittelalterlichen Alltags-
leben vorgestellt wird²¹. Dies macht deutlich, dass die Keramik
allmählich zum Gegenstand interdisziplinärer Untersuchun-
gen und einem breiteren Publikum zugänglich wird. Die neuen
Forschungsansätze und die Ausstellungen über mittelalterli-
ches Alltagsleben und seine materielle Sachhinterlassenschaft
machen deutlich, dass auch die gewöhnliche, alltägliche Ge-
schirr- und Gebrauchskeramik einen nicht zu unterschätzen-
den Beitrag zur gesamten Mediävistik leistet.

1.3 Fragestellungen und Zielsetzung

Hier seien die wichtigsten Überlegungen formuliert, die der Arbeit vorangegangen sind:

- Wie sieht das formale Entwicklungsbild der Geschirrkera-
mik vom späten Mittelalter bis in die frühe Neuzeit
aus?
Kapitel 4: Die Gefässformen: Spektrum und Entwicklung,
S. 59
- Welche Impulse von aussen beeinflussten die Entwick-
lung/ Formgenese; was führte zu Innovationen und Sta-
gnationen bei den Gefässformen?
Kapitel 5: Innovation und Tradition, S. 105
- Welche Warenarten finden sich beim Gefässspektrum
über den gesamten Betrachtungszeitraum und welche
sind zeitlich begrenzt?
Kapitel 6.2: Warenarten, S. 113

- Inwiefern stehen der technische Fortschritt und der
Formenwandel in einem gegenseitigen Abhängigkeits-
verhältnis?
Kapitel 6: Aspekte zur Technologie, S. 111
- Welchen Zwecken dienten die verschiedenen Gefässe
und welchen Stellenwert nahmen sie im gesamten Haus-
rat ein?
Kapitel 7: Funktion und Stellenwert der Gefässe, S. 157
- Welche zusätzliche Aussagen lassen sich anhand sekun-
därer Quellen wie Schrift- und Bildquellen gewinnen?
Kapitel 7.2: Sache – Wort – Bild: Quellen zum Funktions-
bereich der Gefässarten, S. 157
- Sind keramische Objekte ein Indikator für soziale Unter-
schiede?
Kapitel 8: Zur sozialhistorischen Deutung der Gefäss-
keramik, S. 173
- Wie war das baselstädtische Hafnerhandwerk organi-
siert; wo lagen die Werkstätten der Hafner und wie «frei»
waren diese in der Gestaltung der Gefässe?
Kapitel 9: Zum Hafnerhandwerk in Basel, S. 175

Das Ziel der Arbeit ist es, eine epochenübergreifende typologi-
sche, chronologische und technologische Einordnung der
baselstädtischen Gefässkeramik unter Berücksichtigung des
lokalen Hafnerhandwerks auszuarbeiten. Dadurch soll einer-
seits die Forschungslücke vom ausgehenden 13. bis zur Mitte
des 17. Jahrhunderts überbrückt werden und andererseits die
Gefässkeramik in einen kulturhistorisch umfassenden Kontext
gestellt werden. Damit verändert sich deren Bedeutung vom
rein datierenden Hilfsmittel zum facettenreichen Informati-
onsträger – eine neuartige Betrachtungsweise, die der moder-
nen Keramikforschung entspricht. Es muss jedoch betont wer-
den, dass solch weit ausgreifende und differenzierte Fragestel-
lungen nur dank einem reichhaltigen und räumlich eng lokali-
sierbaren Fundmaterial herausgearbeitet werden konnten.
Das Miteinbeziehen anderer Quellengattungen wie Schrift
und Bild ist aufgrund der Quellenlage erst ab dem 15. Jahrhun-
dert möglich. In der frühen Neuzeit eröffnen diese «Seitenbli-
cke» Dimensionen, welche für die Keramik im Hochmittelalter,
nicht geltend gemacht werden können.

1.4 Untersuchungsmaterial und Methodik

Das Untersuchungsmaterial stammt aus mehreren Ausgra-
bungen in der Stadt Basel. Gegenstand der Untersuchung sind
zur Hauptsache die im Alltag benutzte Geschirr- und Ge-
brauchskeramik aus den städtischen Privathaushalten. Aus
der Betrachtung ausgeschlossen wurden Ofenkacheln, Glas-
objekte und Metallfunde. Ofenkacheln und Glasobjekte, die

für das Gesamtbild eines Fundkomplexes, dessen Datierung und für die Zuordnung des Fundmaterials in ein bestimmtes soziales Umfeld von entscheidender Bedeutung sind, werden dennoch als Bestandteil eines geschlossenen Fundkomplexes im Katalog abgebildet und im Begleittext eingehend beschrieben.

Nach einer ersten Voruntersuchung wurde aus dem gesamten Fundmaterial, das sich in den letzten Jahren und Jahrzehnten angesammelt hat, eine geeignete Auswahl getroffen. Die dafür ausschlaggebenden Kriterien werden unter 2.1 *Auswahlkriterien* erörtert.

Da es in erster Linie darum ging, die Entwicklung und Bedeutung der Keramik in einem städtischen Milieu zu untersuchen, wurde nur Fundmaterial aus der Stadt Basel berücksichtigt. Die Einschränkung auf die linksrheinische Stadthälfte (Grossbasel) ist rein zufällig und bedingt durch die Qualität der Befunde bzw. Funde der erfassten Fundstellen und die Forschungsdichte.

Der zeitliche Rahmen beinhaltet den Zeitraum vom ausgehenden 13. bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts. Die Grenzen wurden im Hinblick auf den Forschungsstand festgelegt. Mit der unteren Limite wird an das 13. Jahrhundert angeknüpft, dessen Keramikspektrum und -entwicklung durch mehrere Untersuchungen weitgehend bekannt ist²². Die obere Grenze richtet sich nach dem Fundmaterial aus dem Latrinenschacht am Münsterplatz 16/Reischacherhof, dessen Einschüttung in die Zeit kurz nach 1650 absolut datiert werden kann²³.

Verschiedene Möglichkeiten boten sich an, das in seiner Gesamtheit umfangreiche Material in typologischer, chronologischer, technologischer und funktioneller Hinsicht zu bearbeiten: Die chronologische Einteilung und die Gruppierung in einzelne Formtypen bilden einen Schwerpunkt, zumal hier eine durchgehende Entwicklung der Formen bei der Gefässkeramik vom ausgehenden 13. Jahrhundert bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts aufgezeigt werden kann. Bei der Bearbeitung der vorliegenden Keramikobjekte wurde Wert darauf gelegt, das Fundmaterial nicht nach Warenarten oder Gefässtypen aufzutrennen, sondern nach Abbaueinheiten (Fundkomplexen) vorzulegen. Einzelfunde, die aus dem stratigraphischen Zusammenhang herausgerissen waren, wurden nicht berücksichtigt²⁴. Anhand der stratigraphisch klar definierten Fundeinheiten konnten Fragen zur Fundvergesellschaftung, zum gemeinsamen Auftreten und zur gemeinsamen Benutzung verschiedener Form- und Gefässtypen innerhalb einer Epoche angesprochen und teilweise beantwortet werden.

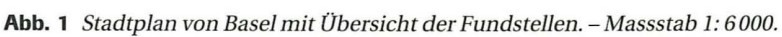
Angeichts der grossen Fülle an Fundobjekten und diesbezüglicher Daten – Angaben zur Fundstelle, Fundumstand und stratigraphische Lage, Datierung und Objekterfassung – mussten die Objekte in einer ersten Arbeitsphase zunächst mittels eines EDV-Programms inventarisiert werden. Die Datenbank wurde eigens für die zur Bearbeitung definierte Fundkategorie (Gebrauchs- und Geschirrkernik) und die Epoche «ausgehendes Mittelalter/frühe Neuzeit» erstellt²⁵. 45 Einzelkriterien von rund 2500 Objekten sind erfasst und ausgewertet

worden. Die Datenerfassung und ein optimales Abrufverfahren ermöglichten einen umfassenden Materialkatalog. Dies bildete die Basis für die Untersuchungen zur Formentwicklung und Typologie, die eine unabdingbare Grundlage für weiterführende Fragen darstellt.

In einer zweiten Arbeitsphase erfolgte die Auswertung des keramischen Materials im Hinblick auf dessen Entwicklungs-, Kultur-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte unter Berücksichtigung des historischen Umfeldes der Fundstellen. Hiermit konnten Veränderungen, Tendenzen und Schwerpunkte hinsichtlich der Bedeutung und des Verwendungszweckes herausgearbeitet werden. Hinzu kommen Materialanalysen und die Einordnung in Warenarten, die weitere Aussagen über technische Eigenheiten, Entwicklungen und Fortschritte ermöglichten.

Bei weiterführenden kulturhistorischen Fragen stiess man mit den Sachquellen bald an die Grenzen der Aussagemöglichkeiten. So mussten im Hinblick auf die Funktion und Stellenwert der spätmittelalterlichen Keramikgefässe in einem grösseren sozialen Kontext auch Schrift- und Bildquellen, welche Alltagsszenen, Interieur und Haushaltsgegenstände zum Inhalt haben, beigezogen werden.

Als Grundlage für die Ausführungen zum städtischen Töpferhandwerk konnten lediglich edierte Quellen und Sekundärliteratur berücksichtigt werden. Es lag leider nicht im Rahmen des Möglichen, die ausserordentlich gute Quellenlage zum Basler Töpferhandwerk auszuwerten²⁶.



2. Katalog der Fundstellen

2.1 Auswahlkriterien

Die Auswahl der Fundstellen (Abb. 1) für die vorliegende Arbeit erfolgte nach folgenden Gesichtspunkten:

a) Fundstellen mit stratifizierten Fundkomplexen:

1. Leonhardsgraben 47
2. Andreasplatz 7–12
6. Spalenberg 12
9. Nadelberg 37
10. Nadelberg 20

b) Fundstellen mit geschlossenen Funden (Gruben, Kellereinschüttungen, Latrinen). Die Geschlossenheit von Funden ist für das Herausarbeiten von Fundvergesellschaftungen Voraussetzung:

7. Aeschenvorstadt 2
8. Bäumleingasse 1–7
11. Spalenberg 40
12. Petersgraben 47–55
13. Münsterplatz 16

c) Fundstellen, die eine repräsentative Anzahl an Keramikfunden und möglichst auch ganze Gefäßformen aufweisen. Nur an der Gesamtform eines Gefäßes lässt sich dessen Entwicklung nachvollziehen; im Spätmittelalter sind reine Randtypologien nicht mehr aussagekräftig genug. Ferner darf bei ganzen Gefäßen angenommen werden, dass sie nach der primären Entsorgung nicht mehr verlagert wurden:

1. Leonhardsgraben 47
2. Andreasplatz 7–12
3. Marktplatz 11
6. Spalenberg 12
8. Bäumleingasse 1–7
9. Nadelberg 37
11. Spalenberg 40
12. Petersgraben 47–55
13. Münsterplatz 16

d) Fundstellen, die mit einem historischen Ereignis in Verbindung gebracht werden können, was eine engere zeitliche Eingrenzung des Materials ermöglicht. Dazu gehören auch Funde, die bei einem schriftlich überlieferten Umbau, Neubau oder Abbruch eines Gebäudes abgelagert wurden. Bei sog. Katastrophenschichten kann man davon ausgehen, dass es sich bei den jüngsten Funden um Objekte handelt, die unmittelbar vor der Einschüttung noch in Gebrauch waren:

1. Leonhardsgraben 47: Erdbeben 1365
2. Andreasplatz 7–12: Abbruch der umliegenden Häuser als Folge des Erdbebens von 1356
3. Rittergasse 29
6. Spalenberg 12: wohl Abbruch der umliegenden Häuser
10. Nadelberg 20: wohl Abbruch der umliegenden Häuser

e) Fundstellen, die mit einer Liegenschaft zu einem bekannten Zeitpunkt in direktem Zusammenhang standen, z.B. Latrinen, Kelleraufschüttungen und Abfallgruben:

7. Aeschenvorstadt 2: Abfallgrube einer Töpferwerkstatt
8. Bäumleingasse 1–7: Kelleraufschüttung in Liegenschaft Nr. 5
11. Spalenberg 40: Latrine
12. Petersgraben 47–55: Abfallgrube
13. Münsterplatz 16: Latrine

f) Münzschatzgefäße:

3. Marktplatz 11
- 4a. St. Johannis-Vorstadt 41/43
- 4b. Nadelberg 8
13. Münsterplatz 16

2.2 Fundstellen: Befund und Datierung

Aufgrund der eingangs definierten Auswahlkriterien wurden folgende Fundstellen und -komplexe bearbeitet:

1. Leonhardsgraben 47, Stadtgraben, 1985/10
Aufschüttungen, stratigraphische Schichtenabfolge,
3 Phasen
S. 18–20, Tafeln 1–24
2. Andreasplatz 7–12, Hinterer Andreasplatz, 1983/11
flächenübergreifende Planie, stratifiziert
S. 21 und 22, Tafeln 25–36
3. Marktplatz 11, 1972/11
S. 22, Tafeln 37–41
4. Münzschatzgefäße
S. 23, Tafel 42
5. Rittergasse 29, 1987/3
Abbruchschutt nach Stadtbrand
S. 24, Tafel 43
6. Spalenberg 12, 1986/7
Planieschicht, Brandschicht
S. 25, Tafeln 44–51

7. Aeschenvorstadt 2, Altgrabungen 1906 und 1960
Grubenauffüllung, Töpferwerkstattgrube
S. 26, Tafeln 52–59
8. Bäumleingasse 1–7, 1988/41
Kelleraufschüttung
S. 26 und 27, Tafeln 60–70
9. Nadelberg 37, 1979/49
Grubenauffüllung, stratifiziert, 2 Phasen
S. 27 und 28, Tafeln 71–79
10. Nadelberg 20, 1985/31
Brandschicht, stratifiziert
S. 28 und 29, Tafeln 80–88
11. Spalenberg 40, 1979/15
Latrine, geschlossene Auffüllung
S. 30 und 31, Tafeln 89–107
12. Petersgraben 47–55, 1983/15
Grube, geschlossene Auffüllung
S. 31 und 32, Tafeln 108–114
13. Münsterplatz 16, Reischacherhof 1977/3
datierte Latrineneinfüllung
S. 32 und 33, Tafeln 115–124

Bei den in chronologischer Reihenfolge aufgelisteten Fundstellen handelt es sich zur Hauptsache um Fundorte, die in der Stadt Basel auf der linken Rheinseite (Grossbasel) «intra muros» lokalisiert werden können (Abb. 1). Die Fundstellen Nr. 4a, St. Johannis-Vorstadt, und Nr. 7, Aeschenvorstadt 2, gehören – wie bereits aus der Adresse ersichtlich wird – in den Bereich der Vorstädte.

Bei den Fundstellen wurden nur diejenigen Fundhorizonte berücksichtigt, deren Funde den in 2.1 *Auswahlkriterien* diskutierten Unterkriterien entsprachen.

Die folgenden Ausführungen beschreiben in skizzenhafter Weise die einzelnen Befundsituationen. Auf eine detaillierte Befundinterpretation musste im Rahmen dieser Arbeit verzichtet werden. Zusammen mit der Adresse wird jeweils die Laufnummer der Grabung aufgeführt. Die Grundlagen zur Datierung der jeweiligen Fundmaterialien werden in 3.1 *Aspekte zur Datierungsfrage* und 3.2 *Chronologische Einordnung der Fundensembles* eingehend erläutert.

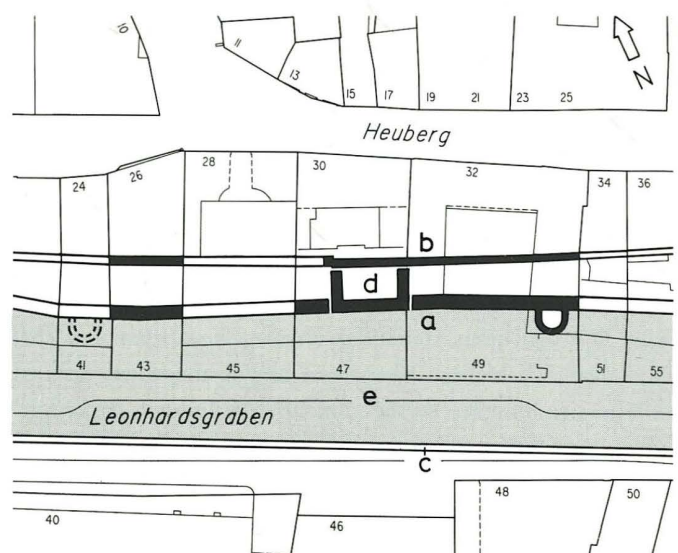
1. Leonhardsgraben 47, Stadtgraben, 1985/10

Am Leonhardsgraben 47 (Abb. 1.1) sind bei Sondiergrabungen im Jahre 1985 im Keller des im 19. Jahrhundert errichteten Truchsesserhofs (heute Hotel-Restaurant Teufelhof) Mauerreste freigelegt worden, die als Reste der jüngeren «inneren» Stadtmauer gedeutet werden können (Abb. 2)²⁷. Die Innere Stadtmauer wurde um die Mitte des 13. Jahrhunderts der älteren, unter Bischof Burkhard errichteten Stadtmauer aus dem 11. Jahrhundert vorangestellt²⁸. Ferner stiess man auf die Fundamentreste eines Wehrturmes, welcher der romanischen Stadtmauer vorgelagert war und dann im 13. Jahrhundert in die jüngere Stadtmauer integriert worden ist (Abb. 3)²⁹. Zwischen der jüngeren Stadtmauer, die bis auf eine Höhe von 11,5 m rekonstruiert werden kann, und der Kontermauer lag ein 14 m breiter und 5 m tiefer Graben³⁰. Der Stadtgraben wurde seit dem ausgehenden 13. Jahrhundert in mehreren Etappen aufgeschüttet, als Gartenareal genutzt und erst im 19. Jahrhundert planiert und als Strasse erschlossen³¹.

Von der gesamten Ausgrabung wurde lediglich das keramische Material aus vier Flächen zur Untersuchung beigezogen³². Drei dieser Flächen (Abb. 4: Flächen 11b, 11a und 10b) lagen unmittelbar vor der jüngeren Stadtmauer und enthielten im Vergleich zu den restlichen Flächen auffallend viele Keramikfunde. Fläche 10a (Abb. 4) befand sich vor dem in die Mauer integrierten Turm und war bedeutend fundärmer. Mit einer Fundmenge von ca. 1650 Keramikobjekten aus den erwähnten vier Ausgrabungsflächen haben wir es hier mit der bislang grössten bekannten Abfalldeponie der spätmittelalterlichen Stadt Basel zu tun.

Die Ablagerungen im Stadtgraben waren nur partiell stratigraphisch fassbar, da vor allem die oberen Schichten durch Einfüllen und erneutes Ausheben immer wieder umgelagert worden sind, was zu einer Durchmischung einzelner Schichten geführt hat. Bei der unteren Grabenauffüllung liess sich

Abb. 2 Leonhardsgraben 47. a Innere Stadtmauer 13. Jh., b Burkhardsche Stadtmauer 12. Jh., c Kontermauer, d Turm, e Stadtgraben. – Massstab 1:1 000.



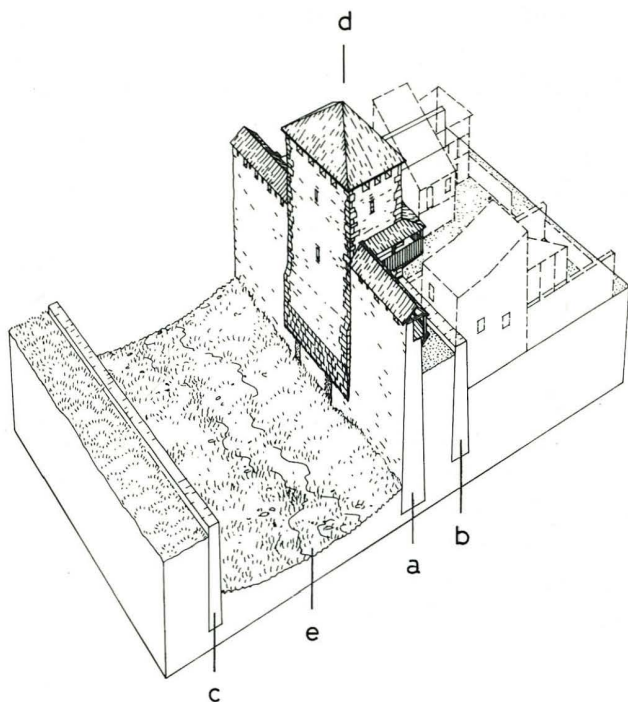


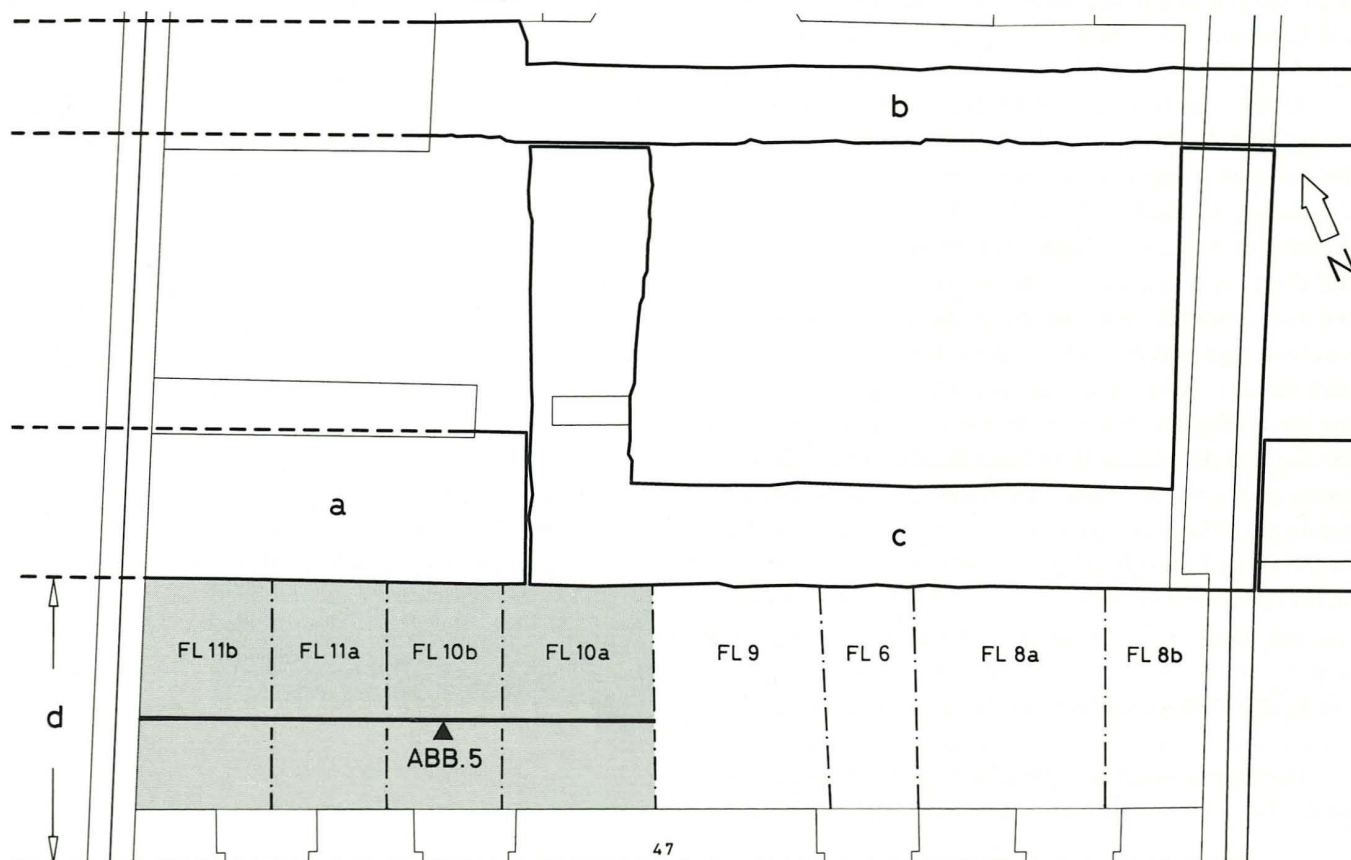
Abb. 3 Rekonstruktionszeichnung Leonhardsgraben 47. a Innere Stadtmauer 13. Jh., b Burkhard'sche Stadtmauer 12. Jh.: c Kontermauer, d Turm, e Stadtgraben.

aufgrund des einheitlichen Materials der jeweiligen Schicht eine stratigraphische Abfolge erkennen. Flächenübergreifende Passscherben ermöglichten das Zusammenfassen von Fundkomplexen zu einem Fundensemble. Im unteren Grabenteil konnte zwischen drei verschiedenen Einschüttungen (= drei Phasen) unterschieden werden (Abb. 5), die sich über sämtliche Flächen erstreckten.

Auf der Grabensohle lag der Bauhorizont mit Bauschutt und Keramikscherben aus der Bauzeit der Stadtmauer. Dieser geht in die unterste Planieschicht über (Abb. 5: Phase I), die bei den Umgebungsarbeiten nach Abschluss der Bauarbeiten angelegt wurde. Phase I ist von einer mächtigen und äusserst fundreichen Einfüllung (Abb. 5: Phase II) überlagert. Die Funde aus der darüber folgenden Schicht sind spärlicher und stark durchmischt (Abb. 5: Phase III).

Die Keramik aus Phase I entspricht in ihrer Zusammensetzung dem für das fortgeschrittene 13. Jahrhundert in Basel bekannten typologischen Spektrum³³. Mit dem Fundmaterial aus Phase II lässt sich die für das 13. Jahrhundert aufgrund von Einzeluntersuchungen³⁴ erarbeitete Typologie und Chronologie der Keramikentwicklung fortsetzen. Das Fundmaterial weist eindeutige Parallelen zum typologisch jüngsten Fundmaterial aus dem Erdbebenhorizont (vor 1356) regionaler Burgen³⁵ auf und kann somit zeitlich in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts eingeordnet werden. Die überaus grosse Abfallmenge aus dieser Schicht lässt auf Aufräumarbeiten nach einer Katastrophe schliessen. Die Übereinstimmung mit dem Fundmaterial aus den beim Erdbeben von 1356 zerstörten Burgen der Region legt nahe, dass wir es auch hier mit einer Abfall-

Abb. 4 Leonhardsgraben 47, Flächenplan. a Innere Stadtmauer, b Burkhard'sche Stadtmauer, c Turm, d Graben. – Massstab 1:100.



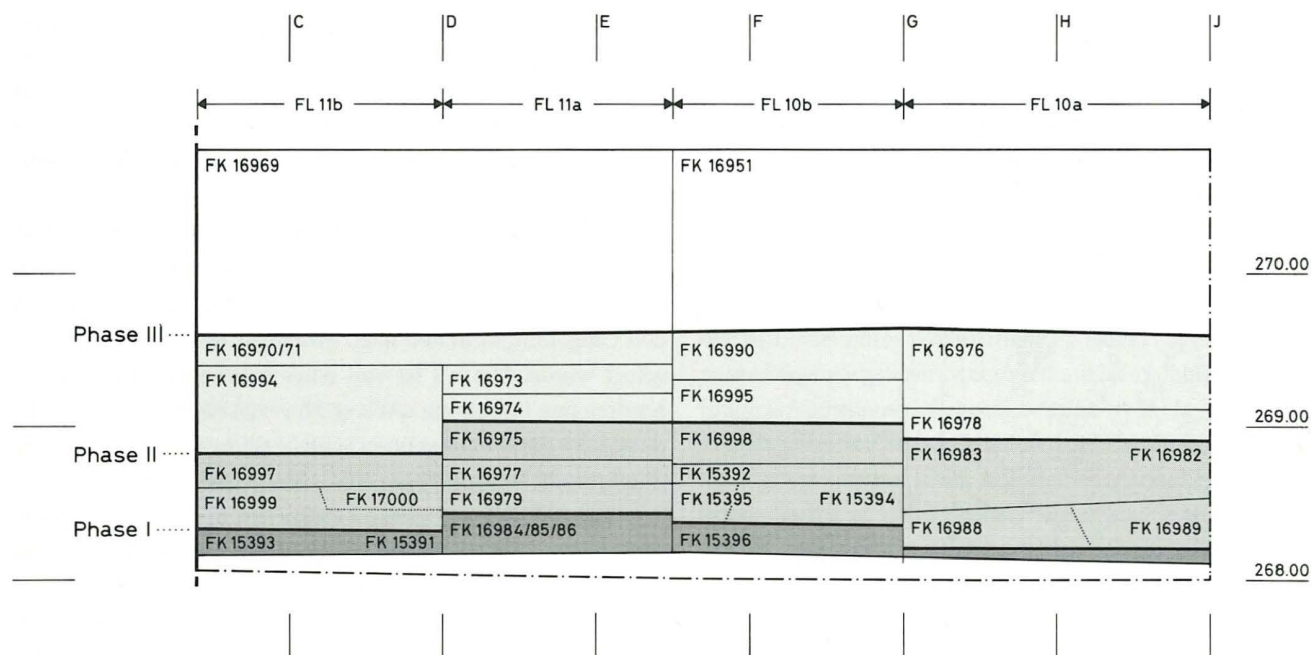


Abb. 5 Leonhardsgraben 47. Idealisiertes Profil der Flächen 10a, 10b, 11a und 11b mit entsprechenden Fundkomplexen. – Massstab 1:50.

schicht zu tun haben, die kurz nach dem Erdbeben von 1356 in den Stadtgraben gelangt ist. Zusammensetzung, Fundmenge und die typologische Einordnung der Keramikfunde lassen uns Phase II als «Erdbebenschicht» deuten.

Das Erdbeben von 1356 löste einen Stadtbrand aus, der die ganze Stadt innerhalb der Stadtmauern und die St. Alban-Vorstadt erfasste³⁶. Diese Katastrophe brachte stellenweise Häuser zum Einstürzen. So dürfte ein grosser Teil der Inneneinrichtungen und des Hausrates durch die Erschütterungen und Brandeinwirkungen stark beeinträchtigt worden sein. Gerade das leicht zerbrechliche Geschirr war davon betroffen.

Archäologisch liessen sich bislang weder im Boden noch am aufgehenden Mauerwerk der Basler Altstadtbauten Spuren des Erdbebens nachweisen. Man trifft immer wieder auf Mauerzüge, Gebäude oder vollständig erhaltene Holzkonstruktionen, die vor dem grossen Erdbeben entstanden sind und dieses und den Stadtbrand unversehrt überstanden haben. Ungeachtet dessen kann das Erdbeben nicht spurlos an Basel vorbeigegangen sein. Es ist anzunehmen, dass in der Talstadt grosse Schuttmengen durch die Gewässer entsorgt worden sind; hingegen bot sich für die Bewohner der Niederterrasse und der oberen Hangkante Basels, wo sich kein Gewässer in unmittelbarer Nähe befand, in erster Linie der Stadtgraben zur Abfallbeseitigung an. Die Tatsache, dass das Material aus Phase II stark fragmentiert und grösstenteils verbrannt ist, bekräftigt die Annahme, dass es sich hierbei um zerbrochenes und verbranntes Hausinventar der umliegenden Häuser handelt. Am Rande sei bemerkt, dass nur vereinzelte Gläser und keine Metallgegenstände im Fundmaterial enthalten waren.

Das Fundmaterial aus Phase II zeigt den Übergang von der unglasierten zur glasierten Ware – in diesem Horizont tritt

die glasierte Kochkeramik zum ersten Mal auf. Dem Fundhorizont kommt ferner in chronologischer Hinsicht Bedeutung zu; das Erdbeben (1356) darf als *Terminus ante quem* für die jüngsten Funde aus Phase II, welche zur Zeit der Katastrophe noch in Gebrauch waren, betrachtet werden.

Zwischen dem Fundmaterial aus Phase II, der sog. «Erdbebenschicht», und demjenigen aus Phase III liegt eine deutliche Zäsur. Im Gegensatz zur äusserst fundreichen Schicht Phase II mit zeitlich begrenztem Fundgut setzt sich das weniger zahlreiche Material von Phase III aus Funden verschiedener Zeitstellung zusammen. Da abgesehen von Ausnahmesituationen wie den grossangelegten Aufräumarbeiten nach der Erdbebenkatastrophe das Deponieren von Abfall im Stadtgraben grundsätzlich untersagt war, sind die auf den Erdbebenhorizont folgenden Schichten entsprechend fundarm und zeitlich durchmischt. Aus Phase III wurde eine kleine Auswahl an Funden im Katalog abgebildet, die gemäss der oben erwähnten Zäsur jünger als die Keramik aus Phase II sind, aber wegen der starken Durchmischung bei der typologischen Auswertung nicht berücksichtigt worden sind.

Datierung des Fundmaterials:

Phase I: Zweite Hälfte 13. Jh. (Tafeln 1–6).

Phase II: Ende 13. Jh. bis 1356 (Tafeln 7–21).

Phase III: Mitte 14. Jh. und 15. Jh./16. Jh. (Tafeln 22–24).

2. Andreasplatz 7–12, Hinterer Andreasplatz, 1983/11

Bei Renovationsarbeiten in den Jahren 1983 und 1984 wurde der ganze hintere (obere) Andreasplatz archäologisch untersucht (Abb. 1.2; Abb. 6)³⁷. Dies ermöglichte unter anderem eine Rekonstruktion der Platzbebauung (Abb. 7). Der hintere Andreasplatz, der wegen der Läden der dort ansässigen Krämer und Kaufleute einst «unter den Krämern» genannt wurde, zeichnete sich schon im 13. Jahrhundert durch öffentliche Bauten aus³⁸. Neben überlieferten Badestuben³⁹ befand sich dort auch die 1345 erstmals erwähnte Trinkstube der Krämer (Haus Nr. 8)⁴⁰. Bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts entwickelte sich der hintere Platz zu einem dicht überbauten Gelände. Dann muss eine tiefgreifende Zäsur stattgefunden haben. Die archäologischen Untersuchungen haben ergeben, dass in dieser Zeit das ganze Gelände mit einer mächtigen Abbruchschutt-schicht planiert worden ist und die neue Baulinie nicht mit der des 13. und frühen 14. Jahrhunderts übereinstimmt. Dieser Be-

fund lässt auf umfassende Aufräumarbeiten schliessen und deutet – analog zum Leonhardsgraben 47 – auf eine vorausgegangene Katastrophe hin⁴¹; eine Katastrophe, die in diesem eng überbauten Gelände beachtliche Bauschäden verursacht hat.

Die stratigraphische Situation zeigt über dem mittelalterlichen Horizont I (Abb. 8: Phase I) mit Brandschichten und Keramik aus dem 12. und 13. Jahrhundert⁴² eine mächtige Schuttschicht von 80 cm Dicke (Abb. 6; Abb. 8: Phase II), die sich in allen Flächen auf gleichem Niveau verfolgen lässt⁴³. Phase II wird von einer neuzeitlichen Aufschüttung mit Mischkomplexen aus dem Spätmittelalter und der Neuzeit überdeckt (Abb. 8: Phase III). Darüber schliesst der moderne Pflasterboden an.

In der Planieschicht Phase II ist ein an Keramik reiches Fundspektrum mit zum Teil ganzen oder beinahe vollständig erhaltenen Gefässen zutage getreten. Der für eine Planieschicht erstaunlich gute Erhaltungszustand einzelner Gefässe

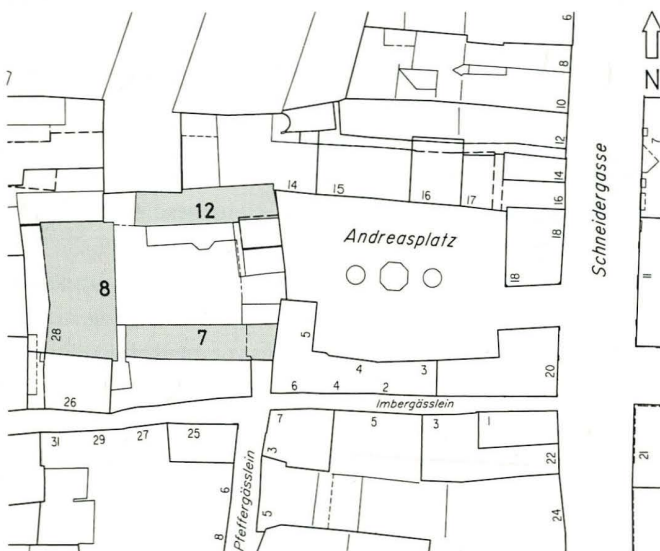


Abb. 6 Andreasplatz 7–12. Übersichts- und Flächenplan. – Massstab 1:1 000.

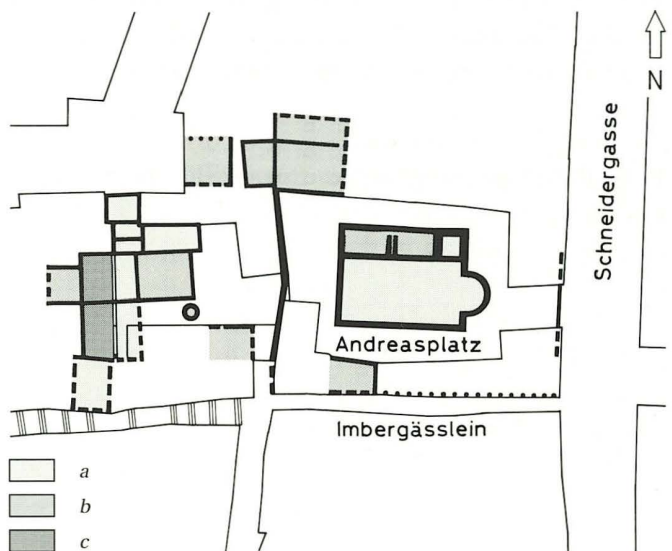


Abb. 7 Andreasplatz 7–12. Phasenplan und bauliche Entwicklung. a überbaut im 11./12. Jh., b überbaut im 13./14. Jh., c überbaut im 14. Jh. – Massstab 1:1 000.

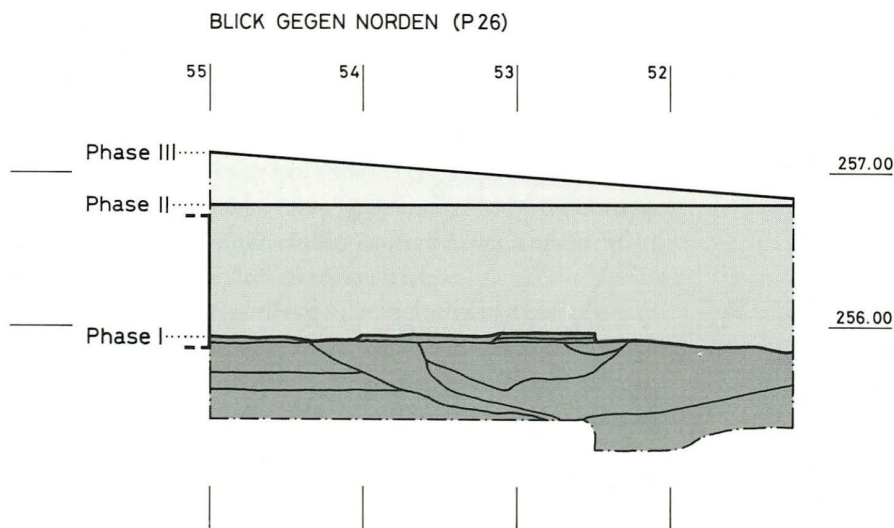


Abb. 8 Andreasplatz 7–12. Blick gegen Norden (P 26). Profil der Fläche 2c mit Phase I bis III. – Massstab 1:50.

legt nahe, dass diese Objekte aus Liegenschaften der unmittelbaren Umgebung stammen. Wäre das Schuttmaterial zu Planiezwecken über grössere Distanzen herantransportiert worden, so wären die Gefässe auf dem Transport wohl zerbrochen.

Die Keramik entspricht formal dem Fundmaterial aus dem Stadtgraben, Phase II, sog. «Erdbebenschicht», und weist analog zu diesem auffallende Brandspuren auf. Deshalb liegt es nahe, als Ursache für die Entstehung der Schuttschicht dieselbe Katastrophe – das Erdbeben von 1356 und den darauffolgenden Stadtbrand – anzunehmen⁴⁴. Die neue Planieschicht mit Schuttmaterial und zerstörten Hausratsgegenständen stammt demnach aus den einst den Platz begrenzenden Liegenschaften.

Die Fundensembles aus dem «Erdbebenhorizont» Andreasplatz 7–12, Phase II, und Leonhardsgraben 47, Phase II, ergänzen sich gegenseitig. Die ganzen Töpfe aus dem Fundmaterial Andreasplatz 7–12 und die nur in Fragmenten erhaltenen Töpfe aus dem Stadtgraben am Leonhardsgraben 47 entsprechen sich formal. Ferner fassen wir hier zwei lokal und sozialtopographisch verschiedenartige Fundstellen derselben Epoche – eine Tatsache, die unter anderem auch durch den unterschiedlichen Formenschatz zum Ausdruck kommt.

Datierung des Fundmaterials:

Phase II, Planie – Abbruchschicht: Ende 13. Jh. bis 1356 (Tafeln 25–36).

3. Marktplatz 11, 1972/11

Beim Aushub eines Fernheizungsschachtes im Jahre 1972 stiessen die Arbeiter am Marktplatz 11 (Abb. 1.3 und Abb. 9), vor dem heutigen Rathaus, auf eine mittelalterliche Schuttschicht⁴⁵. Erst als ca. 2 m unter dem Gehniveau eine von einer Lehm-schicht überdeckte Brandschicht mit einem mit Münzen gefüllten Sparhafen zum Vorschein kam wurde man auf die Befundsituation aufmerksam. Die Schichtbeschaffenheit – von einer Lehm-schicht überdeckter Brandhorizont – liess die damals verantwortlichen Archäologen hier abermals Zeugnisse des Erdbebens von 1356 vermuten. In diesem Zusammenhang wurde der über dem Brandhorizont festgestellte Lehm als Rest des Wandlehms von eingestürzten Häusern gedeutet⁴⁶.

Das eigentliche Interesse an dieser Fundstelle weckten zwei damals noch unversehrte Sparhäfen⁴⁷. Der eine Sparhafen (Tafel 39,5) enthielt einige Münzen, die in den Jahren 1320–1335, eine erst nach 1340, geprägt worden sind⁴⁸. Die Begleitfunde entsprechen typologisch den Fundensembles gleicher Zeitstellung – Leonhardsgraben 47 (Phase II) und Andreasplatz 7–12 (Planieschicht, Phase II) –, so dass eine Vergrabung kurz nach dem Erdbeben von 1356 durchaus möglich wäre. Die Schuttschicht könnte jedoch auch mit dem Neubau des älteren Rathauses in unmittelbarer Nähe zusammenhängen, das dem Brand von 1356 zum Opfer gefallen war⁴⁹. Bemerkenswert ist, dass einige Funde – insbesondere die Deckel und ein Lämpchen – unversehrt und ohne jegliche Gebrauchsspuren in den Boden gelangt sind. Auch der ungeleerte Sparhafen spricht für eine unbeabsichtigte Entsorgung – es sei denn, der Besitzer wollte sein Erspartes vor möglichen Plündern sichern.

Datierung des Fundmaterials:

Um 1300 bis um 1356 (Tafel 37–41).

Abb. 9 Marktplatz 11. Situationsplan. a Fundstelle. b ursprünglicher Verlauf des Birsig; heute unterirdisch. – Massstab 1:1 000.



4. Münzschatzgefässe

4a. St. Johannis-Vorstadt 41/43, 1882/1

Im Jahre 1879 wurden im Zusammenhang mit dem Bau der Johanniterbrücke in der Liegenschaft St. Johannis-Vorstadt 41/43 Ausgrabungen vorgenommen (Abb. 1.4a). Auf diesem Areal entdeckte man ca. 1 Meter unter der Erde einen Topf⁵⁰, der ursprünglich etwa 2600 Münzen enthielt. Die ältesten datierbaren Münzen von Berthold von Pfirt gehören in die Zeit von 1249–1262, als dieser Bischof von Basel war. Die jüngste Münze datiert frühestens ins Jahr 1333⁵¹. Die Vergrabung erfolgte wohl kurz nach 1333.

Datierung des Topfes:

Zweite Hälfte 13. Jh. (Tafel 42,1).

4b. Nadelberg 8, 1966/11

Zwei weitere Münztöpfe kamen bei Renovationsarbeiten im Winter 1965/66 in der Liegenschaft Nadelberg 8 (Abb. 10), dem sog. «Schönen Haus», beim Ausheben der Zuleitungsgräben zum Vorschein. Münztopf A enthielt insgesamt 3782 Münzen⁵². Die Münzen aus Münztopf A stammen zum grössten Teil aus Basel, aber auch aus Zofingen, Zürich und Schwäbisch Hall und werden alle in die Zeit um 1320 bis 1335 datiert⁵³. Da Münztopf A beim Aushub zerstört wurde, sind nur noch die Münzen überliefert.

Am selben Tag konnte ca. 50 m vom ersten Münztopf entfernt ein zweiter Münztopf B geborgen werden, der fast bis zum Rande mit 1418 Pfennigen aufgefüllt war. Münztopf B ist mitsamt Deckel erhalten geblieben⁵⁴. Er enthielt 1418 Brakteaten aus der Zeit um 1330, der jüngste wurde nach 1340 im Bistum Basel geprägt. Da die jüngste Münze erst nach 1340 geprägt wurde, ist der Münzschatz erst nach diesem Prägedatum vergraben worden⁵⁵.

Datierung der Funde:

Zweites Viertel 14. Jh. (Tafel 42,2 und 3).

Der Münztopf aus der St. Johannis-Vorstadt 41/43 entspricht einer Form, die bereits in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts geläufig war⁵⁶. Die Münzen datieren den Zeitpunkt des Vergrabens jedoch erst in die Jahre nach 1333. Daraus geht hervor, dass diese Form etwa 50 Jahre in Gebrauch war – für einzelne Gefässformen also durchaus mit Laufzeiten von annähernd einem halben Jahrhundert zu rechnen ist.

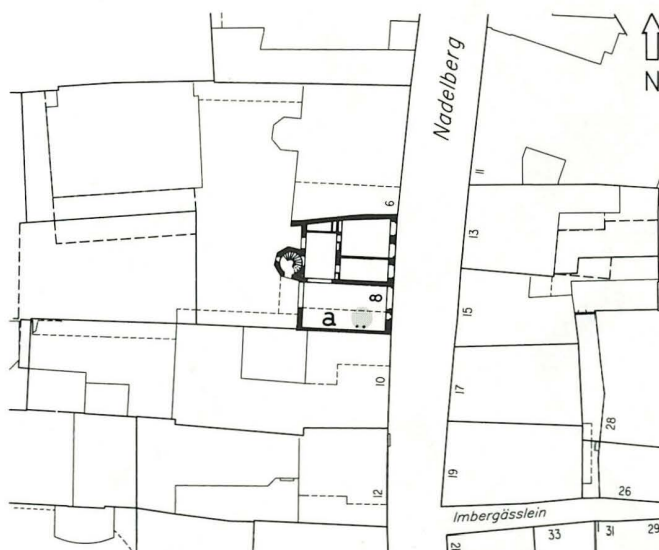
Die Topfform Nadelberg 8 kommt hingegen erst in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts vor. Aus dieser Zeit stammen auch die Münzen, mit denen der Topf aufgefüllt war.

Beide Gefässtypen sind in den zeitlich vergleichbaren Schichten am Leonhardsgraben 47 (Phase II) und Andreasplatz 7–12 (Phase II) vorhanden; ein Hinweis darauf, dass traditionelle und moderne Formen gleichzeitig in Gebrauch waren.

Bei münzdatierten Einzelfunden sei darauf hingewiesen, dass die Datierung der Gefässe, die als Verpackung der Münzen verwendet worden sind, nicht unproblematisch ist. Einerseits sind die Münzen oft nicht genau datierbar oder deren Prägedatum streut zu weit, andererseits können zwischen dem Zeitpunkt der Herstellung eines Gefässes und seiner Vergrabungszeit oft mehrere Jahre und Jahrzehnte verstrichen sein. Die Münzen geben in dieser Hinsicht lediglich einen *Terminus post quem* für die Vergrabungszeit, erlauben aber nicht die absolute Datierung des Gefässes⁵⁷.

Ob die besagten Töpfe eigens für den Zweck «Münzschatzgefäss» hergestellt worden sind, oder ob man für die Münzen irgendeinen Topf aus dem Küchen- oder Vorratsbereich zweckentfremdet hat, ist unbekannt. Beim Münztopf Nadelberg 8 waren am Gefäss keinerlei Gebrauchsspuren zu beobachten, weshalb anzunehmen ist, dass dieser zuvor nicht als Kochtopf gedient hat.

Abb. 10 Nadelberg 8, zum «Schönen Haus». Situationsplan der Fundstelle (a) neben der Durchfahrt zur heutigen Liegenschaft. – Massstab 1:1 000.



5. Rittergasse 29, 1987/3

Archäologische und baugeschichtliche Untersuchungen an der Rittergasse 29 (Abb. 1.5; Abb. 11) in der Deutschritterkapelle⁵⁸ ergaben, dass diese nach dem Stadtbrand von 1417 wieder instand gestellt und mit einem neuen Dachstuhl versehen worden war. Das an die nördliche Kirchenschiffmauer angrenzende Steinhaus (Abb. 12) hingegen wurde beim Wiederaufbau der Kapelle nicht mehr erneuert, denn schon 1495 wird in einer Schriftquelle das bis heute an dieser Stelle bestehende Gässchen erwähnt⁵⁹.

In der Südostecke des mutmasslichen Kellers dieses Steingebäudes stiessen die Ausgräber im verputzten Mauerwinkel auf ein Fundensemble⁶⁰, das mit dem Abbruchschutt kurz nach 1417 hier deponiert worden ist⁶¹.

Trotz der unrepräsentativen Fundmenge von nur 18 Fragmenten bildet das Fundensemble aus dem Gebäude Rittergasse 29 dank des *Terminus ante quem* von 1417 einen Anhaltspunkt in der spätmittelalterlichen Keramikchronologie. Wenige Leitformen setzen wichtige Akzente in der Keramikentwicklung am Übergang vom 14. zum 15. Jahrhundert.

Datierung des Fundmaterials:

Zweite Hälfte 14. Jh. bis 1417 (Tafel 43).

Abb. 11 Rittergasse 29. Ausschnitt aus dem Falknerplan 1865. Gerastert (a) der ehemalige Standort der Liegenschaft Haus I, das heutige Gässlein neben der Deutschritterkapelle. – Massstab 1:1000.

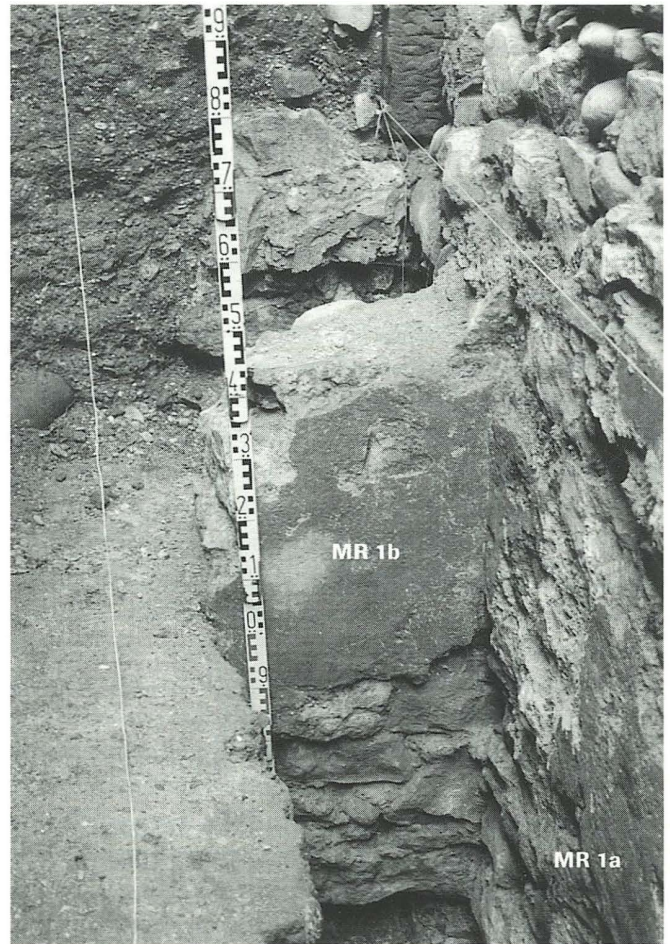
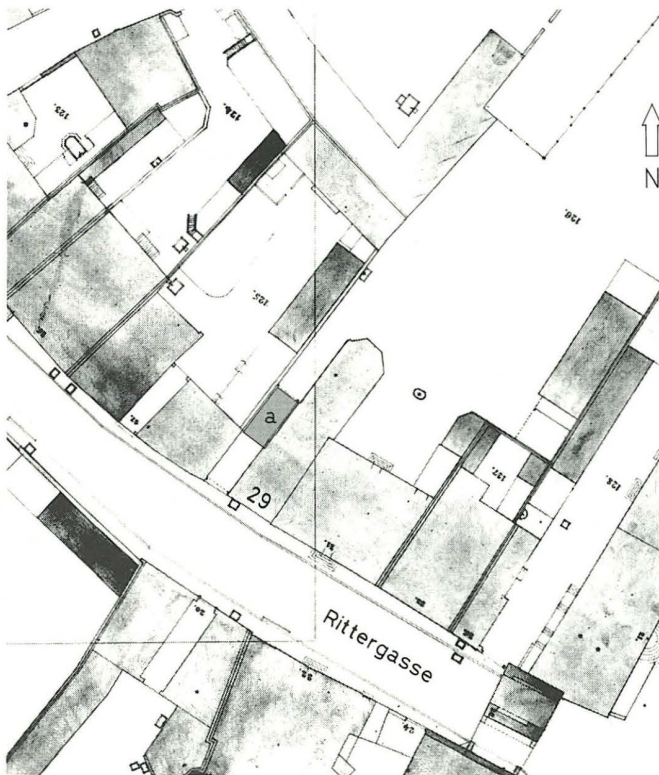


Abb. 12 Rittergasse 29. Blick in die südöstliche Mauerecke von Haus I (MR 1a/1b) im Bereich des heutigen Gässleins.

6. Spalenberg 12, 1986/7

Die Liegenschaft Spalenberg 12 (Abb. 1.6) am Hang des Nadelberges – der Spalenhof, heute Theater Fauteuil – gehörte ursprünglich zu den bedeutendsten profanen Bauten der Stadt; sie wird in einer Urkunde von 1247 zum ersten Mal erwähnt⁶². Gemäss den archäologischen Befunden liegt das Baudatum vermutlich kurz vor 1247⁶³.

Umfassende Bauuntersuchungen haben ergeben, dass der erste Kernbau im 14. und 15. Jahrhundert tiefgreifend verändert worden ist; damals wurde das Haus um ein Geschoss ergänzt. Holzstützen, die im Keller erhalten geblieben sind, datieren eine erste Umbauphase dendrochronologisch in die Zeit um 1380, also rund 15 Jahre nach dem Erdbeben von 1365. Bei einem zweiten Umbau um 1422/23 wurde das heutige Gerüst aus Holzstützen und Holzböden eingezogen. Die Datierung der zweiten Umbauphase stützt sich ebenfalls auf dendrodatierte Holzbestände im zweiten Obergeschoss⁶⁴ und auf Wandmalereien, die ikonographisch in die Zeit um 1420 gehören⁶⁵. Es gab im 15. und 16. Jahrhundert noch weitere Umbauphasen, die in diesem Zusammenhang jedoch nicht relevant sind.

In Fläche 5 (Abb. 13)⁶⁶, welche an die Südwestecke des romanischen Kernbaus anschloss – also ausserhalb des Spalenhofes – wurde eine äusserst fundreiche Planieschicht freigelegt. Mit dieser Aufschüttung zu Planiezwecken dürfte die Gewinnung von zusätzlichem Wohnraum am Hangbereich angestrebt worden sein. Die Planieschicht besteht nach Matt⁶⁷ aus Abbruchschutt der Häuser im Bereich von Fläche 5. Es sei aber die Frage aufgeworfen, ob die Entstehung der Planieschicht nicht eventuell in Zusammenhang mit den im Jahre 1422/23 erfolgten Umbauarbeiten am Spalenhof stehen könnte. Die im zweiten Obergeschoss der Liegenschaft verbauten und in die Jahre 1416–1422/23 dendrodatierten Hölzer belegen, dass damals grössere Umbauten in Angriff genommen worden sind. Aufgrund der stark verbrannten Keramik aus dieser Schicht können die Neu- und Umbauten auf einen Brand zurückgeführt werden. Wahrscheinlich handelte es sich dabei um einen lokalen Hausbrand, der in diesem eng überbauten Gelände möglicherweise auch auf die Nachbarliegenschaften übergrieff. Der Stadtbrand von 1417 kann als Ursache der Brandschäden ausgeschlossen werden, denn dieser wütete lediglich vom Münsterhügel bis in die St. Alban-Vorstadt, während der Hang links des Birsigs verschont blieb⁶⁸.

Die Keramikfunde aus der Planieschicht Spalenberg 12 zeigen ein einheitliches Typenspektrum; auffallend sind die mehrheitlich stark brandgeschwärzten Fragmente. Die typologische Datierung ins ausgehende 14. und beginnende 15. Jahrhundert wird durch die Dendrodaten 1422/23 bestätigt.

Datierung des Fundmaterials:

Zweite Hälfte 14. Jh. bis 1422/23 (Tafeln 44–51).



Abb. 13 Spalenberg 12. Fläche 5 gerastert, angrenzend zum Spalenhof. – Massstab 1:1 000.

Die Fundstelle Aeschenvorstadt 2 (Abb. 1.7), einst Aeschenvorstadt 10, gehört zu jenen Altgrabungen, die nicht ausreichend dokumentiert worden sind und deren Fundmaterial zum grössten Teil nicht mehr vorhanden ist. Die Ausgangslage ist dementsprechend problematisch. Dennoch wurde diese Grabung in die Auswertung miteinbezogen, weil – gemäss schriftlicher Überlieferung – hier eine Hafnerwerkstatt angesiedelt war⁶⁹.

1906 schnitten beim Bau einer Kanalisationsröhre Bauarbeiter im nicht unterkellerten Vordergebäude eine Grube an, die mit zum Teil intakten Gefässen, zahlreichen Ofenkacheln und fragmentierter Geschirrkemik aufgefüllt war. *«Einige noch vollständige Gefässe sind von den Erdarbeitern in eine Wandnische gestellt worden, aber durch die Maurer, welche die Nischen auszumauern hatten, wieder in den Graben geworfen worden»*⁷⁰. Es sind schliesslich lediglich noch die obenauf liegenden Fundstücke eingesammelt worden⁷¹. Nach Aussagen der Bauarbeiter war die besagte Grube mit Lehm ausgefüllt. Ein aus dem Graben gerettetes Model und einige Ofenkacheln mit Fehlglasur liessen Karl Stehlin hier die Abfallgrube einer urkundlich erwähnten Hafnerei vermuten⁷². Gemäss historischem Grundbuch betrieben vier Hafner – Niclaus Hirsinger, Peter Hartlieb, Claus Still oder Dill und Jacob Setzdenofen – in dieser Liegenschaft von 1397 bis 1457 eine Hafnerei⁷³.

1960 vermerkte Rudolf Laur-Belart in seinem Tagebuch, er habe *«aus dem Schutt des Luftschutz-Stollens eine gotische Bekrönungskachel mit heraldischem Löwen und der Jahreszahl 1435, offenbar aus der von Stehlin festgestellten Töpferei herausgezogen»*⁷⁴. Anlässlich des Aushubs für den Neubau der Handwerkerbank im Jahre 1960 wurde erneut nach der überlieferten Töpferwerkstatt gesucht. Da die Liegenschaft wiederum nicht konsequent archäologisch untersucht worden ist, ergaben sich keine eindeutigen Hinweise auf eine Töpferwerkstatt, wie etwa ein Brennofen. Wir wissen also lediglich von der mit Lehm und keramischem Material aufgefüllten Grube. Es könnte sich dabei um die Abfallgrube der Töpferwerkstatt gehandelt haben; ein Schluss, der in Anbetracht der Fehlbrände von Ofenkacheln und dem Model einer Blattkachel naheliegt⁷⁵.

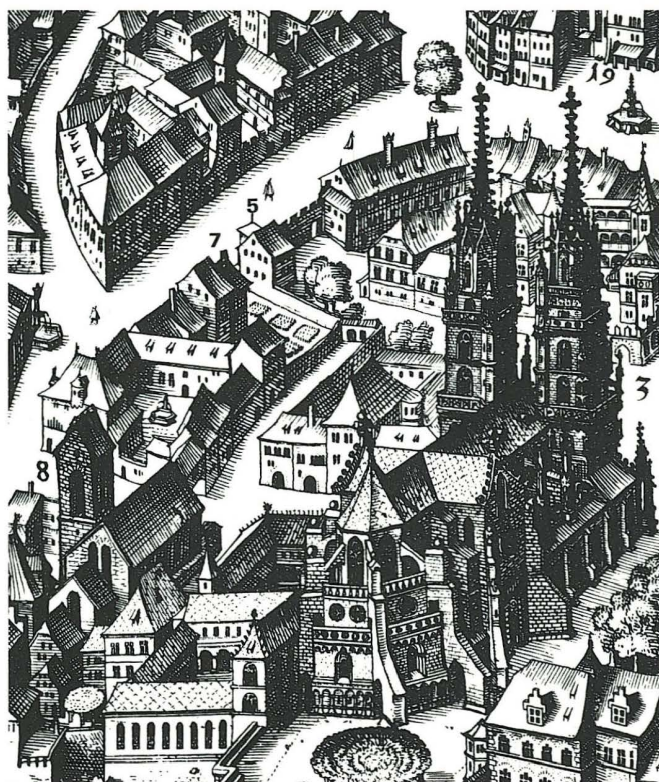
Die Keramikfunde der beiden Grabungen von 1906 und 1960 können aufgrund von Passscherben zu einem einzigen Fundensemble zusammengeführt werden. Die Einheitlichkeit des Fundmaterials deutet darauf hin, dass die Grube in kurzer Zeit aufgefüllt wurde.

Datierung des Fundmaterials:

1397–1457, erste Hälfte 15. Jh. (Tafeln 52–59).

An der Bäumleingasse 1–7 (Abb. 1.8; Abb. 14), auf der Höhe des heutigen Gerichtsgebäudes, wurden bei einer Grabungskampagne im Jahre 1988 im Hof der Liegenschaft Nr. 5, die erstmals 1443 als «Hus und Hofstatt genant Sternenfels» beschrieben worden ist, die Fundamente einer Kellermauer von ca. 90 cm Dicke angeschnitten (Abb. 15)⁷⁶. Die Mauer konnte bis in den Hof von Haus Nr. 7 verfolgt werden; sie war verputzt und umschloss einen an der Oberkante glatt abgestrichenen Mörtelboden⁷⁷. Die verputzte Mauer und der Mörtelboden deuten darauf hin, dass es sich hier um einen Keller der damaligen Liegenschaft handeln muss⁷⁸. In diesem aufgelassenen Keller, dessen untersuchte Fläche rund 3,7 m² umfasste (Abb. 16), fand sich ein umfangreiches Fundmaterial⁷⁹, bestehend aus Geschirr- und Gebrauchskeramik, Ofenkacheln und Baukeramik. Auffallend ist, dass beinahe keine Glas- und Metallobjekte vorhanden waren. Die Geschirr- und Gebrauchskeramik, die abgesehen von den ausgeschiedenen Funden⁸⁰ rund 225 Fundnummern zählt, ist äusserst repräsentativ und formal auffallend einheitlich, muss also in kurzer Zeit abgelagert worden sein. Die Datierung erfolgte in diesem Falle rein typologisch und entwicklungsgeschichtlich; das Fundmaterial wurde demzufolge um die Mitte des 15. Jahrhunderts eingeordnet⁸¹. Historisch interessant ist die Tatsache, dass die Kellereinfüllung mit einer Liegenschaft in Verbindung gebracht werden kann, die in den Bauakten festgehalten ist. Dadurch können wir auf den Benutzerkreis schliessen.

Abb. 14 Münsterhügel. Im Hintergrund Bäumleingasse 1–7. Kupferstich (Ausschnitt) von Matthäus Merian d.Ä., 1617.



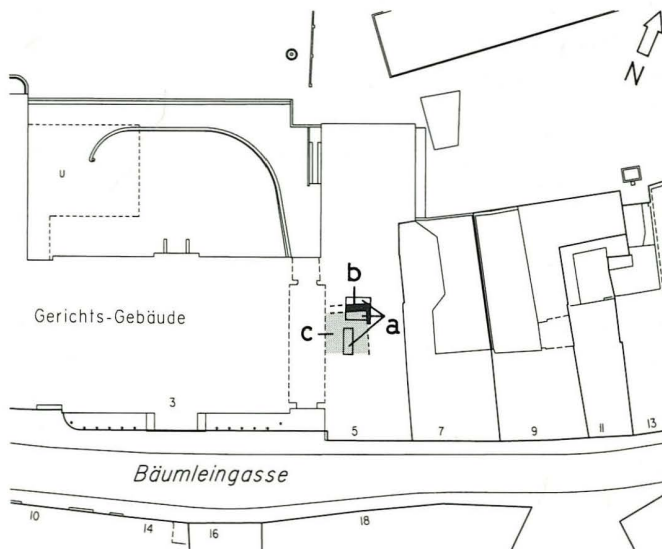
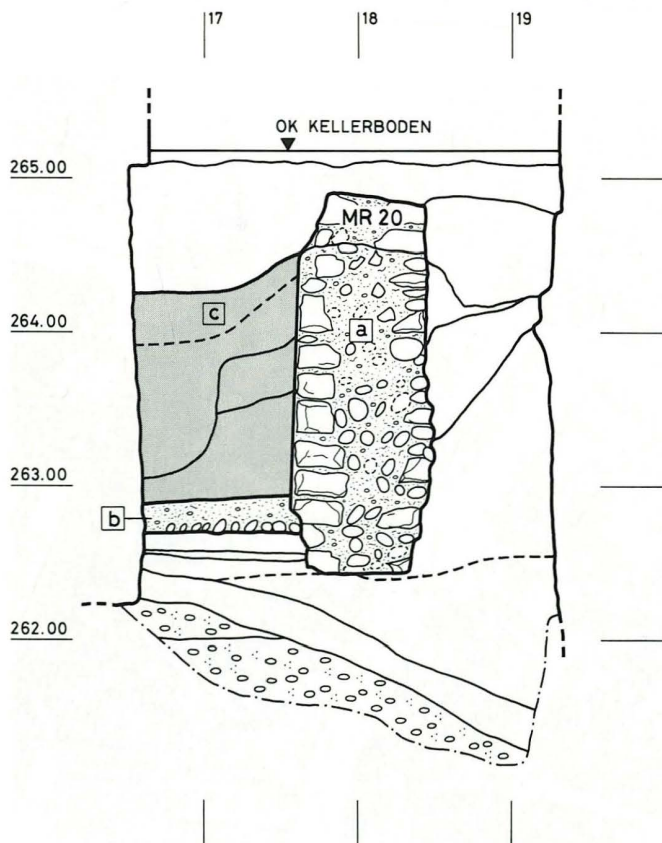


Abb. 15 Bäumleingasse 1–7. a Grabungsfläche, b Verlauf der Kellermauer, c Keller. – Massstab 1:1 000.

Abb. 16 Bäumleingasse 1–7. Blick gegen Westen (P 34). a Kellermauer, b Kellerboden, c Einschüttung. – Massstab 1:50.

BLICK GEGEN WESTEN (P 34)

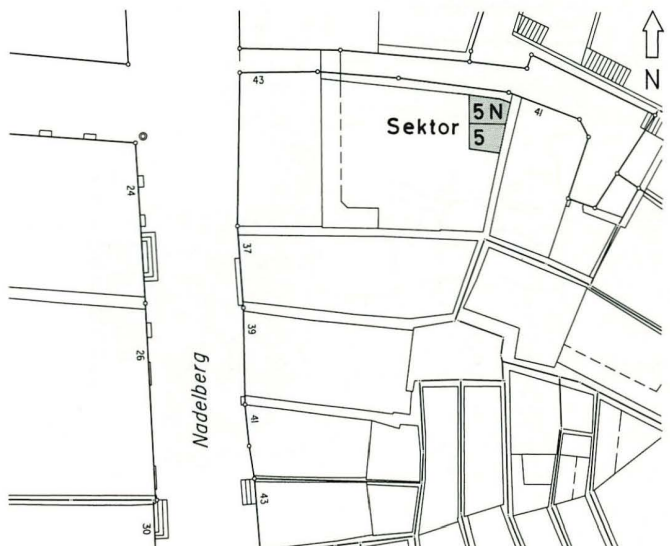


9. Nadelberg 37, 1979/49

Im Rahmen ausgedehnter Altstadtanierungen im Jahre 1979 waren bei der Liegenschaft Nadelberg 37 (Abb. 1.9), die am Rande der Niederterrasse – mit dem hinteren Gebäudeteil am Hang des Birsigtales – steht, ausgedehnte archäologische Ausgrabungen möglich⁸². 1979/80 wurden in einer ersten Grabungsetappe die Sektoren 1–5 untersucht. In einer zweiten Etappe im Jahre 1982 konzentrierten sich die Grabungsarbeiten auf die Sektoren 6–10⁸³. Aus Sektor 5 und 5 Nord im hinteren, östlichen Teil der Liegenschaft (Abb. 17) liegt ein hinsichtlich des guten Erhaltungszustandes beachtenswertes Fundmaterial vor.

Die Deutung der Befundsituation erwies sich als äusserst problematisch. Die vorliegenden Strukturen weisen auf zwei nebeneinander eingetiefte, holzverkleidete Latrinengruben hin (Abb. 18)⁸⁴. Das im unteren Teil der Schächte in drei Grabungshorizonten getrennt abgebaute Fundmaterial ist in sich so einheitlich, dass auf eine gleichzeitige Verfüllung des unteren Teils der beiden Strukturen A und B geschlossen werden muss. Für diese Deutung sprechen unter anderem auch die zahlreichen Passscherben aus den Abbauhorizonten. Die Verfüllung erfolgte in zwei Etappen (Abb. 19): Phase I, das schon erwähnte einheitliche Fundmaterial aus dem unteren Teil der beiden Strukturen, enthält verhältnismässig gut erhaltene Gefässkeramik aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts⁸⁵; Phase II im oberen Teil hebt sich durch ein stark fragmentiertes Scherbenmaterial von Phase I deutlich ab. Diese Keramik ist jüngerer Zeitstellung. Das zur Bearbeitung ausgewählte Fundmaterial stammt im wesentlichen aus der unteren Einfüllschicht (Abb. 19: Phase I) mit den charakteristischen Leitformen aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Die im Katalog abgebildeten Funde aus den oberen, frühneuzeitlichen Planieschichten (Abb. 19: Phase II; Tafeln 78–79) sollen lediglich die typologischen Unterschiede zum älteren Funden-

Abb. 17 Nadelberg 37. Situationsplan mit Grabungssektor 5 und 5 Nord. – Massstab 1:1 000.



semble verdeutlichen. Diese Funde wurden nicht weiter ausgewertet.

Datierung des Fundmaterials:

Phase I: Zweite Hälfte 15. Jh. (Tafeln 71–77).

Phase II: Zweite Hälfte 16. Jh. und erste Hälfte 17. Jh. (Tafeln 78–79).

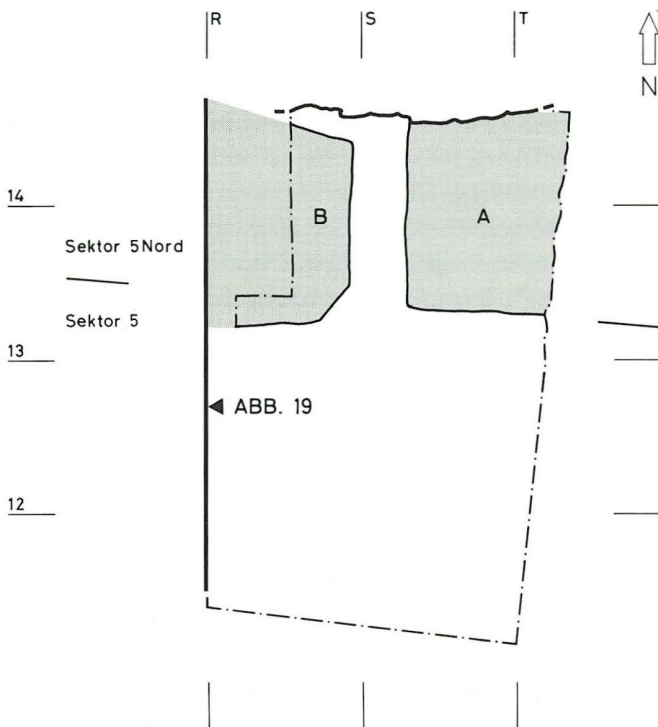
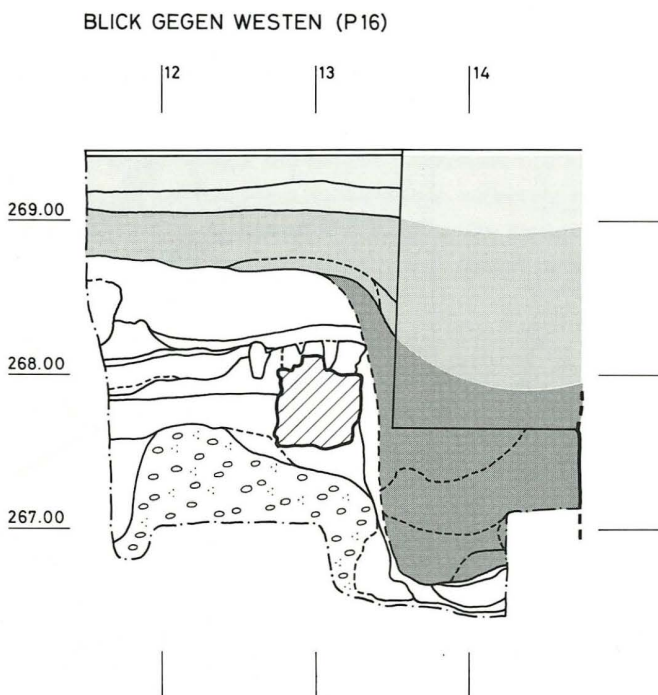


Abb. 18 Nadelberg 37. Grundriss Sektor 5 und 5 Nord mit zwei Latrinenstrukturen A und B. – Massstab 1:50.

Abb. 19 Nadelberg 37. Profil mit Einschüttung der Latrine in 3 Phasen. – Massstab 1:50.



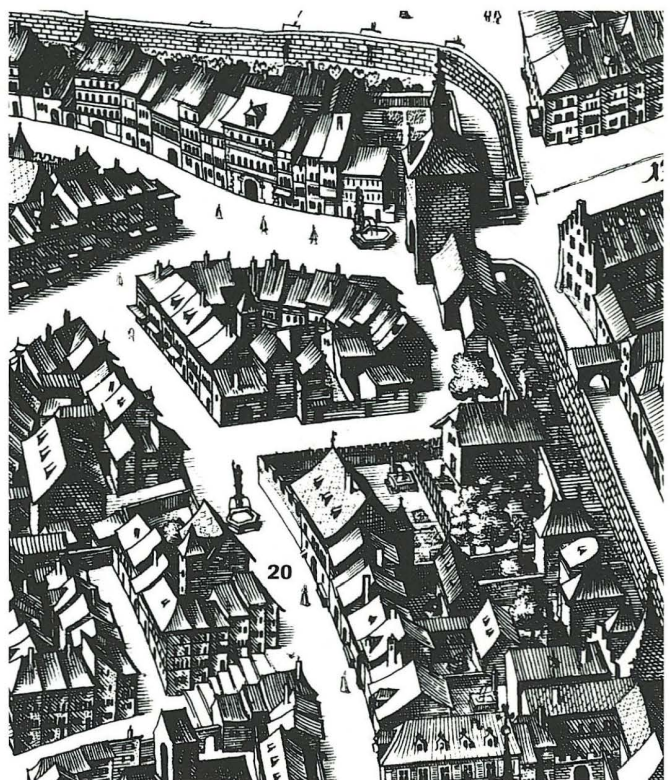
10. Nadelberg 20, 1985/31

Vor den umfassenden Umbauten auf dem Rosshofareal (Petersgraben 47–55) und der Totalrenovation des alten Rosshofgebäudes (Nadelberg 20) im Jahre 1985 bot sich die Gelegenheit, in grossen Teilen dieses Geländes Grabungen durchzuführen (Abb. 1.10)⁸⁶. Der Gebäudekomplex am Nadelberg gehörte im 15. Jahrhundert zu den stattlichen Liegenschaften am Rand der Niederterrasse des Birsigtales (Abb. 20), die heute noch als bevorzugte Wohngegend geschätzt wird.

In der Nordostecke der Liegenschaft wurde in Phase 5 entlang des Nadelberges ein Längstrakt errichtet (Abb. 21), der in der Folgezeit baulich verändert und erweitert worden ist. Im Bereich dieses ehemaligen schmalen Eckgebäudes stiess man ca. 70 cm unter dem heutigen Fussboden auf einen ersten Tonplattenboden mit Restbeständen von Ofeneinrichtungen. Der Plattenboden hatte als Fussboden des Erdgeschosses gedient⁸⁷. In einer jüngeren Bauphase wurde über dem ersten Tonplattenboden ein zweiter Boden erstellt, der wiederum mit ähnlichen Ofenresten in Verbindung stand und wohl zum Nachfolgebau gehörte⁸⁸. Danach wurde der gesamte Längstrakt aufgegeben und durch einen zweigeschossigen Bau ersetzt⁸⁹.

Nach der Entfernung des oberen Plattenbodens kam eine zwischen den beiden erwähnten Böden eingeschlossene Schuttschicht zum Vorschein, die zahlreiche Geschirr- und Ofenkeramik sowie Glasobjekte enthielt (Abb. 22). Einige dieser Ofenkacheln⁹⁰ gehören zusammen mit einem umfangreichen Kachelfund, der aus einem Leitungsschacht im Bereich

Abb. 20 Nadelberg 20. Kupferstich (Ausschnitt) von Matthäus Merian d.Ä., 1617.



Datierung des Fundmaterials:
Zweite Hälfte 15. Jh. (Tafeln 80–88).

BLICK GEGEN NORDEN (P 20)

BLICK GEGEN OSTEN (P 21)

The image displays two geological cross-sections, labeled P 20 and P 21, representing different views of a geological site. P 20 is titled 'BLICK GEGEN NORDEN' and P 21 is titled 'BLICK GEGEN OSTEN'. Both sections show a series of stratigraphic layers. In P 20, the layers are labeled 'a' and 'b' at the top, with 'c' indicating a specific point or feature. The elevation markers on the left are 269.00 and 268.00. P 21 shows a similar sequence of layers, with a hatched area indicating a specific geological feature. The elevation markers on the right are 269.00 and 268.00. The sections are drawn with solid lines for the topography and dashed lines for the geological boundaries. The layers are depicted with various patterns, including horizontal lines, wavy lines, and stippling, to represent different rock types or sedimentary structures. The overall layout is clean and technical, typical of a geological report.

die Zusammensetzung der Einfüllung von Fäkaliengruben kennzeichnend¹⁰⁰.

Da Keramikscherben aus den unteren und oberen Schichten aneinander passen, muss es sich um eine einmalig erfolgte Einfüllung handeln, nachdem die Latrine aufgegeben worden ist. Vereinzelte Altfunde stammen aus einer älteren Benutzungsphase der Latrine, d.h. sie sind bei den Latrinientleerungen nicht erfasst worden und zurückgeblieben.

Das umfangreiche Fundmaterial¹⁰¹ enthält einen repräsentativen, zeitlich eng eingrenzbaren Bestand an Geschirrkernik, zahlreiche, zum Teil ganz erhaltene Trink- und Schankgläser, darunter auch ein paar von besonderer Qualität, Ofenkernik und wenige Metallobjekte.

Da Fundbestände mit dem damals vorhandenen Spektrum an Glasgefässen in dieser Vollständigkeit höchst selten sind, wurden hier sämtliche Glasfunde in den Katalog aufgenommen. Einzigartig ist der zum Teil ausgezeichnete Erhaltungszustand der Gläser, dies dank dem feuchten Latrinensubstrat. Das Fundmaterial aus der Latrine Spalenberg 40 gehört zu den bedeutsamsten Fundensembles aus dem spätmittelalterlich/frühneuzeitlichen Basel und ist repräsentativ für das in einem gehobenen bürgerlich-städtischen Haushalt verwendete Koch- und Tafelgeschirr aus Glas und Kernik.

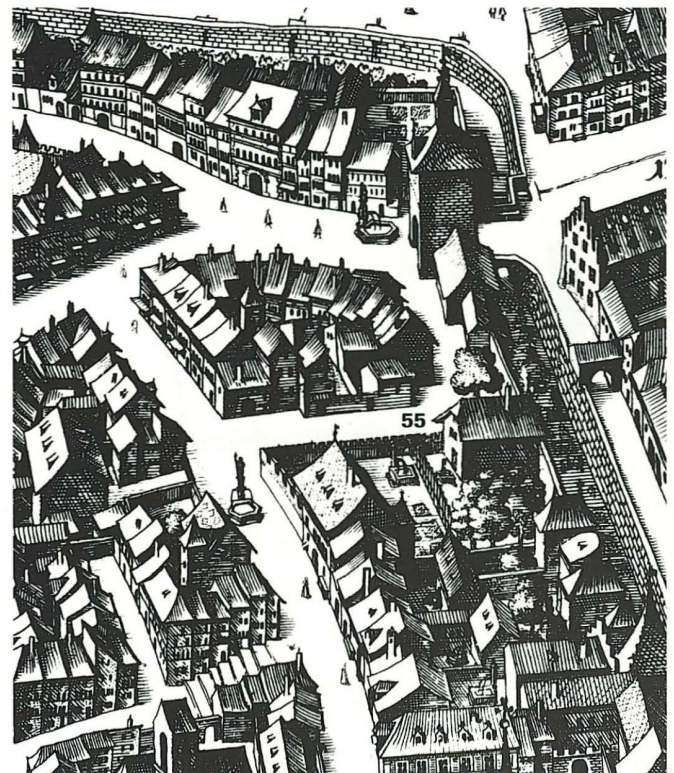
Datierung des Fundmaterials:

Ausgehendes 15. Jh. und erste Hälfte 16. Jh. (Tafeln 89–107).

12. Petersgraben 47–55, 1983/15

In Zusammenhang mit der Grossüberbauung des Rosshofareals im Jahre 1983 konnten grosse Teile desselben archäologisch untersucht werden (Abb. 1.12). Nebst verschiedenen Siedlungsbefunden des 12. bis 15. Jahrhunderts und den Fundamenten der Inneren Stadtmauer (das Rosshofareal schliesst an die Innere Stadtmauer an) (Abb. 26) stiess man im westlichen Teil des Rosshofareals in Fläche 5 auf eine rechteckige Abfallgrube (Abb. 27), die mit frühneuzeitlichem Bauschutt und Kernikfragmenten verfüllt war¹⁰². Die Grube reichte bis auf den natürlichen Kies. Die rund 1,5 m auf 1,7 m grosse Grube befand sich in einem Garten, der zu einem Gebäudekomplex mit Brunnenanlage gehörte. Aufgrund der schlichten Bauweise ohne Wandauskleidung wird eine Deutung als Latrine ausgeschlossen. Es könnte sich aber um eine jener Gruben gehandelt haben, in die man den Teilaushub einer Latrine illegal entsorgt hat. Dass Rückstände aus Latrinen auf dem eigenen Grundstück vergraben worden sind, ist aus Kölner Quellen mehrfach belegt¹⁰³: *«... sei were zu gebrauchen zur noitturft, heimlich gemacher zu reinigen und darin zu vergraben und uber 10 oder 12 jar d widder vor mist aus der erden zu foeren und uffs newt darin zu vergraben, dweil es vil kost in den Rhein zu foeren ...»*¹⁰⁴. Dadurch wurden die Kosten für eine Entleerung gespart oder zumindest reduziert; eine im Spätmittelalter scheinbar gängige Vorgehensweise. Dass es sich bei den Funden aus der Grube um ursprünglich in einer Latrine entsorgtes Material handeln dürfte, ist an den Inkrustationen an und in den Gefässen ersichtlich. Diese sind vom selben Charakter wie bei den Gefässen aus der Latrine Spalenberg 40.

Abb. 26 Petersgraben 47–55. Kupferstich (Ausschnitt) von Matthäus Merian d.Ä., 1617.



Die Vielfalt an Gefässtypen sowie einige beachtenswerte Sonderformen wie etwa zwei Tassen aus Fayence untermauern die Tatsache, dass auf diesem Areal Bürger der Oberschicht ihren Wohnsitz hatten. Da sich in diesem Fundmaterial im Vergleich zu den vorangegangenen Fundensembles neue Formenelemente abzeichnen, die hingegen im absolut datierten Fundmaterial Münsterplatz 16 nicht mehr vorkommen, wird eine Datierung in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts in Erwägung gezogen¹⁰⁵.

Datierung des Fundmaterials:

Zweite Hälfte 16. Jh. (Tafeln 108–114).

13. Münsterplatz 16, Reischacherhof, 1977/3

Zu den bedeutendsten Fundstellen Basels gehört der Münsterplatz 16 (Reischacherhof), heute Kaffee Isaak (Abb. 1.13; Abb. 28): Hier wurde ein bemerkenswertes Fundmaterial mit einer grossen Vielfalt an beinahe ganz erhaltenen Gefässen geborgen, das ausserdem durch eine Münze und datierbare Stempel auf tönernen Tabakpfeifen absolut datiert werden kann. Ferner ermöglichen die bevorzugte Wohnlage und die gesicherte Datierung Rückschlüsse auf die damaligen Besitzer der Liegenschaft (siehe 8. *Zur sozialhistorischen Deutung der Gefässkeramik*, S. 173).

Als im Jahre 1977 in der Liegenschaft Münsterplatz 16 grössere Umbauarbeiten durchgeführt wurden, bot sich die Gelegenheit für eine umfangreiche Grabung¹⁰⁶. Das aus dem gesamten Grabungsareal stammende Fundmaterial deckt einen Zeitraum von der spätlatènezeitlichen Epoche bis in die frühe Neuzeit ab. Neben frühmittelalterlichen Grubenhäusern mit entsprechenden Keramikfunden, die erstmals den manifesten Nachweis einer frühmittelalterlichen Besiedlung auf dem Münsterhügel erbrachten, ist das Fundmaterial aus einer frühneuzeitlichen Latrine hervorzuheben, das aufgrund der Fundmenge und des ausgezeichneten Erhaltungszustandes der Funde schon damals auf grosses Interesse stiess¹⁰⁷. Diese Latrine befand sich in einem mit Fliesen ausgekleideten Raum, der ursprünglich an die Rückfassade der Liegenschaft angebaut war. Nach dem Entfernen der Sandsteinplatte, welche die Öffnung der Latrine in der Nordecke des Raumes verschloss,

Abb. 27 Petersgraben 47–55. Situationsplan, Ausgrabungsfläche 5 mit Grube im Gartenbereich. – Massstab 1:500.

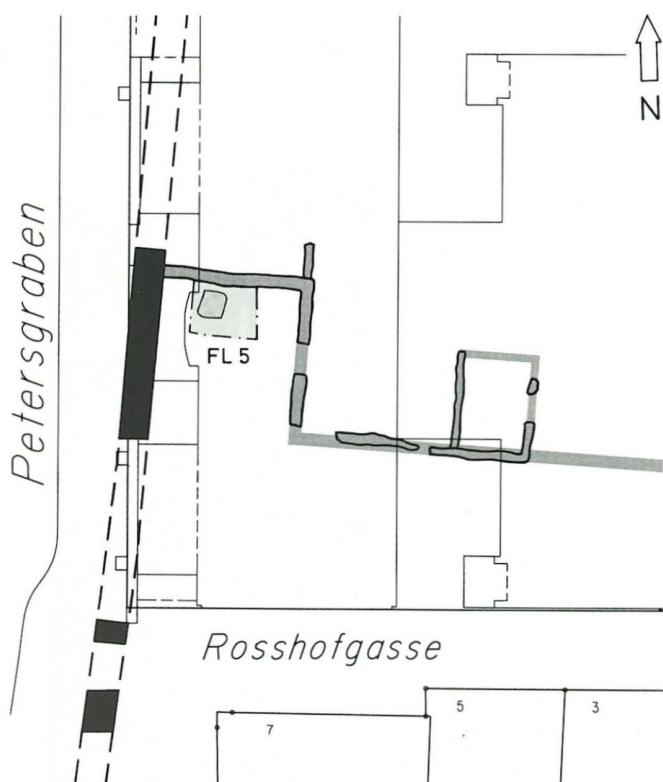


Abb. 28 Münsterplatz 16. Kupferstich (Ausschnitt) von Matthäus Merian d.Ä., 1617.



wurde ein ca. 3 m tiefer, gemauerter Schacht von 160 cm auf 180 cm mit einem Stichtonnengewölbe sichtbar¹⁰⁸ (Abb. 29). In diesem Schacht befand sich ein ca. 60 cm mächtiger Schuttkegel, bestehend aus lockerem, mit zahlreichen Scherben durchsetztem Bauschutt. Über dem Schachtboden aus natürlich anstehendem, grau verfärbtem Kies lag eine dünne Schicht aus Schwemmsand und verwitterter Fäkaliensubstanz. Beim Abtragen des Schuttkegels kamen zahlreiche noch intakte Gefässe zum Vorschein. Die Scherben aus sämtlichen Abbauschichten stammen aus demselben Zeithorizont und konnten in den meisten Fällen wieder zu ganzen Gefässen zusammengesetzt werden. Offensichtlich ist der ganze Bauschutt auf ein Mal in die Latrine gelangt.

Das Fundgut hat – für Basler Fundverhältnisse – grossen Seltenheitswert. Neben einem breiten Spektrum an qualitativ herausragender und gut erhaltener Geschirrkernamik sind es kostbare Gläser¹⁰⁹, Butzenscheiben und Fragmente von Flachglas¹¹⁰, ferner Reste von Kleidungsstücken und Schuhen¹¹¹ sowie mineralisierte Pflanzenreste und Nahrungsmittelrückstände¹¹², Holzkohle und bearbeitete Holzfragmente, die das Fundmaterial von den üblichen städtischen Fundkomplexen unterscheiden.

Die Einfüllung der Latrine kann aufgrund datierbarer Pfeifenköpfe¹¹³ (um 1650) und eines Basler Rappens aus der Zeit von 1550–1650 absolut datiert werden¹¹⁴; d.h. die Latrine wurde kurz nach 1650 aufgeschüttet. Helmig vermutet aufgrund der Erwähnung von Renovationsarbeiten am Reischacherhof um 1587, dass im Zuge dieser Reparaturen gleichzeitig der Latrinenschacht ausgehoben worden ist¹¹⁵. 1662 hat man die Latrine mit einem Fliesenboden überdeckt und endgültig geschlossen. Die Benutzung der Latrine fällt daher in die Zeit zwischen 1587 und 1662. Vermutungen über die Gründe der Aufschüttung der Latrine werden bei Peter¹¹⁶ aufgeführt.

Das äusserst repräsentative Fundmaterial zeugt vom gehobenen Lebensstandard eines in historischen Quellen überlieferten Vertreters der Basler Oberschicht¹¹⁷. Das Fundspektrum hebt sich von demjenigen der vorangegangenen Fundstellen insofern ab, als hier mit den neuen Gefässarten, -formen und Warenarten (malhornbemalte Irdenware) ein weiterer Entwicklungsschritt bei der Geschirrkernamik greifbar und zugleich das Ende einer langen Entwicklung und der Anfang einer neuen Epoche angezeigt wird.

Datierung des Fundmaterials:

Ende 16. Jh. bis um 1650 (Tafeln 115–124).

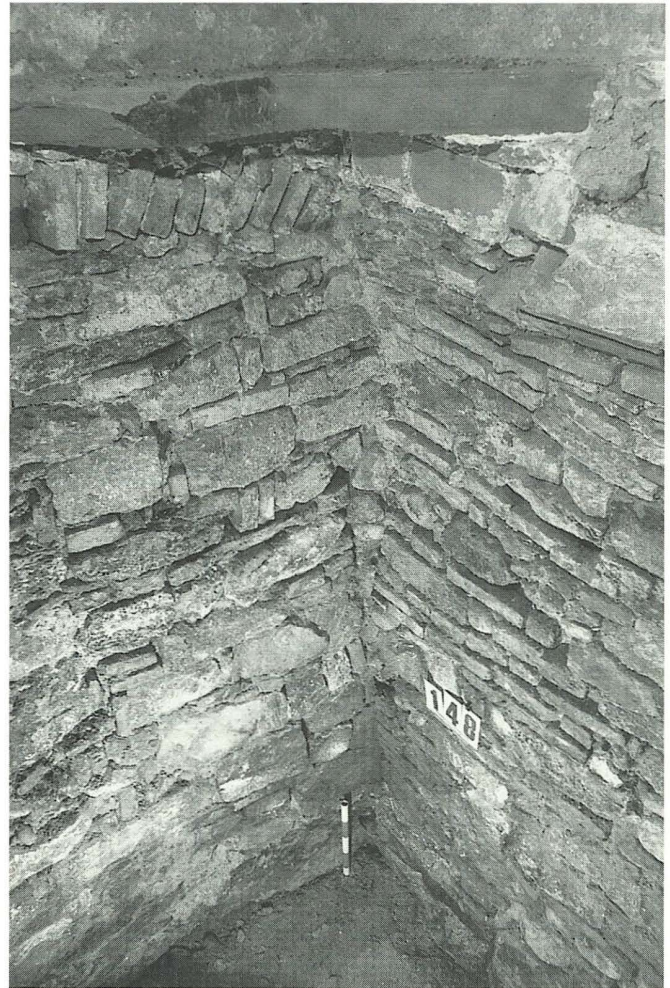


Abb. 29 Münsterplatz 16. Gemauerter Latrinenschacht mit Tonnengewölbe und darüberliegender Sandsteinplatte.

3. Zur Datierung der einzelnen Fundensembles

3.1 Aspekte zur Datierungsfrage

Im Anschluss an die Erörterung der Fundstellen soll in diesem Kapitel die chronologische Einordnung des jeweiligen Fundmaterials diskutiert werden. Die Datierung stützt sich hierbei auf mehrere Fakten: Nebst Münzen und Dendrodaten sind es vor allem historische Ereignisse und baugeschichtliche Daten, die den zeitlichen Rahmen für die absolute Datierung der relativchronologisch eingeordneten Fundstellen bzw. Fundkomplexe bilden. So können die typologisch datierten Fundensembles etwa mit dem bekannten Datum einer Erdbeben- oder Brandkatastrophe oder mit dem Abgang einer Liegenschaft in Verbindung gesetzt werden.

Es wurden auch sicher datierte Fundkomplexe aus der Region als Referenzen beigezogen¹¹⁸. An dieser Stelle sei angemerkt, dass Vergleichsfunde als Datierungshilfen nur dann brauchbare Ergebnisse erbringen, wenn sie aus der gleichen Keramikregion stammen, denn jede Keramikregion unterliegt anderen Entwicklungstendenzen und weist andere Gefäßformen und Ensembles auf, die – je nach Tonvorkommen – wiederum in andere Warenarten einzuteilen sind.

Auswirkungen der für das Gebiet der Stadt Basel fassbaren historischen Ereignisse im Hinblick auf die Ablagerungen archäologischer Fundschichten:

- *Das Erdbeben von 1356 und der darauffolgende Stadtbrand*¹¹⁹
Häuser stürzten ein; offene Herdstellen waren die Ursache des darauffolgenden Stadtbrandes. Hauseinrichtungen und Hausrat gingen dabei in Brüche und verbrannten. Nach der Katastrophe wurde der Bauschutt entsorgt: Leonhardsgraben 47, Phase II, bzw. einplanirt: Andreasplatz 7–12.
Archäologische Befunde: In der Regel zahlreiche gut erhaltene aber auch verbrannte Keramikfunde; je Siedlungsstelle reiches, zum Teil vollständiges Formenspektrum.
- *Der Stadtbrand von 1417*¹²⁰
Das Zentrum des Stadtbrandes von 1417 befand sich im Bereich des Münsterhügels; der Brand erstreckte sich bis hin zur St. Alban-Vorstadt. Betroffen davon waren unter anderem die Deutschritterkapelle und das angrenzende Steinhaus an der Rittergasse 29.
- *Eine urkundlich nachgewiesene Töpferwerkstatt in der Aeschenvorstadt 2*
In den Jahren 1397–1457 betrieben vier Hafner in der Aeschenvorstadt 2 eine Werkstatt. In besagter Liegenschaft wurde eine Grube angeschnitten, die mit Geschirr-

und Ofenkeramik aufgefüllt war. Unter der Ofenkeramik befanden sich Stücke mit Fehlglasuren. Ein Ofenaufsatz in Form eines baumbewachenden Löwen trägt die Jahreszahl 1435. Das Fundmaterial stammt aus der in den Quellen erwähnten Töpferwerkstatt und datiert in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Archäologische Befunde: Fehlbrände, Rohmaterial und Werkspuren.

Nebst den erwähnten Ereignissen dienen die mit dem Fundmaterial vergesellschafteten Münzen als Datierungshilfe für die Ablagerungszeit des Fundkomplexes.

- *Münzdatierte Fundstellen*

Marktplatz 11:

Im Fundmaterial befanden sich zwei Sparhäfen, wovon einer Münzen aus der Zeit von 1320–1340 enthielt. Typologisch entsprechen die Gefässe den Fundensembles aus dem Stadtgraben, Phase II/Erdbebenschicht, und aus der Planieschicht Andreasplatz 7–12 (Erdbebenschutt).

St. Johannis-Vorstadt 41/43:

Der fragmentarisch erhaltene Topf ohne Rand war beim Auffinden mit Münzen aus der Zeit von 1262–1333 aufgefüllt. Typologisch datiert der Topf in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts/ anfangs 14. Jahrhundert.

Nadelberg 8:

Münzen datieren die Vergrabungszeit des beinahe unverseht erhaltenen Topfes mit dazugehörigem Deckel in die Zeit um 1340. Typologisch kann die Form in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts eingeordnet werden.

- *Andere sensible Leitfunde wie z.B. gestempelte Pfeifenköpfe*

Münsterplatz 16 / Reischacherhof:

Die Einschüttung der Latrine mit frühneuzeitlichem Hausrat kann nicht nur dank eines Basler Rappens aus der Zeit von 1550–1650 absolut datiert werden, sondern auch dank zahlreicher Tonpfeifen (eine charakteristische Fundgattung der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts), die einen Produktionsstempel mit der Jahreszahl 1650 tragen.

Die Datierung von Einzelfunden – losgelöst aus deren zeitspezifischer Fundvergesellschaftung – ist zweifelhaft, da Objekte, die in den Bereich der Alltagsgegenstände gehören, eine von verschiedenen Einflüssen und äusseren Umständen abhängige Lauf- oder Lebenszeit haben. Abgesehen von modischen Formveränderungen und dem durch den technischen Fortschritt bedingten Wandel spielt die Art der Verwendung und Beanspruchung der einzelnen Gefässe eine Rolle. Ein Kochtopf, der ständig dem glühenden Feuer ausgesetzt war, hatte möglicherweise bereits nach kurzer Zeit – u.a. aus hygienischen Gründen – ausgedient, während eine Tafelschüssel oder ein Vorratsgefäss jahrzehntelang ihren Zweck erfüllten.

Das Entstehen neuer Formen und Verzierungen bei der Gefässkeramik kann in den wenigsten Fällen auf ein paar Jahrzehnte genau datiert werden. Auch die Münzen aus Münz-

schatzgefässen und die auf Schüsseln und Tellern aufgebraachten Jahreszahlen geben in den wenigsten Fällen das Entstehungsjahr wieder. Münzen verweisen – wenn sie überhaupt auf Jahrzehnte genau datiert werden können – lediglich auf die frühest mögliche Ablagerung eines Gefässes hin, keinesfalls datieren sie dessen Entstehung¹²¹. Ähnlich verhält es sich bei Jahreszahlen auf Tellern, Schüsseln und dergleichen, die oft Teil eines umfassenden Dekors sind und zu einer Inschrift gehören. Solche Tafel- oder Schauteller wurden oft in Erinnerung an bestimmte familiäre und gesellschaftliche Ereignisse – wie etwa eine Hochzeit – in Auftrag gegeben.

Bei einem geschlossenen Fund sind immer wieder moderne und altertümliche Gefässformen nebeneinander festzustellen und waren auch gleichzeitig miteinander in Gebrauch. Während auf dem städtischen Markt die neusten, modernen Formen angeboten wurden, standen in der Küche immer noch die altgedienten Gefässe. Erst aus der zahlenmässigen Zunahme von neuem Formengut kann auf eine chronologische Entwicklung geschlossen werden. Die relative Zeitstellung einzelner Typen kann demzufolge nur im Vergleich verschiedener Fundbestände miteinander unter Berücksichtigung des vollständigen Formenschatzes einer Fundeinheit festgelegt werden. So können Anfang und Ende der Laufzeit einer bestimmten Form (Typ) zwar in ihrer relativen Stellung eingegrenzt, das genaue Alter eines Fundes innerhalb dieser Spanne jedoch nicht bestimmt werden. Das vergleichende Betrachten verschiedener Fundensembles im Hinblick auf deren Fundvergesellschaftung ist deshalb der einzige methodisch verantwortbare Ansatz zur Datierung. Auf diese Art kann ein Wandel beim Gefässrepertoire festgestellt, können grosse und kleine Veränderungen in der Form, beim Dekor und bei der Funktion erkannt werden. So lässt sich die Beständigkeit bzw. Laufzeit einer Form ermitteln. Die Untersuchungen bestätigen, dass For-

men nicht sprunghaft ändern, sondern dass die traditionelle Form neben der neuen noch längere Zeit weiter produziert und verwendet wurde und beide über längere Zeit nebeneinander vorkamen, was in Analogie zum Formenwandel in der heutigen Zeit kaum anders zu erwarten ist.

Die folgenden Abschnitte mögen in knapper Weise einen ersten Überblick über die Formenmerkmale und Vergesellschaftungen der Gefässe in den einzelnen Epochen geben.

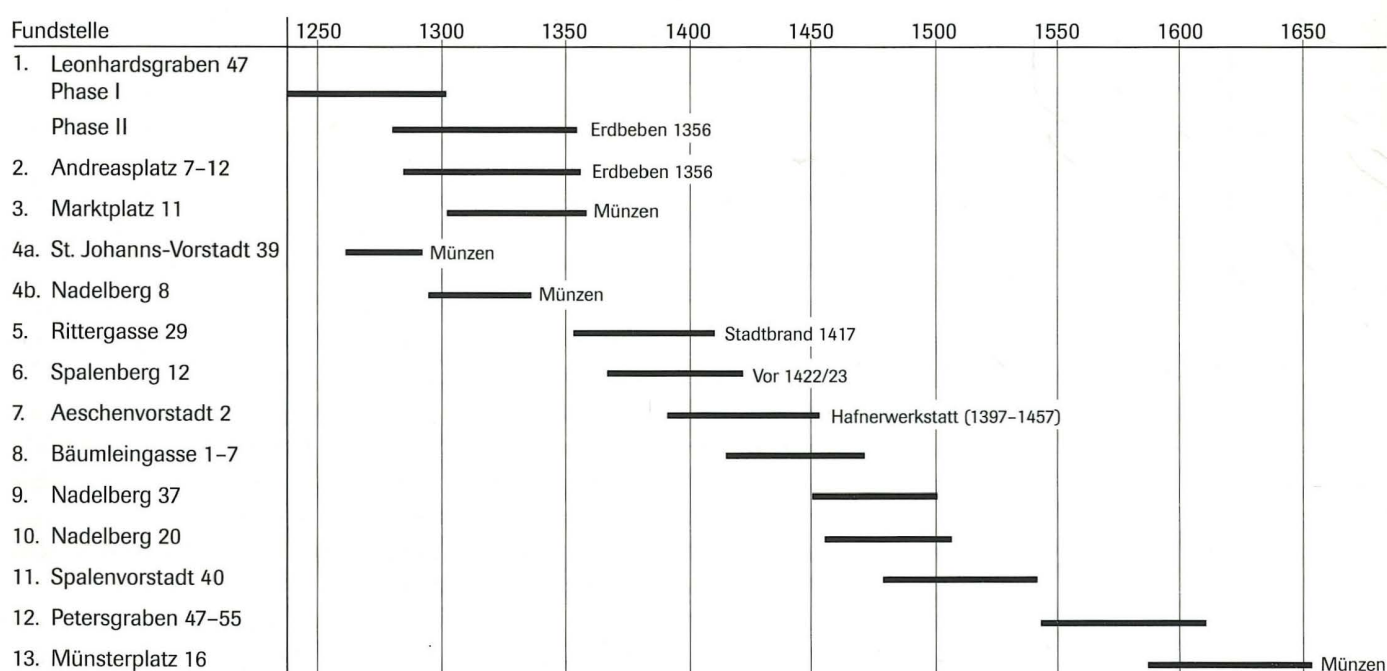
3.2 Chronologische Einordnung der Fundensembles

1. Leonhardsgraben 47, 1985/10, Phase I

Zweite Hälfte 13. Jahrhundert (Tafeln 1–6)

Das Fundmaterial aus der ersten Phase Leonhardsgraben 47 (Stadtgraben) (Tafeln 1–6) zeigt ein Geschirrensemble, wie es in analoger Zusammensetzung von mehreren Basler Fundstellen vorliegt: Augustinergasse 2¹²², Rittergasse 29, Deutschritterkapelle¹²³ und Elsässerstrasse 2a¹²⁴. Diese Ensembles können allesamt in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts datiert werden. Charakteristisch für diesen Zeitabschnitt sind Töpfe mit Leistenrändern, Töpfe mit profilierten Leistenrändern sowie Töpfe mit einer bauchigen, mit Riefen versehenen Wandung und einem Wölboden (Tafeln 1 und 2; Abb. 31a). Zum Ensemble gehören ferner Dreibeintöpfe mit einem beinahe kugeligen Körper, flach abgeschnittenen Füßen und einer gerieften, flach abgestrichenen und trichterförmig geöffneten Halspartie mit randständigen, abgeknickten Wulsthenkeln (Tafel 3,5–9). Die Randgestaltung der Bügelkannen ist wie bei den Töpfen leistenartig (Tafel 4,1–5). Der Bügelhenkel ist in der Regel mit einem Kerbschnitt verziert. Zu den Gefässtypen, die ausschliesslich im 13. Jahrhundert produziert worden sind,

Abb. 30 Zeitliche Einordnung der Fundensembles.



zählen die kleinen Ausgusskännchen mit einem seitlichen Ösenhenkel (Tafel 4,6). Schliesslich seien die Deckel erwähnt, die in Form eines flachen Knaufdeckels, kombiniert mit einem Bügelhenkel und dekoriert mit Stempel oder Druckmulden, lediglich aus dem 13. Jahrhundert bekannt sind (Tafel 6,1–3).

Leonhardsgraben 47, 1985/10, Phase II

Ende 13. Jahrhundert bis 1356 (Erdbebenschicht) (Tafeln 7–21)

Abgesehen von den Ähnlichkeiten gewisser Formen im Fundmaterial aus Phase II und den typologisch jüngsten Funden der regionalen Burgen, die beim Erdbeben von 1356 einstürzten¹²⁵ – Burg Bischofstein bei Sissach¹²⁶, Burg Madeln bei Pratteln¹²⁷ und Burg Scheidegg bei Gelterkinden¹²⁸ –, gibt es zahlreiche neue Elemente, die das Material aus Phase II von demjenigen aus Phase I abgrenzen. Bei den Töpfen treten nebst den profilierten Leistenrändern und Rändern mit Hängeleiste (Tafeln 7–8) vermehrt auch erste Karniesränder auf (Tafel 9), die Halspartie ist nun deutlich geschwungen. Als weiteres neues Element seien die flachen Böden mit den Abschnidespuren von der schnell rotierenden Drehscheibe erwähnt (Tafel 11). Auch bei den Bügelkannen sind neue Tendenzen bemerkbar: Die Ränder sind nicht mehr leistenförmig, sondern trichterförmig ausgebildet und mit einer Innenkehle zur besseren Aufnahme des Deckels versehen (Tafel 12,4). Schliesslich charakterisiert der neuartige Henkel mit parallel angeordneten Druckmulden die Bügelkanne der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts (Tafel 12,8 und Tafel 29,2). Bei den Dreibeintöpfen zeichnet sich eine neuartige Gestaltung der Oberfläche ab: Diese wurde jetzt stark poliert und war als Folge davon metallisch glänzend (Tafel 13,6 und 7; Tafel 14,1–3). Auch die Halspartie wurde formal anders gestaltet, indem sie nicht mehr geriefelt und flach abgestrichen wurde, sondern aussen glatt und – analog zu den Bügelkannen – ebenfalls mit einer Innenkehle versehen ist. Die wohl bedeutsamste technische Neuerung ist das erstmalige Auftreten der Innenglasur beim irdenen Koch- und Tafelgeschirr. Die älteste glasierte Irdenware aus Basel datiert zwar bereits in die Mitte des 13. Jahrhunderts, jedoch waren es anfänglich nur wenige repräsentative Einzelstücke wie zum Beispiel die Aquamanilien, die hauptsächlich auf der Aussenseite eine Glasur zu dekorativen Zwecken trugen. In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts erfüllte die Glasur vorwiegend einen funktionalen Zweck. In diesem Zusammenhang sei die beachtliche Anzahl an Dreibeinpfännchen mit farbloser oder oliver Innenglasur erwähnt, die nur gerade aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts bekannt sind und in gleicher Form im Fundmaterial der durch das Erdbeben zerstörten Burgen¹²⁹ vorkommen (Tafel 16; Tafel 17,1–6). Neuartig sind des weiteren Schüsseln, die eine farblose oder grüne Innenglasur – teilweise erstmals über einer Engobe – tragen (Tafel 18,1 und 2). Bei den Deckeln fällt auf, dass der Knaufdeckel mit Bügelhenkel in diesen Schichten fehlt, hier hingegen eine neuartige Deckelform fassbar wird: der flache Knaufdeckel mit hochgezogener Peripherie (Tafel 20,6 und 7; Abb. 31b).

2. Andreasplatz 7–12, Hinterer Andreasplatz, 1983/11

Ende 13. Jahrhundert bis 1356 (Tafeln 25–36)

Das Fundmaterial aus der Planieschicht Andreasplatz 7–12 zeigt ein mit dem Fundensemble aus dem Stadtgraben am Leonhardsgraben 47, Phase II, beinahe identisches Formenspektrum. Die Objekte, die hier eindeutig besser erhalten sind, ergänzen und erweitern formal das zum Teil stark fragmentierte Fundmaterial aus dem Stadtgraben, Phase II. Auffallend sind die grossformatigen Töpfe mit bis zu 20 cm Randdurchmesser, die vermutlich weniger als Kochgefäss, dafür mehr als Werkstattgefäss von den hier ansässigen Handwerkern verwendet worden sind (Tafel 25,4–6 und Abb. 32).

3. Marktplatz 11, 1972/11

Erste Hälfte 14. Jahrhundert (Tafeln 37–41)

Die Datierung der vorangegangenen Fundensembles wird bestätigt durch den anhand eines Münzfundes datierten Komplex Marktplatz 11. Vertreten sind auch hier Töpfe mit den frühesten Karniesrändern (Tafel 37,1) sowie die für die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts charakteristischen Bügelkannen mit trichterförmiger Mündung und Innenkehle sowie einem druckmuldenverzierten Bügelhenkel (Tafel 37,4–7). Die in diesem Material vertretenen glasierten Dreibeinpfannen und Schüsseln gehören der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts an. Schliesslich sind diverse flache Deckel mit zentralem Griffknauf und hochgezogener Peripherie vorhanden, die bislang lediglich aus Fundzusammenhängen der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts bekannt geworden sind (Abb. 33).

4. Münzschatzgefässe

Zweite Hälfte 13. und erste Hälfte 14. Jahrhundert (Tafel 42)

Der bis zum Halsansatz erhaltene Topf aus der St. Johannis-Vorstadt ist als typische Topfform der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts anzusprechen, der allerdings bis in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts produziert wurde. Hingegen kam der ganz erhaltene Topf vom Nadelberg 8 (Tafel 42) mit flachem Knaufdeckel erst gegen Mitte des 14. Jahrhunderts auf.

5. Rittergasse 29, 1987/3

Zweite Hälfte 14. Jahrhundert bis 1417 (Tafel 43)

Die Datierung des spärlichen Fundmaterials aus der Rittergasse 29 ist durch das Abgangsdatum 1417 des an die Kapelle angebauten Hauses – dem Jahr des Stadtbrandes – gegeben. Hier kristallisieren sich wenige Leitformen heraus, die eine deutliche Abgrenzung gegenüber dem älteren Material anzeigen: der nun voll entwickelte Karniesrand bei den Töpfen (Tafel 43,1) – wie er auch im Fundmaterial der 1415 abgegangenen Alt-Wartburg vertreten ist¹³⁰ –, die ebenfalls voll entwickelte

Wandleiste bei den Töpfen (Tafel 43,2), ferner das Fragment einer innen gleichmässig glasierten Schüssel (Tafel 43,3) und schliesslich eine hier zum ersten Mal vertretene Gefässkategorie – die flache Platte, auch Bräter genannt (Tafel 43,4 und Abb. 34).

6. Spalenberg 12, 1986/7

Zweite Hälfte 14. Jahrhundert bis 1422/23 (Tafeln 44–51)

Im Fundmaterial Spalenberg 12 zeichnet sich der Übergang von dem in gewissem Masse noch der Tradition des 14. Jahrhunderts verpflichteten Formenschatz hin zu einem Gefässrepertoire, das durch das gesamte 15. Jahrhundert in seiner Zusammensetzung beibehalten wird, ab. Inwiefern diese Einheitlichkeit Folge der strengen zünftischen Regelungen ist, sei an anderer Stelle erörtert (vgl. 9.3 *Zur Frage der schöpferischen und innovativen Möglichkeiten der zünftischen Hafner*, S. 178).

Zeittypisch sind die nun hochgezogenen Töpfe mit ausgeprägtem Karniesrand und hochliegender, riefenverzierter Schulter; die Töpfe weisen gelegentlich zusätzlich eine Leiste oben oder unten am Bauch auf (Tafeln 44 und 45): Formenmerkmale, wie sie uns bereits im Fundmaterial der Rittergasse 29 begegnet sind. Zu den Innovationen des ausgehenden 14. und beginnenden 15. Jahrhunderts gehören die Bügelkannen mit einer farblosen Aussenglasur, die in der Regel nur die obere Gefässhälfte bedeckt (Tafel 45,5). Bei den Dreibeintöpfen lässt sich in diesem Fundmaterial exemplarisch die allmähliche Ablösung der reduzierend, d. h. grau gebrannten, aussen geglätteten und mit abgewinkelten Wulsthenkeln versehenen Gefässe durch die oxidierend gebrannten, mit einem einzigen seitlichen Bandhenkel versehenen Gefässe nachweisen (Tafeln 46 und 47). Als zusätzliche Neuerung sind die Dreibeintöpfe innen am Rand und im Bodenbereich partiell farblos oder oliv transparent glasiert. Der Halsansatz ist gelegentlich durch eine umlaufende Leiste betont. Eine neuartige Mischform, die hier zum ersten Mal auftritt, steht zwischen Dreibeintopf und hoher Pfanne mit Griffütüle (Tafel 47,3). Die in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts schüsselförmigen Dreibeinpfännchen wurden hier von einer moderneren Form mit leicht hochgestellter Griffütüle und Sichelrand abgelöst (Tafel 48). Im Gegensatz zu den geraden Füßchen der Dreibeingefässe aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts sind die Füße fortan mit Kanneluren und einer umgeschlagenen Lasche differenzierter gestaltet (Tafel 48). Bei den Schüsseln tritt nun das ein, was für das ganze 15. Jahrhundert Gültigkeit hat: eine Vielfalt an Formen und dekorativen Einzelementen (Tafel 49). Als Warenart überwiegt die farbig glasierte Irdenware, wobei die Glasur mehrheitlich über einer Engobe aufgetragen ist (Abb. 35).

7. Aeschenvorstadt 2, 1906 und 1960

Erste Hälfte 15. Jahrhundert (Tafeln 52–59)

Das Fundmaterial aus der Grube Aeschenvorstadt 2 entspricht in vielem demjenigen aus dem Spalenhof, Spalenberg 12. So

wie sich die historischen Daten der beiden Fundstellen überlappen (Spalenhof vor 1422/23, Aeschenvorstadt 1397–1457), entsprechen sich auch die Vergesellschaftung und die formalen Charakteristiken der jeweiligen Gefäss- und Ofenkeramik. Abgesehen von Parallelen bei der Geschirrkemik sind von hier beinahe modelgleiche Blattkacheln mit der Darstellung eines Löwen zu erwähnen (Tafel 51,5 und Tafel 59,2–3). Ein zusätzliches Datierungskriterium gibt uns ein Ofenaufsatz mit der Jahreszahl 1435 (Tafel 59,1). Erwähnt sei, dass in der Grube Aeschenvorstadt 2 erstmals Randscherben von innen glasierten Henkeltöpfen – eine Innovation der fortgeschrittenen ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts – vertreten sind (Tafel 53,2–4), diese jedoch in den beiden Fundkomplexen ähnlicher Zeitstellung an der Rittergasse 29 und am Spalenberg 12 fehlen. Des Weiteren kommt hinzu, dass die Bügelkannen eine weit aus feinere Bearbeitung aufzeigen (Tafel 54). Die erwähnten Elemente lassen das Fundmaterial ein paar Jahrzehnte jünger datieren als dasjenige vom Spalenberg 12 und der Rittergasse 29, also zwischen 1423 und 1459 (Abb. 36).

8. Bäumleingasse 1–7, 1988/41

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts (Tafeln 60–70)

Im Gegensatz zu den beiden vorangegangenen Fundkomplexen zeichnet sich im Fundmaterial Bäumleingasse 1–7 ein anderes Gesamtformenbild ab. Formen und Elemente, welche die Übergangsphase vom 14. zum 15. Jahrhundert charakterisieren, fehlen in diesem Material gänzlich, so z. B. die unglasierten Dreibeintöpfe (Tafel 46,1), aussen glasierte Bügelkannen (Tafel 45,5) und ferner Schüsselformen mit Leistenrändern, die noch in der Tradition der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts stehen (Tafel 49,1). Hingegen sind hier neuartige Formen wie die innen glasierten Henkelkrüge (Tafel 61,6–9) fassbar. Hingegen fehlen Gefässtypen, wie sie für das ausgehende 15./16. Jahrhundert charakteristisch sind: etwa die hohen, schlanken Töpfe aus den Grabungen Nadelberg 39 oder Spalenberg 40. Aufgrund entwicklungsgeschichtlicher Kriterien lässt sich dieses Fundensemble in das chronologische Netz einhängen. Diese feinen Unterschiede im Gesamtbild und die charakteristischen Glasformen geben Anlass, das Fundmaterial zeitlich um die Mitte des 15. Jahrhunderts einzuordnen (Abb. 37).

9. Nadelberg 37, 1979/49 und

10. Nadelberg 20, 1985/31

Zweite Hälfte 15. Jahrhundert (Tafeln 71–88)

Die schmalen Töpfe, deren Rand erstmals über den Schulterdurchmesser hinausreicht (Tafel 71,1; Tafel 80) und deren Wandung keine umlaufende Leiste ziert, die Dreibeinpfannen mit hochgestelltem Rand (Tafel 73,5–6 und Tafel 83,4–6) und die allgemein feinere Ausgestaltung der Schüsseln lassen Neuerungen erkennen. Das Gesamtbild des Gefässrepertoires entspricht jedoch noch demjenigen aus dem 15. Jahrhundert. Die

eben erwähnten Formelemente, die bereits jüngere Tendenzen ankündigen, datieren das Ensemble in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Beide Fundmaterialien lassen sich mit einem Fundensemble aus der näheren Region vergleichen: mit demjenigen des Klosters Engental in MuttENZ, Baselland¹³¹. Dessen Gründungsdatum fällt in das Jahr 1450, als der Abt von Lützel dem Generalkapitel zu Cîteaux ein Gesuch stellte, wonach das neu gegründete Frauenkloster Engental ihm unterstellt werden solle. Das Ende des Klosters fällt mit dem Bauernkrieg von 1525 zusammen, bei dem es von den Bauern geplündert worden ist und hernach aufgegeben wurde. 1534 verliessen die letzten vier Nonnen das Kloster¹³² (Abb. 38 und 39).

11. Spalenberg 40, 1979/15

Ende 15. und erste Hälfte 16. Jahrhundert (Tafeln 89–107)

Die als jüngere Tendenzen angesprochenen Formelemente bei der Keramik der beiden zuletzt genannten Fundstellen – über den Schulterdurchmesser ausladender Rand bei den Töpfen, das Wegfallen der plastischen Leisten als Verzierung bei den Töpfen und Dreibeintöpfen – sind in diesem Fundmaterial nun voll ausgereift. Die Karniesrandtöpfe sind hier erstmals mehrheitlich oxidierend gebrannt. Ihre Mündung ist ausgesprochen ausladend und der Stand auffallend eng. Als weitere Innovation beim Formenrepertoire ist der beinahe horizontal umgeschlagene Rand ohne Innenkehle bei den Dreibeintöpfen zu nennen (Tafel 94,1). Beim Tafelgeschirr kann man beinahe von einem Rückschritt sprechen, zumal die für das 15. Jahrhundert typische Formenvielfalt seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert auf wenige Hauptformen reduziert ist. Als Beispiel sei die konische Schüssel mit Kremprand, in der Regel mit einem Henkel versehen, erwähnt (Tafel 96 und Abb. 40).

Der in diesem Fundkomplex einmalig gut erhaltene Bestand an Glasobjekten umfasst optisch geblasene Becher «Maigelein», Nuppenbecher «Krautstrünke» und Flaschen «Kuttrolfe», wie sie im ausgehenden 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts weit verbreitet waren.

12. Petersgraben 47–55, 1983/15

Zweite Hälfte 16. Jahrhundert (Tafeln 108–114)

Die Dreibeintöpfe mit horizontal umgeschlagenem Rand ohne Innenkehle (Tafel 108,3) entsprechen denjenigen im Fundmaterial Spalenberg 40. Gefässe mit profilierten Rändern (Tafel 108,4) und mit beidseitig glasierter Gefässoberfläche (Tafel 109,4) sind hingegen Elemente, wie man sie im Fundmaterial Münsterplatz 16, Reischacherhof, häufig findet. Ferner sind die grosse Anzahl Teller (Tafel 110,5; Tafel 111) und zwei Tassen aus Fayence (Tafel 113,4 und 5) hervorzuheben. Zu den neuen Formen gehören zwei Nachttöpfe (Tafel 112), die formal wiederum mit dem Nachttopf aus der Reischacherhof-Latrine (Tafel 122,3) korrespondieren. Weil in diesem Fundkomplex irdene Töpfe noch vertreten sind, sich hier jedoch bereits Elemente

niederschlagen, die für das 17. Jahrhundert charakteristisch sind (profilierte Ränder und beidseitig glasierte Henkeltöpfe), kann für die Grube Petersgraben 47 eine Datierung in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts in Erwägung gezogen werden. Das Fundmaterial fügt sich letztlich zwischen dasjenige aus der Latrine Spalenberg 40 bzw. vom Münsterplatz 16, also in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts, ein (Abb. 41).

13. Münsterplatz 16, 1977/3

Erste Hälfte 17. Jahrhundert (Tafeln 115–124)

Die Datierung der Latrineneinschüttung Münsterplatz 16 fällt aufgrund verschiedener Kriterien in die Zeit kurz nach 1650 (vgl. S. 33).

Beim Formenrepertoire zeigt sich ein deutlicher Unterschied zu den vorangegangenen Fundensembles. Zum einen ist hier das Fehlen der irdenen Töpfe augenfällig, zum anderen heben sich die Dreibeingefässe deutlich vom bislang bekannten Formenbild dieser Gefässgattung ab: nebst der formalen Vielfalt sind es verschiedene Warenarten und in diesem Zusammenhang die ausgeweitete Palette an Glasurfarben. Mit den beidseitig farbig glasierten Henkeltöpfen und Schüsseln sowie den malhornverzierten Schüsseln und Tellern kündigt sich hier eine neue Tendenz bei der Ausgestaltung der Oberfläche an, die in den folgenden Jahrhunderten bis in die Moderne das Bild der Geschirrkemik prägen wird: die erweiterte Farbenpracht und dekorative Gestaltung der Formen und Flächen bei der Koch- und Tafelkeramik der beginnenden Neuzeit (Abb. 42).

3.3 Bemerkungen zur Fundvergesellschaftung

In den folgenden Abbildungen werden die bei den einzelnen Fundstellen miteinander vergesellschafteten Gefässtypen zusammengefasst, wobei ausschliesslich keramische Fundobjekte aus dem Bereich Küche, Tafel und Haushalt berücksichtigt worden sind¹³³. Daraus wird die unterschiedliche Zusammensetzung der einzelnen, verschiedenen datierten Fundensembles ersichtlich. Um die Signifikanz der Gefässarten aufzuzeigen, wurden diese mengenmässig erfasst; die Mengenangaben beziehen sich auf die Mindestindividuenzahlen der bestimmbareren Gefässarten. Mehrfach nachgewiesene, gleichartige Vergesellschaftungen belegen das gemeinsame Vorkommen und Benützen der entsprechenden Formen. Ferner zeigt sich, dass es in jedem Fundensemble Leitformen gibt, die über mehrere Jahrzehnte beibehalten wurden, während andere, damit vergesellschaftete Gefässe einem rascheren Formenwandel unterworfen waren.

3.4 Abschliessende Bemerkungen zur Datierung

Die vorausgegangenen Erläuterungen haben gezeigt, dass einige Fundkomplexe absolut datiert werden können, sei dies

aufgrund von Münzen, historischen Fakten oder Baudaten; andere müssen über den typologischen Vergleich und die typologische Entwicklung zeitlich eingeordnet werden. Der Vergleich der Formen und deren Entwicklung erlaubt es, nicht datierbare Fundeinheiten zwischen den absolut datierten Fundstellen einzuordnen. Die in der vorliegenden Arbeit untersuchten Fundensembles können somit alle in eine chronologische, entwicklungsgeschichtlich nachvollziehbare Abfolge eingeordnet werden (Abb. 30).

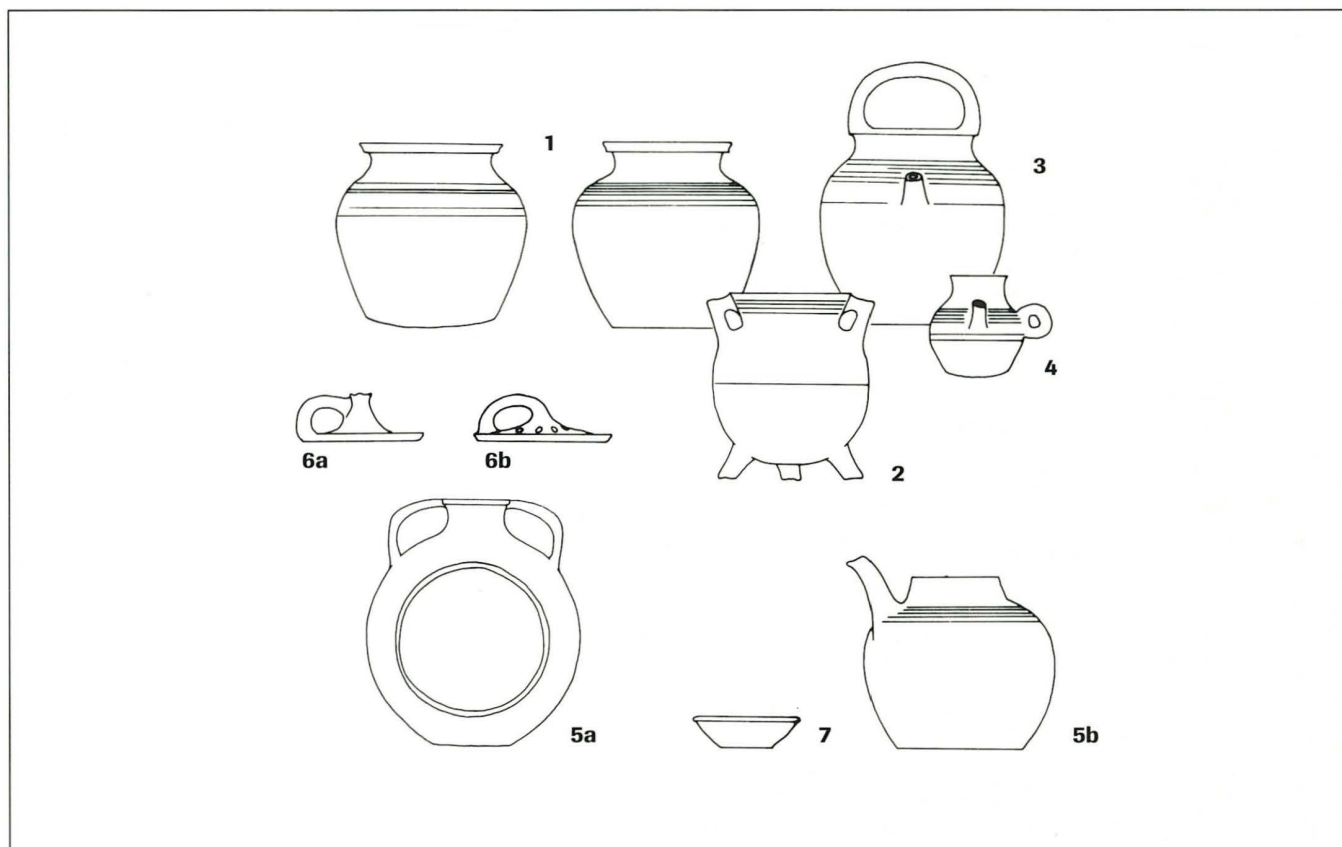
Im Rahmen einer vergleichenden Betrachtung lässt sich das gleichzeitige Vorkommen von alten, traditionellen und neuen «modernen» Formen herausarbeiten. Bei Fundkomplexen mit ganzen oder beinahe ganz erhaltenen Formen kann ausgeschlossen werden, dass es sich um verlagertes älteres oder neueres Fundmaterial handelt. Bei Fundkomplexen mit zahlreichen ganzen Formen kann eine sekundäre Vermischung ausgeschlossen werden: Hier ist davon auszugehen, dass die miteinander vergesellschafteten Formen auch gleichzeitig in Gebrauch waren und die zusammen benutzten Gegenstände gemeinsam abgelagert wurden. Da gleichzeitig in den Boden gelangte Gefäße nicht gleichzeitig hergestellt worden sein müssen, können wir die eigentliche Laufzeit eines Gefäßes kaum je exakt bestimmen.

Die Art der Ablagerungen von Hausratsgegenständen hängt von einer Vielzahl von Faktoren ab. Selbst wenn alle Teile des materiellen Inventars in gutem Zustand geborgen werden, kann deren Herkunft aus möglicherweise verschiedenen Haushalten nicht eruiert werden und die Mengenverhältnisse in Bezug auf ihren ursprünglichen Bestand gestört sein. Jedes archäologische Fundgut dokumentiert jeweils nur einen Ausschnitt des ursprünglichen Zustandes. Die auswertbare Fundmenge kann zusätzlich durch die Forschungsschwerpunkte und Arbeitsmethoden der Archäologie geprägt sein. So ist es auch beim vorliegenden Fundmaterial nicht möglich, die ursprünglich vorhandene Menge und die Zusammensetzung exakt zu rekonstruieren. Beim Fehlen eines Gefäßstyps in einem bestimmten Fundhorizont muss also auch immer der Zufallsfaktor berücksichtigt werden.

1. Leonhardsgraben 47, 1985/10, Phase I, 2. Hälfte 13. Jahrhundert (Tafeln 1–6)

	Anzahl		Anzahl
1 Töpfe	142	5 Sonderformen	10
1a Leistenrand	60	5a Feldflasche	1
1b Karniesrand	6	5b Handfass	1
1c Wand- oder Bodenscherben	79		
2 Dreibeintöpfe	7	6 Deckel	14
2a Randscherben	2	6a mit Stempeldekoration	5
2b Wand- oder Bodenscherben	4	6b mit Fingerkuppeldekoration	4
		6c mit Kerbdekoration	3
3 Bügelkannen	6	6d mit Rillen	1
3a Randscherben	2	6e ohne Dekoration	1
3b Wand- oder Bodenscherben	4		
4 Ausgussgefäße	3	7 Lämpchen	20
		Total Gefäßindividuen	202
		ganze oder zusammengesetzte Gefäße	2

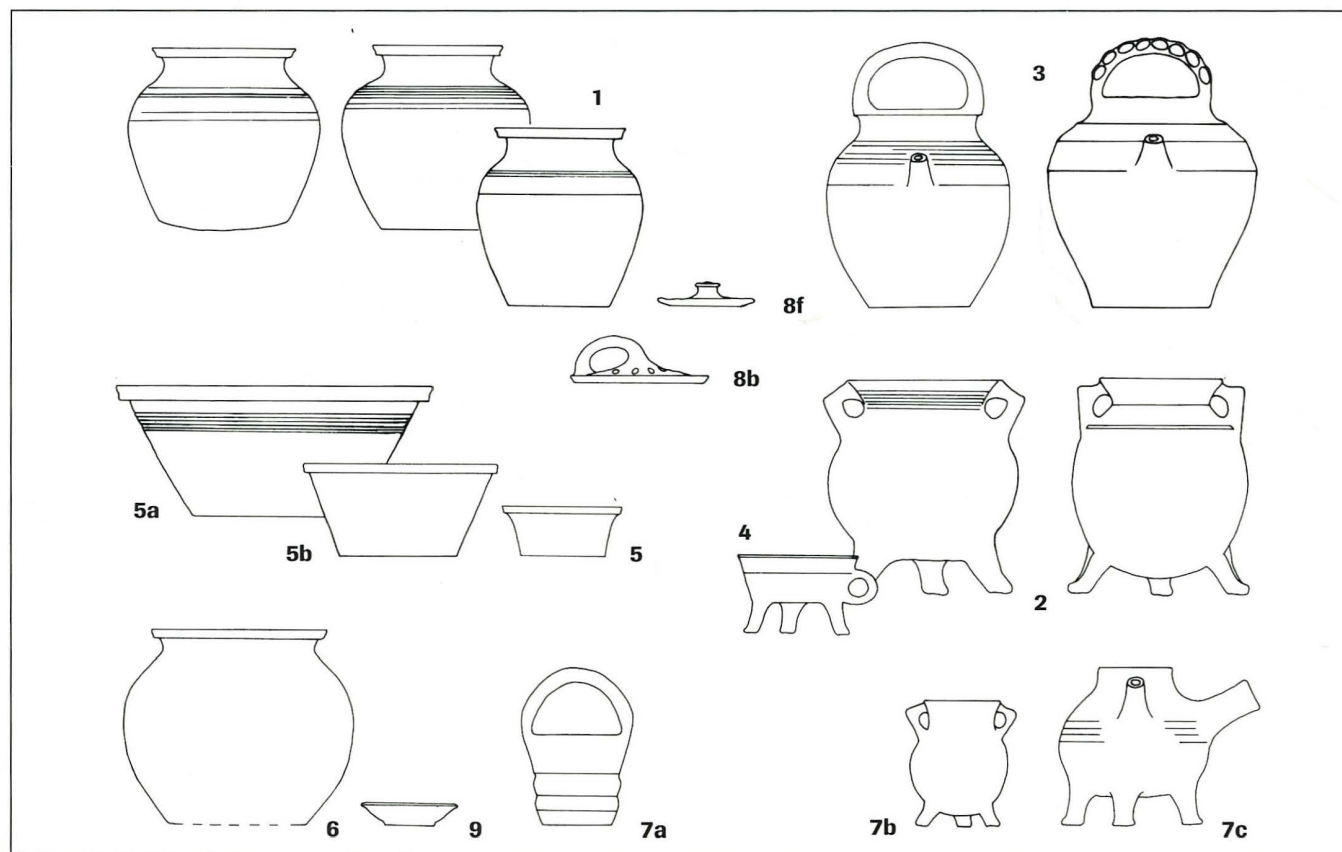
Abb. 31a (vgl. Grafik S. 54)



1. Leonhardsgraben 47, 1985/10, Phase II, Ende 13. Jahrhundert bis 1356 (Tafeln 7–24)

	Anzahl		Anzahl
1 Töpfe	309	6 Siebgefäße	2
1a Leistenrand	95	7 Sonderformen	6
1b Karniesrand	55	7a Bügelgefäß	2
1c Wand- oder Bodenscherben	159	7b Dreibeintopf Miniaturform	1
2 Dreibeintöpfe	34	7c Dreibeintopf mit Grifftülle und Ausguss	1
2a Randscherben	12	8 Deckel	78
2b Wand- oder Bodenscherben	22	8a mit Stempeldekor	1
3 Bügelkannen	19	8b mit Fingerkuppeldecor	35
3a Leistenrand	7	8c mit Kerbdecor	8
3b Trichterrand	1	8d mit Rillen	18
3b Wand- oder Bodenscherben	11	8e ohne Dekor	13
4 Dreibeinpfannen	42	8f mit zentralem Mittelknäuf	3
4a Fragmente und Randscherben	32	9 Lämpchen	69
4b Bodenfragmente	10	9a glasiert	1
5 Schüsseln	7	Total Gefäßindividuen	566
5a unglasiert	3	ganze oder zusammengesetzte Gefäße	12
5b glasiert	4		

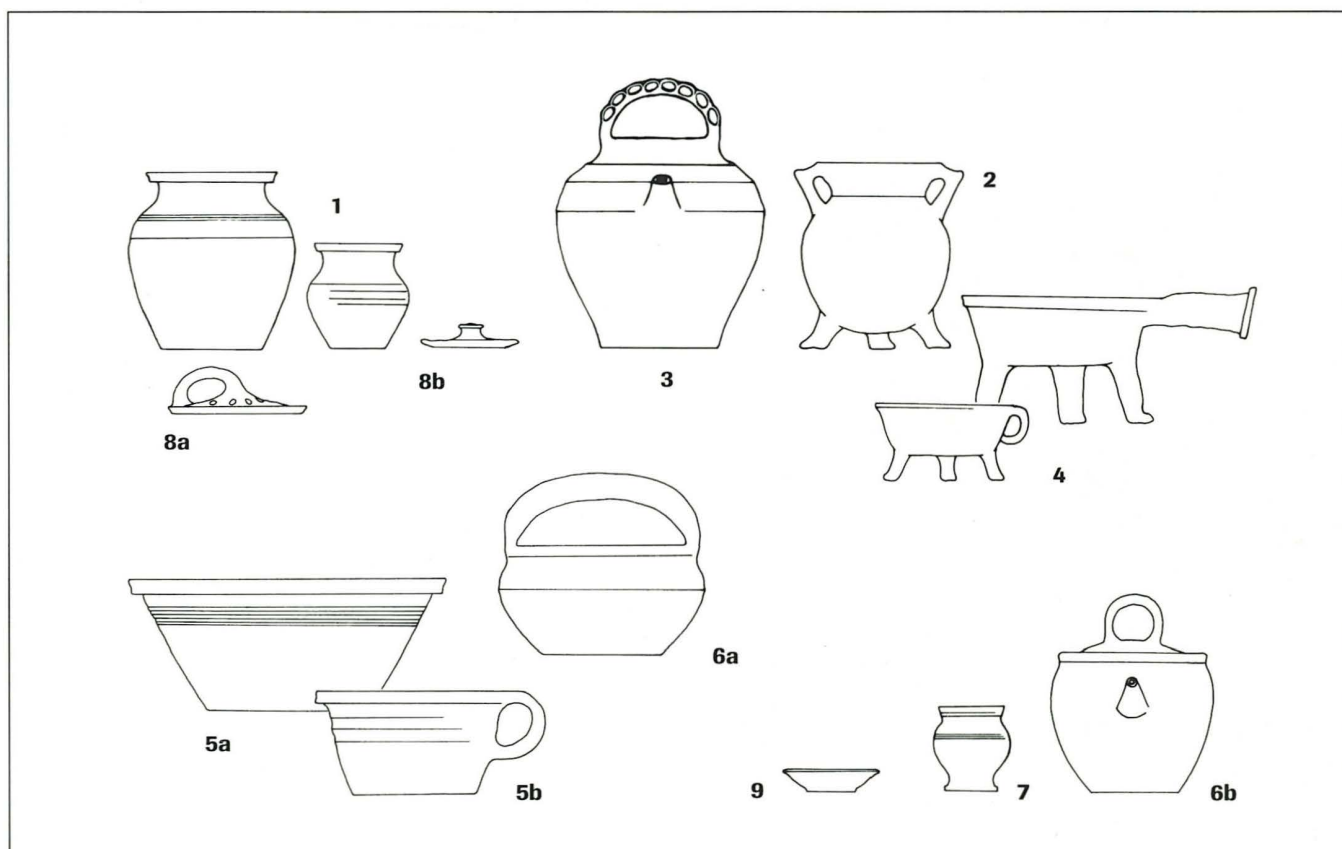
Abb. 31b (vgl. Grafik S. 54)



2. Andreasplatz 7–12, 1983/11, Ende 13. Jahrhundert bis 1356 (Tafeln 25–36)

	Anzahl		Anzahl
1 Töpfe	52	5 Schüsseln	8
1a Leistenrand	20	5a unglasiert	2
1b Karniesrand	14	5b glasiert	6
Wand- und Bodenscherben	18	davon engobiert	4
reduzierend gebrannt	42		
Wechselbrand	5	6 Sonderformen	11
oxidierend gebrannt	5	6a Essenträger	1
		6b Lavabokanne	1
2 Dreibeintöpfe	8	7 Steinzeugbecher	3
2a Trichterränder	4		
2b Wand- und Bodenscherben	4	8 Deckel	8
		8a mit Fingerkuppendekor	2
3 Bügelkannen	11	8b mit zentralem Mittelknäuf	6
3a Leistenränder	1		
3b Trichterränder	7	9 Lämpchen	7
3c Henkel mit Kerbdekor	3		
3d Henkel mit Fingerkuppendekor	2		
4 Dreibeinpfannen	4	Total Gefässindividuen	112
davon Tüllen	1	ganze oder zusammengesetzte Gefässe	15

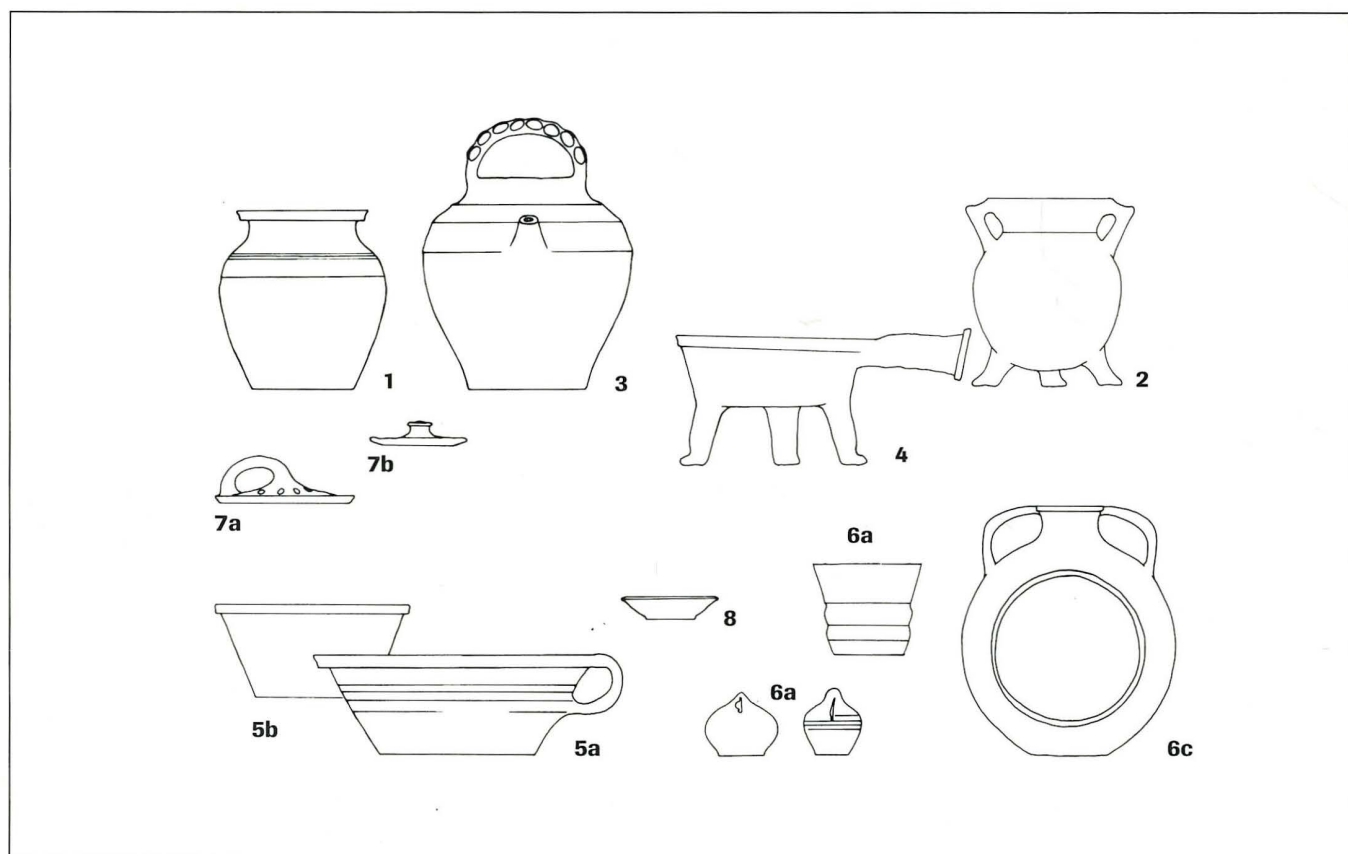
Abb. 32 (vgl. Grafik S. 54)



3. Marktplatz 11, 1972/11, 1. Hälfte 14. Jahrhundert (Tafeln 37–41)

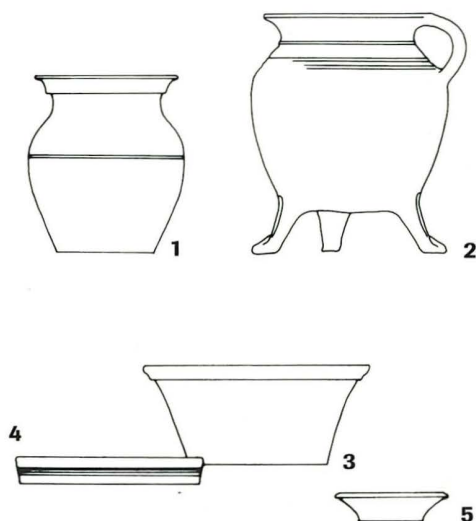
	Anzahl		Anzahl
1 Töpfe	3	6 Sonderformen	4
Randscherbe mit Karniesrand	1	6a Sparbüchsen	2
Randscherbe mit Leistenrand	2	6b Becher	1
		6c Feldflasche	1
2 Dreibeintöpfe	1	7 Deckel	9
3 Bügelkannen	4	7a Flachdeckel mit Bügelhenkel	3
		mit Fingerkuppendekor	1
4 Dreibeinpfannen	4	mit Kerbdekor	1
		mit Rillen	1
5 Schüsseln	2	7b Flachdeckel mit zentralem Knauf	6
5a unglasierte	1		
5b glasierte	1	8 Lämpchen	1
		Total Gefässindividuen	28
		ganze Gefässe und Objekte	7
		(2 Sparhäfen, 4 Deckel und 1 Lämpchen)	

Abb. 33 (vgl. Grafik S. 54)



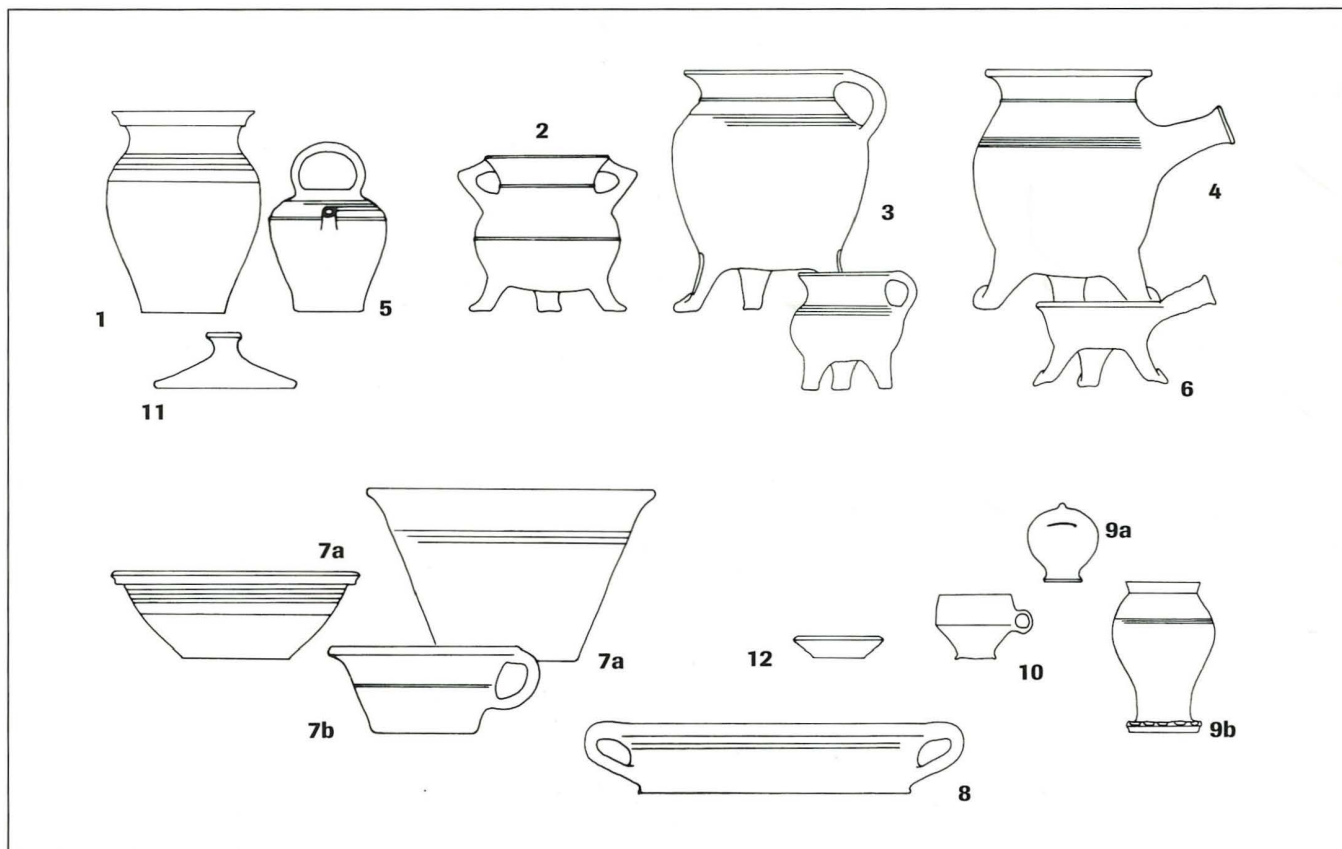
	Anzahl
1 Töpfe mit Karniesrand	2
2 Dreibeintöpfe	2
3 Schüsseln	1
4 Platten	1
5 Lämpchen	1
Total Gefäßindividuen	7
ganze oder zusammengesetzte Gefäße	0

Abb. 34 (vgl. Grafik S. 55)



	Anzahl		Anzahl
1 Töpfe mit Karniesrand, reduzierend gebrannt	31	7 Schüsseln	9
1a Randscherben	10	7a reduzierend gebrannt, unglasiert	1
1b Boden- und Wandscherben	21	7b glasiert	8
1c davon Wandscherben mit Zierleisten	5	8 Doppelhenkelschüsseln	1
2 Dreibeintöpfe, reduzierend gebrannt, geglättet	5	9 Sonderformen	7
2a Randscherben	2	9a Sparbüchsen	2
2b Boden- und Wandscherben	3	9b Becher (?)	1
3 Dreibeintöpfe, oxidierend gebrannt, glasiert	18	Sonstiges	4
3a Randscherben	8	10 Steinzeugtassen	1
3b Wand- und Bodenscherben	10	11 Deckel	1
4 Dreibeintöpfe mit Grifftülle	2	Hohldeckel mit zentralem Knauf	
5 Bügelkannen, aussen glasiert	2	12 Lämpchen	1
6 Dreibeinpfannen	17	Total Gefässindividuen	95
6a Randscherben	13	ganze oder zusammengesetzte Gefäße	0
6b Boden- und Wandscherben	4		

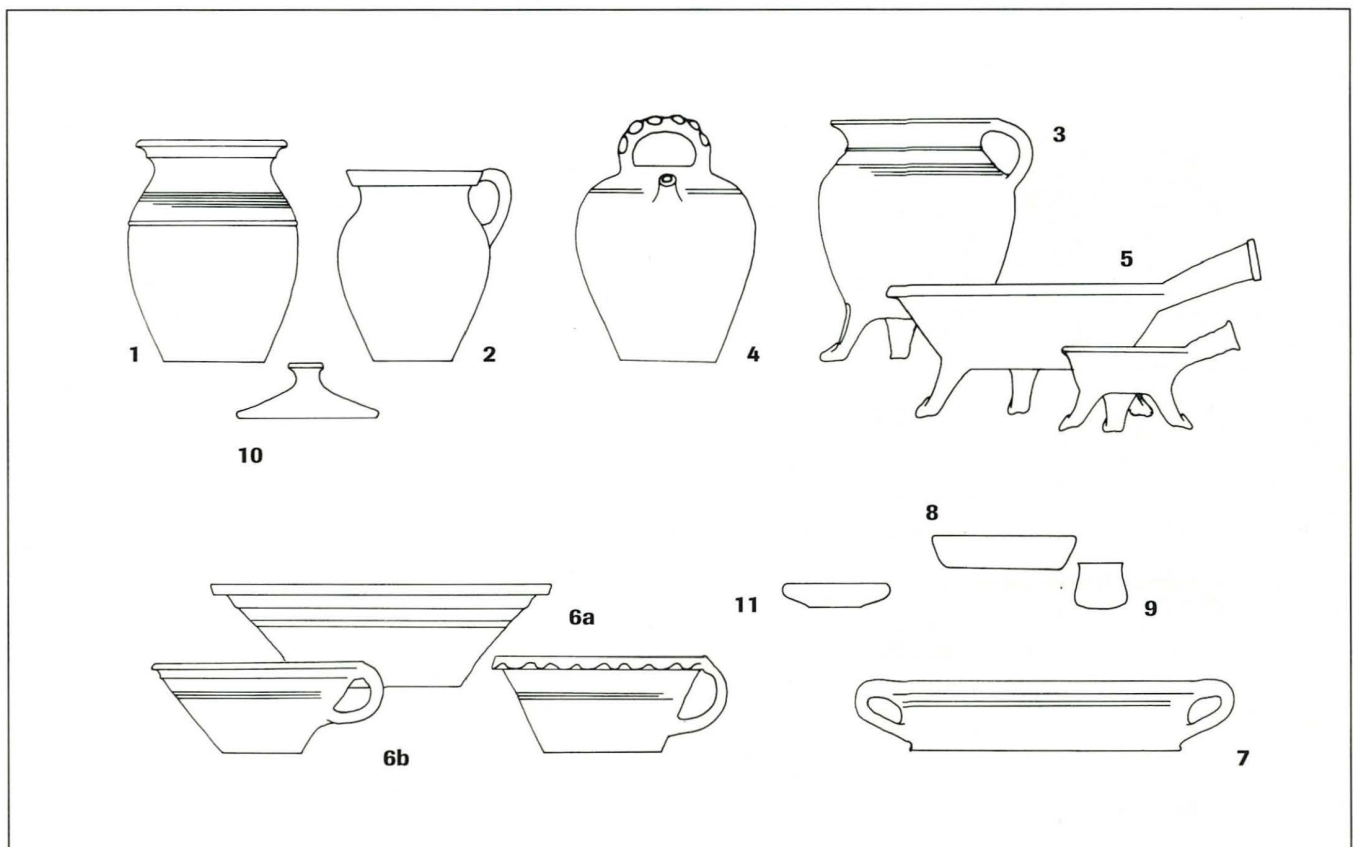
Abb. 35 (vgl. Grafik S. 55)



7. Aeschenvorstadt 2, 1906 und 1960, 1. Hälfte 15. Jahrhundert (Tafeln 52–59)

	Anzahl		Anzahl
1 Töpfe mit Karniesrand	17	5 Dreibeinpfannen, glasiert	4
1a Randscherben	10		
1b Wand- und Bodenscherben	7	6 Schüsseln	17
reduzierend gebrannt	7	6a unglasiert	8
(4 Rand- und 3 Wand-/Bodenscherben)		6b glasiert	9
Wechselbrand	3	7 Doppelhenkelschüsseln, glasiert	1
oxidierend gebrannt	7		
(3 Rand- und 4 Wand-/Bodenscherben)		8 Schalen	1
2 Henkeltöpfe	5	9 Sonderformen	1
2a reduzierend gebrannt	2	Schröpfkopf	
2b oxidierend gebrannt	2		
2c glasiert	1	10 Deckel	1
		Hohldeckel mit zentralem Knauf	
3 Dreibeintöpfe	10	11 Lämpchen	1
3a unglasiert	2		
3b glasiert	8		
4 Bügelkannen	7	Total Gefässindividuen	65
4a reduzierend gebrannt unglasiert	4	ganze oder zusammengesetzte Gefäße	3
4b glasiert	3		

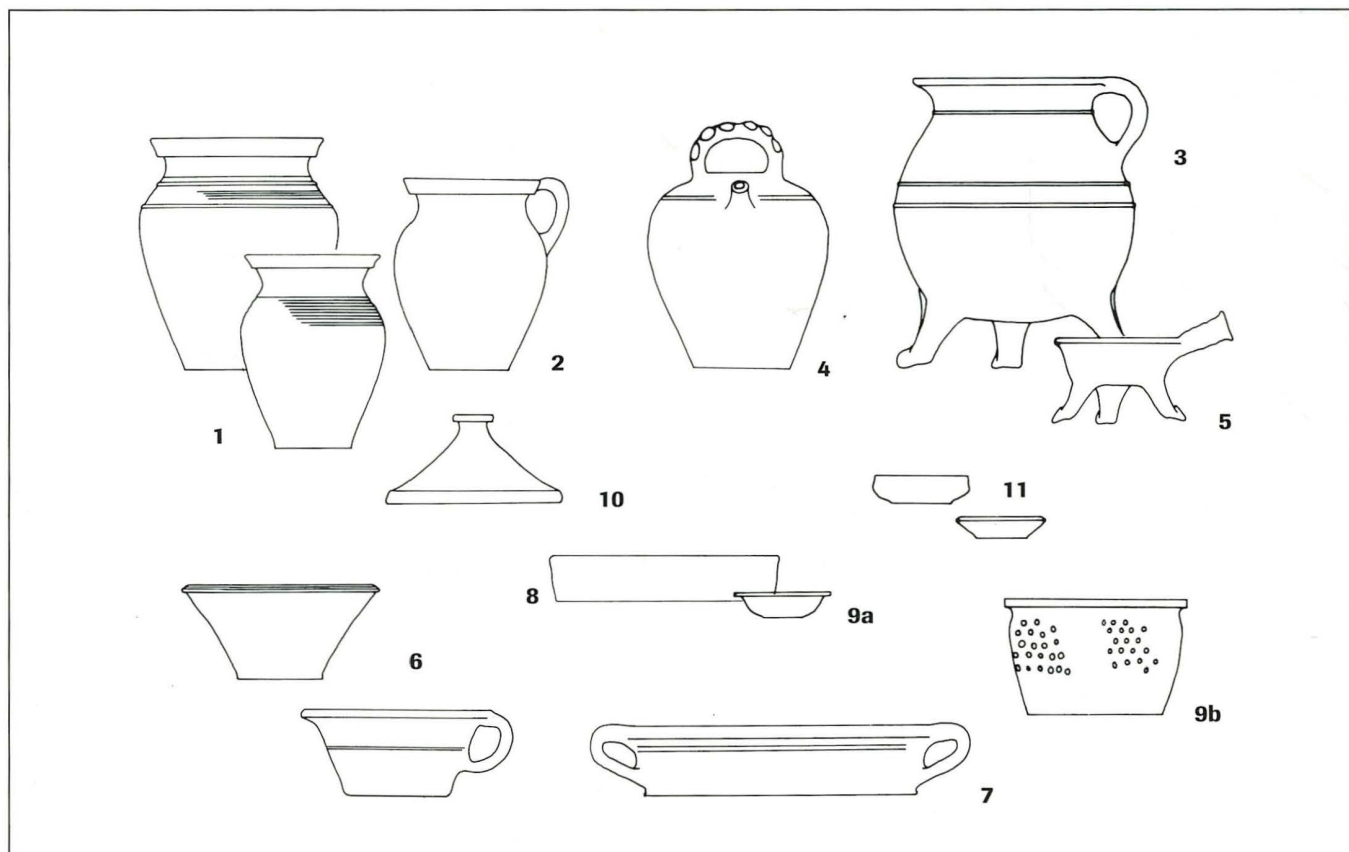
Abb. 36 (vgl. Grafik S. 55)



8. Bäumleingasse 1–7, 1988/41, um die Mitte des 15. Jahrhunderts (Tafeln 60–70)

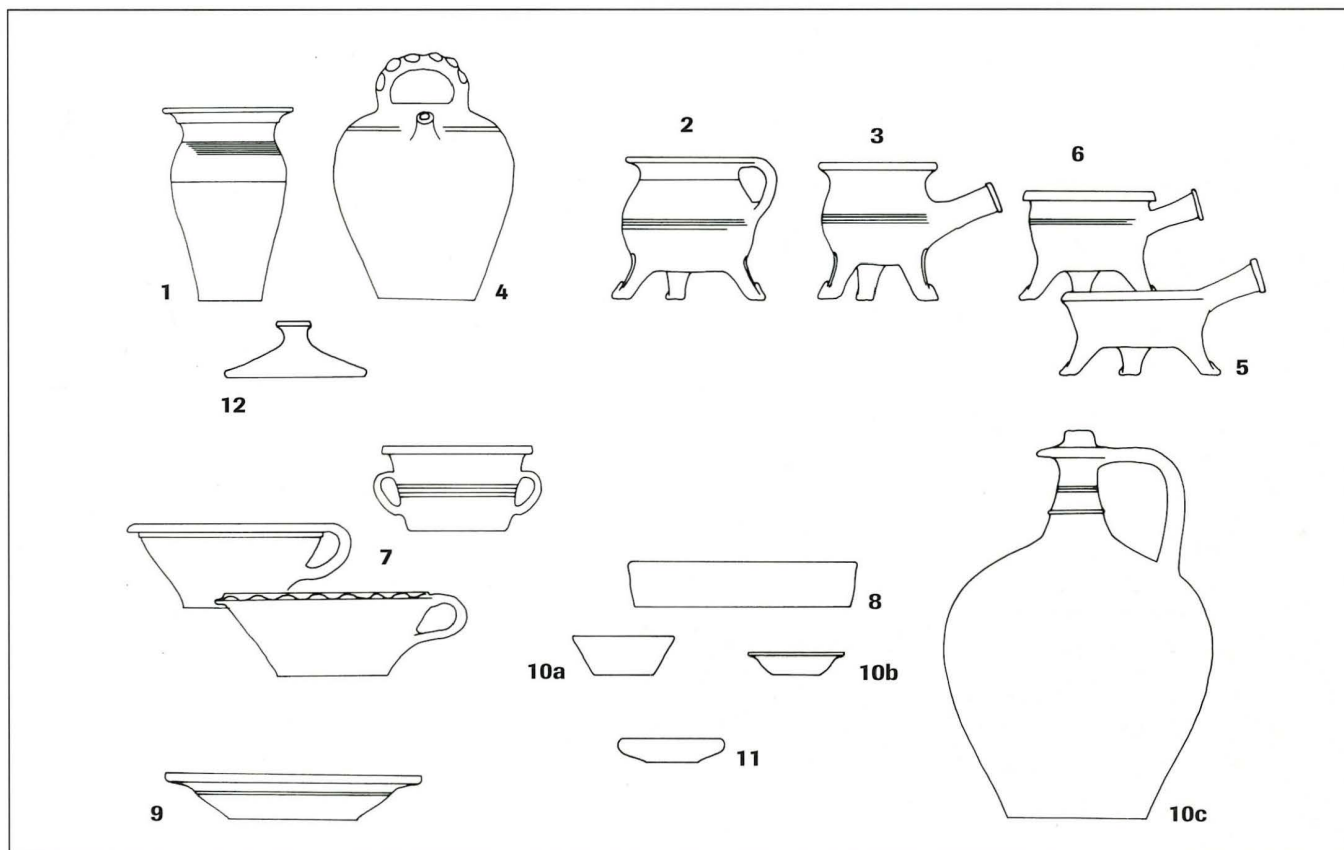
	Anzahl		Anzahl
1 Töpfe mit Karniesrand	42	6 Schüsseln	8
1a Randscherben	13	6a unglasiert	2
1b Wand- und Bodenscherben	29	6b glasiert	6
Wandscherben glasiert undefiniert	35		
2 Henkeltöpfe, glasiert	18	7 Doppelhenkelschüsseln	1
2a Randscherben	11	8 Platten	2
2b Wandscherben, Bodenscherben und Henkel	7		
3 Dreibeintöpfe	58	9 Sonderformen	5
3a unglasiert	7	9a Miniaturteller	2
(4 Rand- und 3 Wandscherben)		9b Siebgefäße	1
3b glasiert	51	10 Deckel	19
(32 Rand- und 19 Wandscherben)		Hohldeckel mit zentralem Knauf	
4 Bügelkannen, glasiert	1	10a reduzierend gebrannt	5
5 Dreibeinpfannen, glasiert	20	10b oxidierend gebrannt	14
5a Randscherben	9	11 Lämpchen	3
		11a unglasiert	2
		11b glasiert	1
		12 Sonstiges	10
		Total Gefäßindividuen	222
		ganze oder zusammengesetzte Gefäße	1

Abb. 37 (vgl. Grafik S. 55)



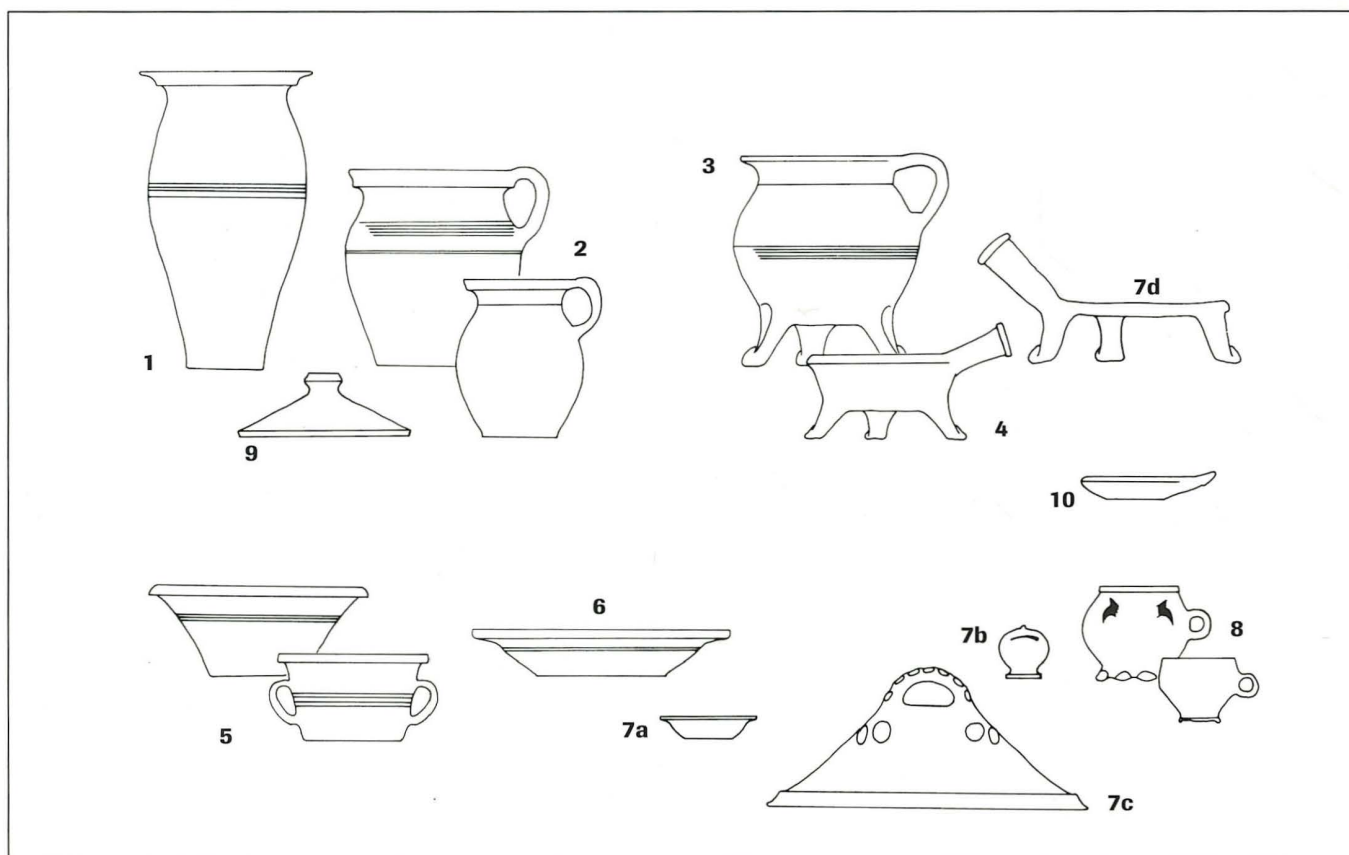
	Anzahl		Anzahl
1 Töpfe mit Karniesrand	61	7 Schüsseln	21
1a Randscherben		7a unglasiert	3
(davon 3 glasiert, 4 Irdenware)	7	7b glasiert	18
1b Wand- und Bodenscherben	54		
(davon 13 glasiert, 41 unglasiert)		8 Platten	1
2 Dreibeintöpfe, glasiert	45	9 Teller	1
2a Randscherben	20		
2b Wand- und Bodenscherben	25	10 Sonderformen	12
		10a Schälchen	1
3 Dreibeintopf mit Grifftülle, glasiert	1	10b Miniaturteller	2
		10c Flaschen	1
4 Bügelkannen	1		
1 Henkel		11 Lämpchen	3
5 Dreibeinpfannen, glasiert	12	12 Deckel	
5a Randscherben	8	Hohldeckel mit zentralem Griffknauf	
5b Wand- und Bodenscherben	4		
6 Dreibeinpfannen mit	1	Total Gefässindividuen	168
unterrandständigem Griff		ganze oder zusammengesetzte Gefäße	12

Abb. 38 (vgl. Grafik S. 56)



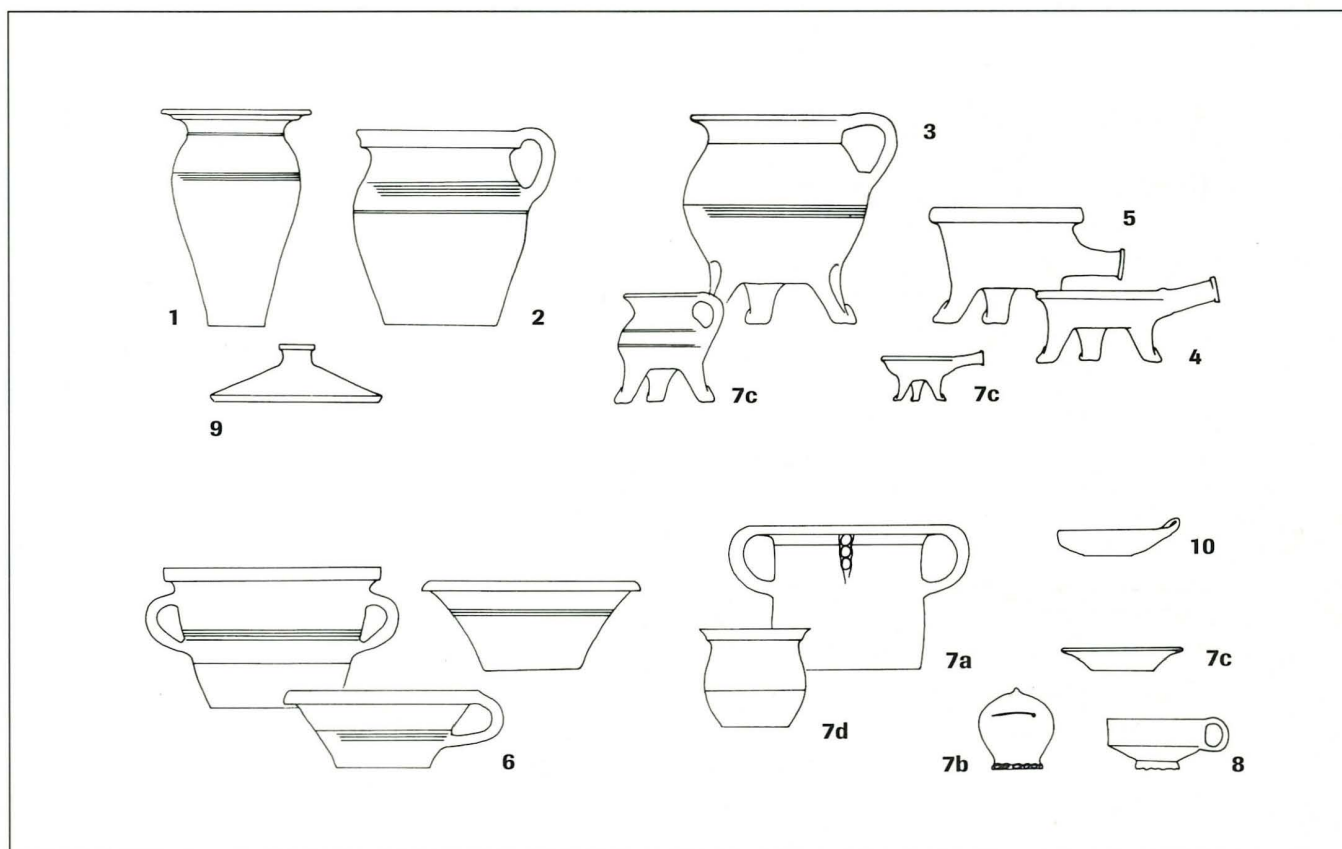
	Anzahl		Anzahl
1 Töpfe mit Karniesrand	17	6 Teller, glasiert	4
1a Randscherben	7		
1b Wand- und Bodenscherben	10	7 Sonderformen	4
2 Henkeltöpfe, glasiert	10	7a Miniaturteller	2
1a Randscherben	5	7b Sparbüchsen	1
1b Wand- und Bodenscherben	5	7c Gluthaube	1
		7d Grillpfanne	1
3 Dreibeintöpfe, glasiert	58	8 Steinzeugbecher	2
3a Randscherben	21		
3b Wand- und Bodenscherben	37	9 Deckel	26
		Hohldeckel mit zentralem Knauf	
4 Dreibeinpfannen, glasiert	12	10 Lämpchen, glasiert	3
4a Randscherben	8		
4b Wand- und Bodenscherben	4		
5 Schüsseln	28	Total Gefässindividuen	165
5a glasiert	24	ganze oder zusammengesetzte Gefäße	0
(davon 15 Randscherben, 9 Wandscherben)			
5b unglasiert (4 Randscherben)	4		

Abb. 39 (vgl. Grafik S. 56)



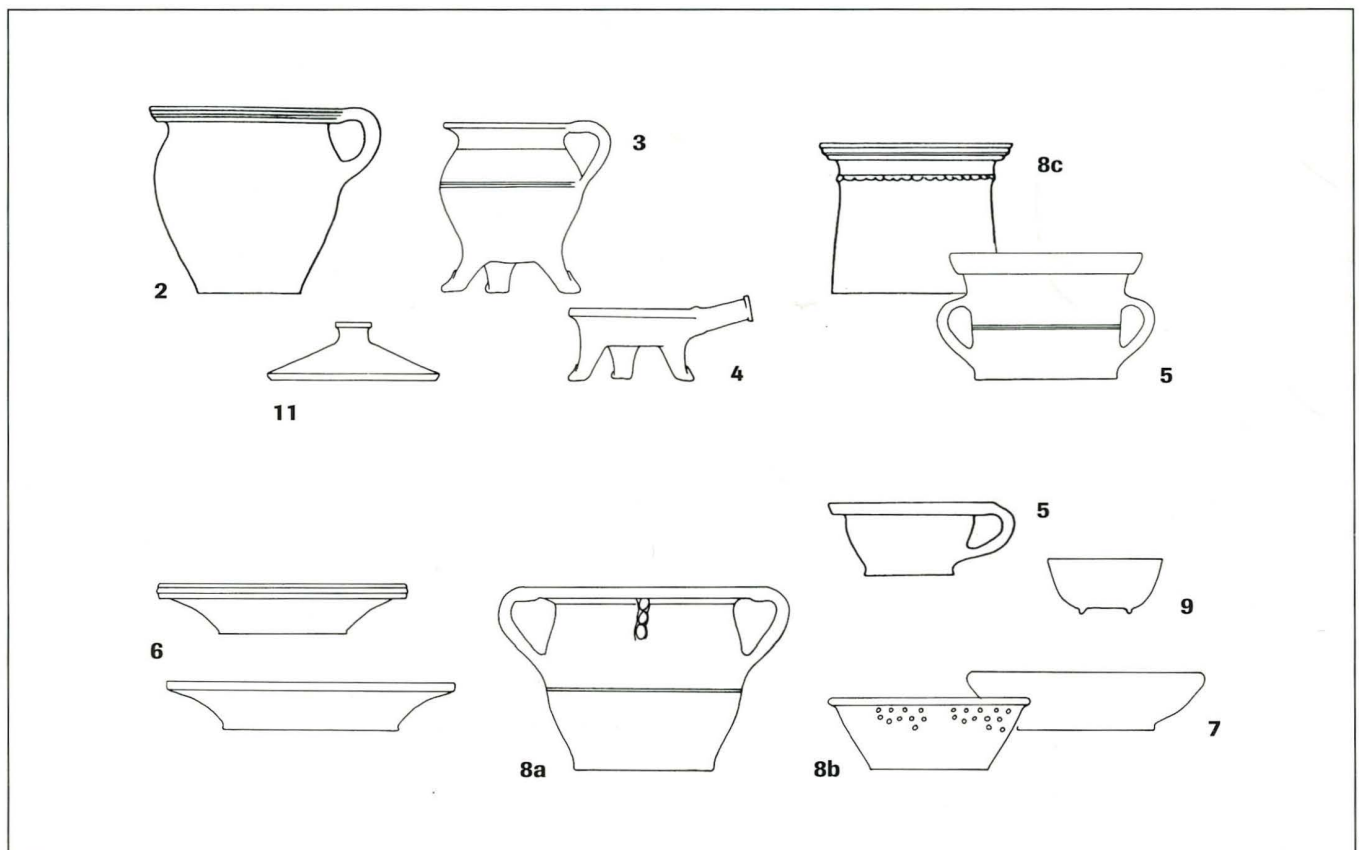
	Anzahl		Anzahl
1 Töpfe mit Karniesrand	11	6 Schüsseln	8
1a Randscherben	5	6a glasiert	6
1b Wand- und Bodenscherben	6	6b unglasiert	2
2 Henkeltöpfe, glasiert	7	7 Sonderformen	8
2a Randscherben	5	7a Nachttöpfe	1
2b Wand- und Bodenscherben	2	7b Sparbüchsen	1
3 Dreibeintöpfe	23	7c Miniaturgeschirr	2
3a Randscherben	13	7d Töpfchen mit Karniesrand	1
3b Wand- und Bodenscherben	10	8 Steinzeugbecher	1
4 Dreibeinpfannen, glasiert	3	9 Deckel	7
5 Dreibeinpfannen mit unterrandständiger Griffhülle	1	Hohldeckel mit zentralem Knauf	
		10 Lämpchen, glasiert	3
		Total Gefässindividuen	83
		ganze oder zusammengesetzte Gefäße	19

Abb. 40 (vgl. Grafik S. 56)



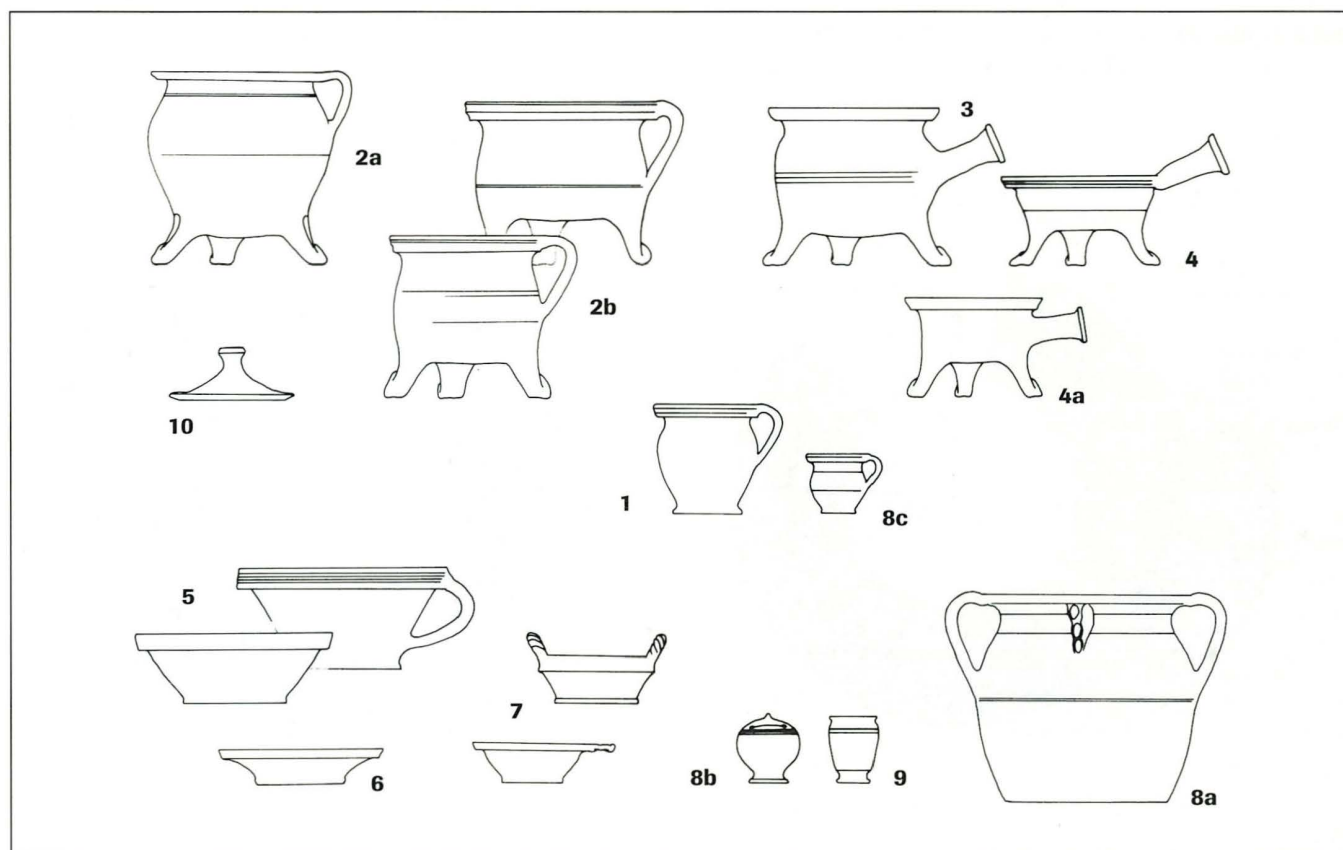
	Anzahl		Anzahl
1 Töpfe	8	6 Teller, glasiert	3
(nur Wandscherben oder Bodenscherben)			
2 Henkeltöpfe, glasiert	8	7 Schalen unglasiert	1
2a Randscherben	2	8 Sonderformen	11
2b Wand- und Bodenscherben	6	8a Nachttöpfe	6
3 Dreibeintöpfe, glasiert	5	8b Siebgefäße	2
5a Randscherben	2	8c Blumentöpfe	1
5b Wand- und Bodenscherben	3	9 Fayencetassen	2
4 Dreibeinpfannen, glasiert	1	10 Sonstiges	1
5 Schüsseln	6	11 Deckel	2
5a Randscherben	3	Hohldeckel mit zentralem Knauf	
5b Wand- und Bodenscherben	3		
		Total Gefässindividuen	48
		ganze oder zusammengesetzte Gefäße	4

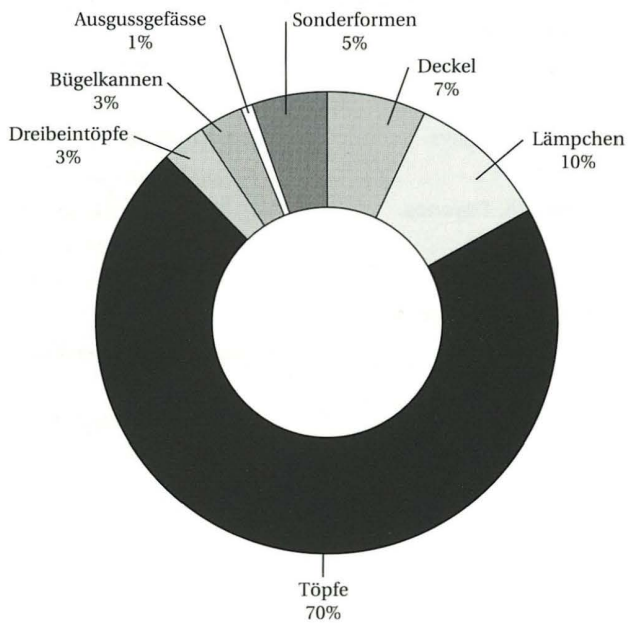
Abb. 41 (vgl. Grafik S. 56)



	Anzahl		Anzahl
1 Henkeltöpfe	2	7 Schalen	2
2 Dreibeintöpfe	11	8 Sonderformen	6
2a Dreibeintöpfe mit Trichterrand	3	8a Nachttöpfe	1
2b Dreibeintöpfe mit profiliertem Rand	8	8b Sparhäfen	1
3 Dreibeintöpfe mit Grifftülle	1	8c Miniaturgeschirr	4
4 Dreibeinpfannen	2	9 Albarelli, Fayence	2
4a Dreibeinpfanne mit unterrandständigem Tüllengriff	1	10 Deckel	4
		Hohler Deckel mit zentralem Knauf	
5 Schüsseln	9	Total Gefäßindividuen	41
6 Teller	2	ganze oder zusammengesetzte Gefäße	29

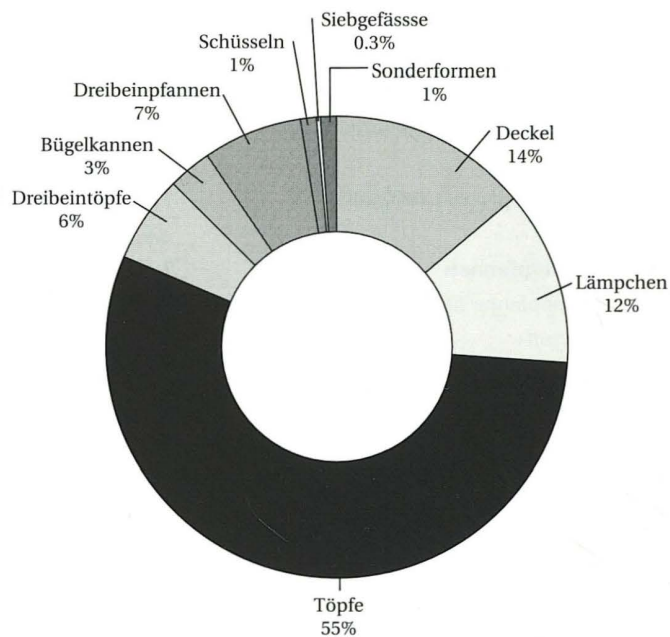
Abb. 42 (vgl. Grafik S. 57)





1% undefiniert

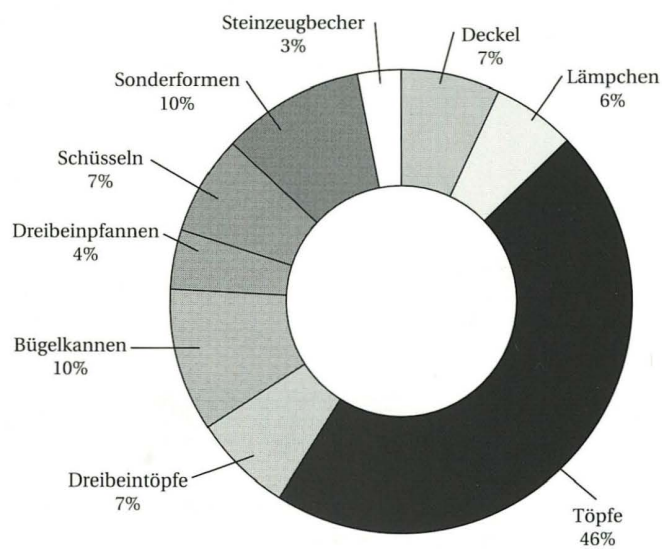
Grafik zu Abb. 31a Leonhardsgraben 47. Phase I, zweite Hälfte 13. Jahrhundert. Prozentualer Anteil der Gefäßformen.



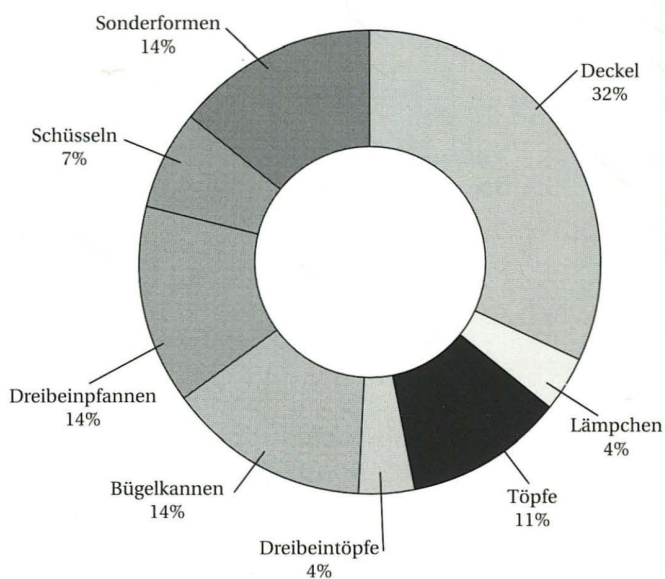
0,7% undefiniert

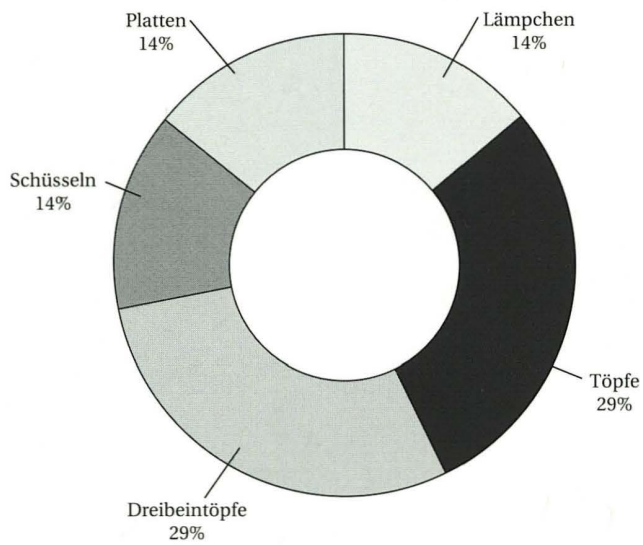
Grafik zu Abb. 31b Leonhardsgraben 47. Phase II, Ende 13. Jahrhundert bis 1356. Prozentualer Anteil der Gefäßformen.

Grafik zu Abb. 32 Andreasplatz 7–12. Ende 13. Jahrhundert bis 1356. Prozentualer Anteil der Gefäßformen.

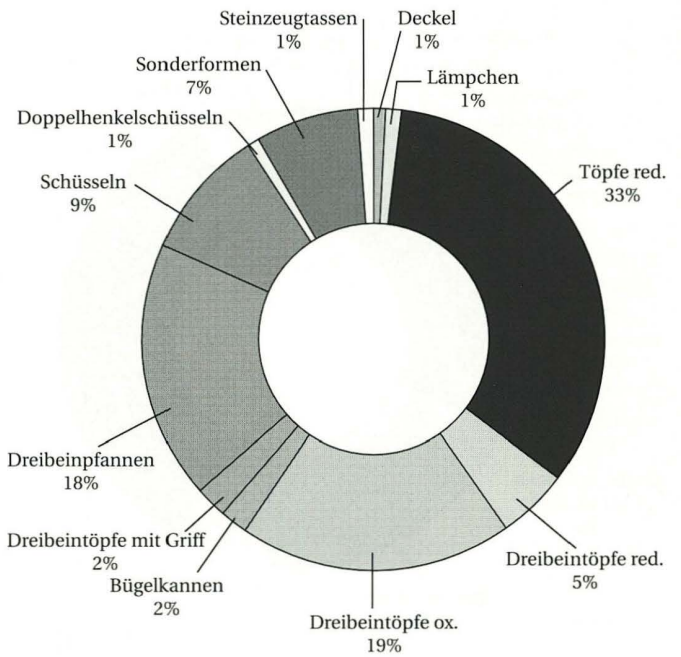


Grafik zu Abb. 33 Marktplatz 11. Erste Hälfte 14. Jahrhundert. Prozentualer Anteil der Gefäßformen.





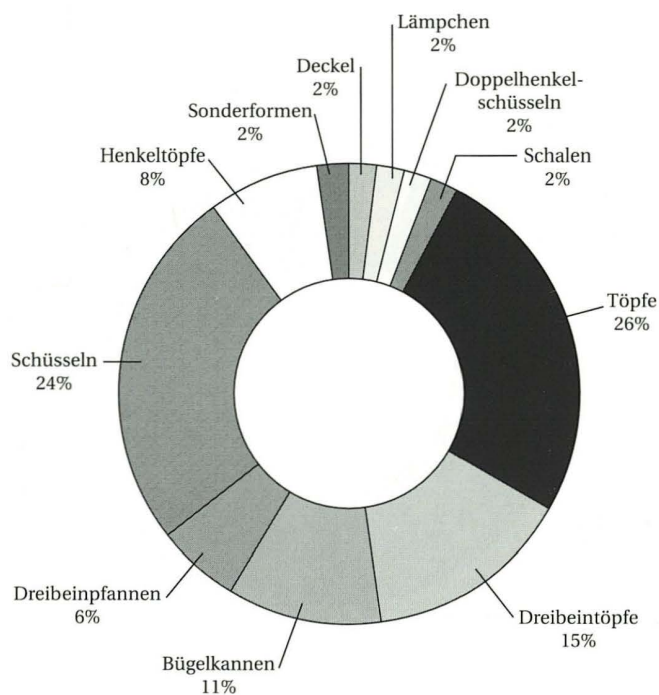
Grafik zu Abb. 34 Rittergasse 29. Zweite Hälfte 14. Jahrhundert bis 1417. Prozentualer Anteil der Gefäßformen.



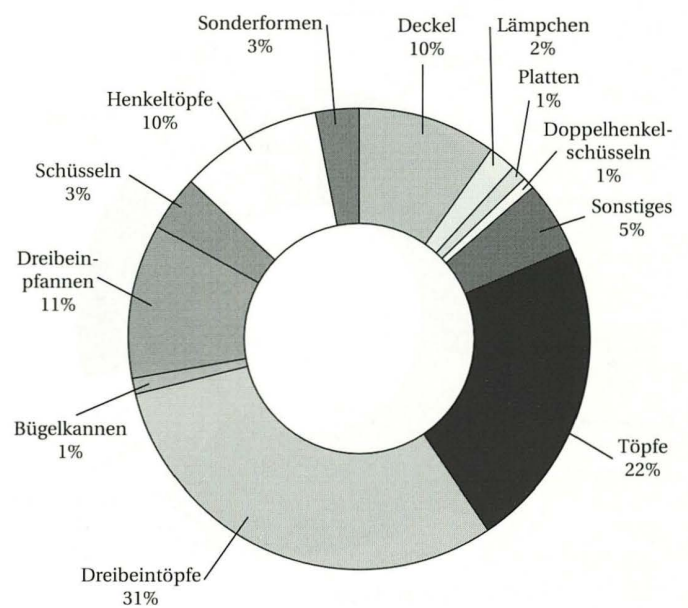
1% undefiniert

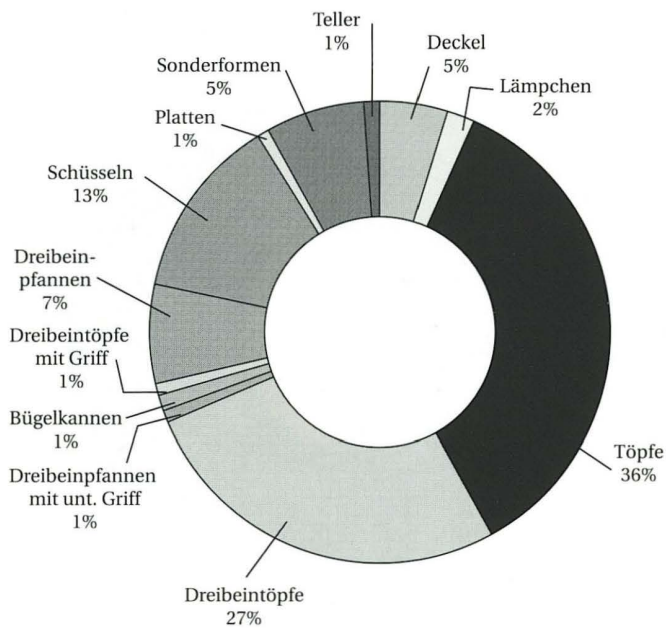
Grafik zu Abb. 35 Spalenberg 12. Zweite Hälfte 14. Jahrhundert bis 1422/23. Prozentualer Anteil der Gefäßformen.

Grafik zu Abb. 36 Aeschenvorstadt 2. Erste Hälfte 15. Jahrhundert. Prozentualer Anteil der Gefäßformen.

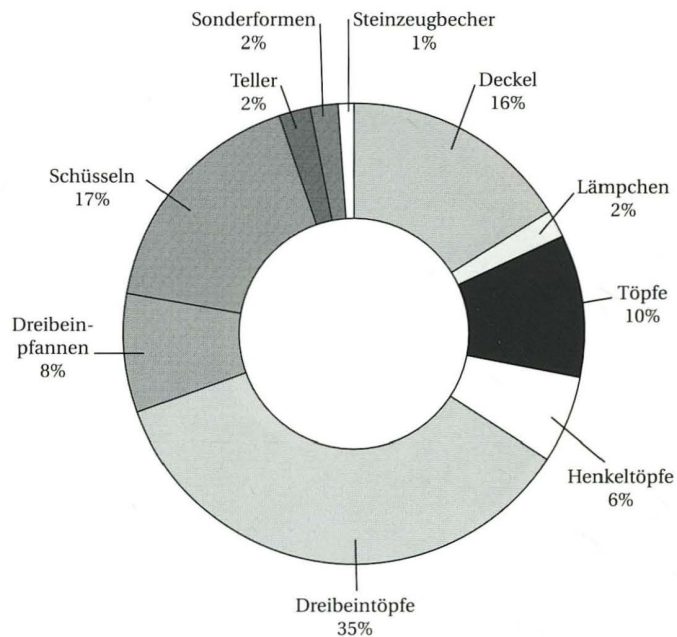


Grafik zu Abb. 37 Bäumleingasse 1-7. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Prozentualer Anteil der Gefäßformen.





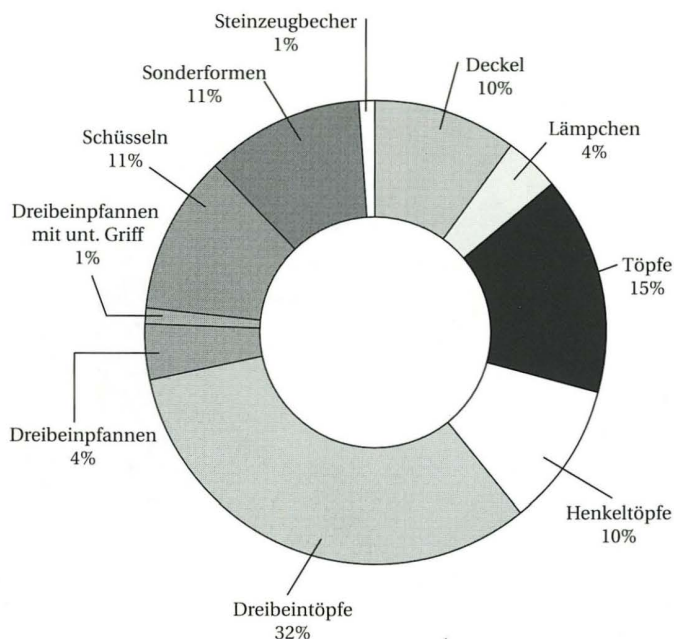
Grafik zu Abb. 38 Nadelberg 37. Zweite Hälfte 15. Jahrhundert. Prozentualer Anteil der Gefäßformen.



1% undefiniert

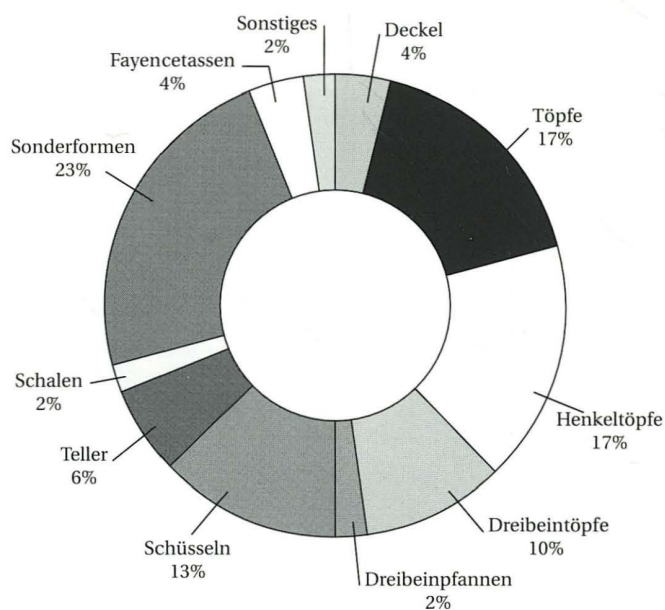
Grafik zu Abb. 39 Nadelberg 20. Zweite Hälfte 15. Jahrhundert. Prozentualer Anteil der Gefäßformen.

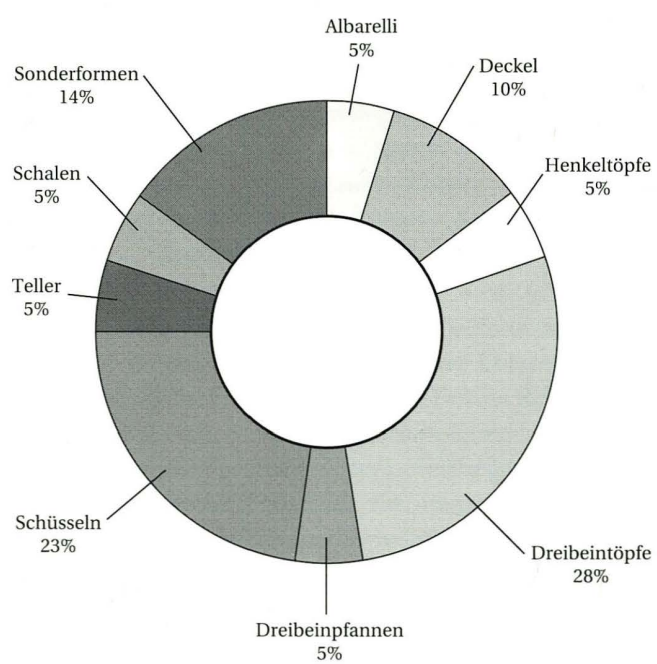
Grafik zu Abb. 40 Spalenberg 40. Ende 15. und erste Hälfte 16. Jahrhundert. Prozentualer Anteil der Gefäßformen.



1% undefiniert

Grafik zu Abb. 41 Petersgraben 47–55. Zweite Hälfte 16. Jahrhundert. Prozentualer Anteil der Gefäßformen.





Grafik zu Abb. 42 Münsterplatz 16. Erste Hälfte 17. Jahrhundert.
Prozentualer Anteil der Gefäßformen.

4. Die Gefässformen: Spektrum und Entwicklung

Dieses Kapitel ist ausschliesslich der formalen Beschreibung der Keramikgefässe gewidmet. Das zur Bearbeitung vorliegende Fundmaterial wird in chronologischer Reihenfolge nach Formtypen unterteilt vorgestellt. Fragen zur Herstellungstechnik und Funktion der einzelnen Gefässe werden in den Kapiteln 6. *Aspekte zur Technologie* und 7. *Funktion und Stellenwert der Gefässe* erläutert.

Das Ziel der Formenanalyse ist es, ein möglichst vollständiges und lückenloses Bild der formalen Entwicklung der wichtigsten lokalen Gefässarten zu erhalten. Es zeigt sich immer wieder, dass bestimmte Formen und Dekore für bestimmte Zeiträume typisch sind. Zu den formbestimmenden Faktoren gehören gewisse technische Voraussetzungen, möglicherweise auch die Beschaffenheit der Nahrungsmittel und die Art der Zubereitung derselben sowie Modeströmungen, die vom Geschmack und der Nachfrage des Konsumenten abhängig sind.

Die typologische Einordnung beschränkt sich auf die wichtigsten charakteristischen Merkmale. Die oftmals in Typologien ad absurdum geführte Typenvielfalt spiegelt in der Regel die Variationsbreite gewisser Grundtypen wider und gestattet keine feinere chronologische Differenzierung. Eine Typologie der Randformen wurde nur für die Gefässformen verfeinert herausgearbeitet, die ein breites Spektrum an Randformen innerhalb einer Epoche aufweisen und deren Formmerkmale zeittypisch sind. Für die Ausbildung einer Randform spielen hingegen nicht nur rein formale, modische Kriterien, sondern auch die Gesamtproportion und die Wandstärke sowie der Verwendungszweck eine entscheidende Rolle. Bei einem grossen, dickwandigen Topf kann man nicht denselben Randabschluss

erwarten wie bei einem kleinen – auch wenn beide Töpfe aus derselben Epoche stammen. Und schliesslich ist bei jedem nicht maschinell hergestellten Produkt der individuellen Formschöpfung und Handschrift des Töpfers sowie einer gewissen Variationsbreite innerhalb einer Gefässart Rechnung zu tragen. Auch Werkstattgewohnheiten und -traditionen schlagen sich in der Formgebung nieder.

Im Raum Basel fehlen – mit Ausnahme der Werkstattgrube an der Aeschenvorstadt 2 – bislang archäologisch erfasste Töpferwerkstätten mit dem entsprechenden Fundmaterial. Deshalb können wir keine werkstattsspezifischen Eigenheiten fassen. Fragen nach Werkstatttraditionen und Stilrichtungen sind erst dann beantwortbar, wenn mehrere Töpferwerkstätten mit dem entsprechenden Fundmaterial vorliegen.

Das gesamte Formenspektrum wurde in zwei Hauptgruppen unterteilt: Hohe geschlossene Formen (Töpfe, Henkeltöpfe, Dreibeintöpfe, Bügelkannen, Ausgussgefässe u.a.) und flache offene Formen (Dreibeinpfannen, Schüsseln, Platten, Teller, Deckel u.a.). In die formale Untersuchung miteinbezogen, aber nicht in Typen eingeteilt, wurden Sonderformen, die a) im Basler Fundmaterial nur selten anzutreffen sind, wie z.B. Bügelgefässe, Sparhäfen oder Blumentöpfe, b) bei denen man aufgrund ihrer starken Fragmentierung keine formale Entwicklung erkennen kann (Siebgefässe) und c) die «Importkeramik» (Steinzeug- und Fayencegefässe), die nur punktuell vorhanden ist, so dass keine kontinuierliche Abfolge festzustellen ist.

Das im Folgenden aufgezeichnete Entwicklungsbild der einzelnen Gefässe und ihre Typenzuordnung beschränkt sich auf den Zeitraum vom ausgehenden 13. Jahrhundert bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts und basiert auf dem im Katalog abgebildeten Fundmaterial der im vorangegangenen Text erörterten Fundensembles. In vereinzelten Fällen wurde Vergleichsmaterial aus anderen Grabungen und Regionen herangezogen.

Abb. 43 Entwicklung der Topfform von bauchig gedrungen bis hoch und schlank.
Von links nach rechts: ausgehendes 13. Jahrhundert und erste Hälfte 16. Jahrhundert.




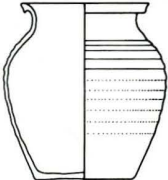
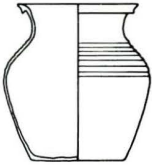

	Typ 1	Typ 2	Typ 3	Typ 4
Töpfe				
2. H. 13. Jh.	●	▲	+	
Vor 1356	▲	■		+
Vor 1417				
Vor 1422/23				
Ende 14. Jh. bis um 1450				
Mitte 15. Jh.				
2. H. 15. Jh.				
Ende 15./1. H. 16. Jh.				
2. H. 16. Jh.				
1. H. 17. Jh.				

Abb. 44 Töpfe. Übersicht der Typen und deren Häufigkeit in den einzelnen Epochen.

Legende:

● mehr als 100. ■ mehr als 40. ▲ 10 und mehr. + unter 10. (Mindestobjektzahl)

4.1 Hohe geschlossene Formen

4.1.1 Töpfe

Bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts waren Töpfe nahezu die einzige keramische Gefäßform, die als Kochgefäß diente. Diese sog. Monopolstellung änderte sich im Laufe des Spätmittelalters, als die vielfältig verwendbaren Töpfe allmählich von neuen Gefäßarten abgelöst wurden. Anhand des umfangreichen Fundmaterials lässt sich deutlich die formale Entwicklung des Topfes aufzeichnen. Der bauchige, in seiner Gesamtform gedrungene Topf des 12. und 13. Jahrhunderts verändert sich im Laufe des ausgehenden Mittelalters zu einem hochgezogenen, weitmündigen und mit einem schmalen Standboden versehenen Gefäß (Abb. 43). Parallel zur Formentwicklung nimmt der prozentuale Anteil der Töpfe innerhalb eines Fundensembles allmählich ab.

Am Anfang unseres Betrachtungszeitraumes sind generell zwei Formvarianten zu verzeichnen. Bei **Typ 1** (Abb. 44) handelt es sich um einen gedrungenen Topf mit kurzer Halspartie (Tafel 2,9). Die Verzierung beschränkt sich auf feine Riefen oder Rillen auf der breit angelegten Schulter- und Bauchpartie. Der Boden dieser Töpfe ist gewölbt. Die Bodenform wird bei den verschiedenen Autoren als Linsenboden¹³⁴,

Wackelboden¹³⁵ oder Wölbboden bezeichnet. Da der Boden keine eigentliche Linsenform zeigt, übernimmt die Autorin im folgenden die Bezeichnung Wölbboden.

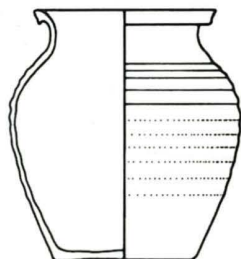
Wie auf Abb. 44 deutlich zu erkennen ist, tritt diese Topfform mehrheitlich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts auf, ist aber in Fundkomplexen der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts immer noch vertreten. Als repräsentatives Beispiel für Typ 1 sei der um das Jahr 1300 münzdatierte Topf aus der St. Johannis-Vorstadt 41/43 (Tafel 42,1) erwähnt. Der Vergleich mit weiteren Töpfen aus Basler Fundkomplexen der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zeigt¹³⁶, dass sich mit Typ 1 eine seit der Mitte des 13. Jahrhunderts bestehende und weit verbreitete Form bis in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts fortsetzt. Erst nach der Mitte des 14. Jahrhunderts verschwindet diese Form nach rund hundertjähriger Laufzeit endgültig.

Typ 1



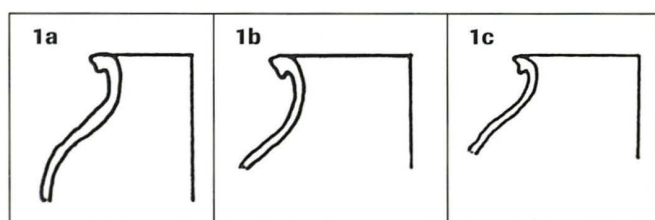
Typ 5	Typ 6	Typ 7	Typ 8	Typ 9
+				
▲				
▲				
	▲			
	+	+	+	+

Typ 2



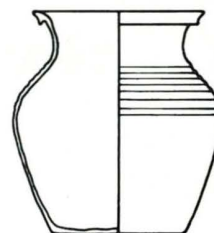
Bereits gegen 1300 wird neben Typ 1 eine daraus weiterentwickelte Form **Typ 2** produziert, die als Neuerung einen flachen Standboden mit deutlichen Abschneidespuren aufweist (Tafel 11,9). Die Abschneidespuren stammen vom Abziehen des Gefäßes mit einem Draht oder einer Schlinge von der noch rotierenden Drehscheibe¹³⁷. Solche Abdrehsuren waren an keinem der Töpfe aus der älteren Schicht am Leonhardsgraben 47, Phase I (zweite Hälfte 13. Jahrhundert), festzustellen, und im gesamten Fundmaterial der Latrinen Augustinergasse 2, ebenfalls aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, konnten solche nur an einem Exemplar beobachtet werden¹³⁸. Das Rand-

Abb. 45 Topf Typ 1 und 2. Randformen.



profil beider Typen (1 und 2) zeigt entweder einen «konservativen» einfachen Leistenrand, der beinahe horizontal umgeschlagen ist und eine feine Delle aufweist (Abb. 45.1a und Tafel 1,1–5), oder der Randabschluss ist durch eine unterschrittene Hängeleiste betont. Der Rand ist entweder leicht geknickt (Abb. 45.1b und Tafel 2,1) oder schwingt mit fließender Kontur aus (Abb. 45.1c und Tafel 1,10).

Typ 3



Gleichzeitig mit Typ 2 tritt eine dritte Topfform **Typ 3** in Erscheinung. Die formcharakteristischen Merkmale sind ein stärker ausschwingender Rand – nun karniesartig profiliert –, eine langgezogene Halspartie und ein flacher Standboden (Tafel 9,1 und 9,8; Tafel 26,3). Während bei den drei letztgenannten Formvarianten noch traditionelle Elemente vorherrschen, leitet **Typ 4** gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts eine neue Entwicklung ein, die zu den gestreckten, schulterbetonten Karniesrandtöpfen des 15. Jahrhunderts führte. Am Beispiel des um 1340 datierten Münztopfes vom Nadelberg 8 (Tafel 42,2) können für Typ 4 folgende Formcharakteristiken definiert wer-

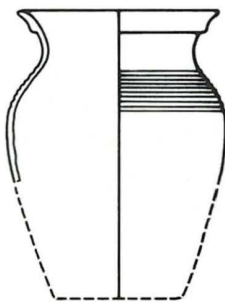
Typ 4



den: eine geschwungene, ausladende Mündung mit Karniesrand, der erstmals einen grösseren Durchmesser als der Boden aufweist; ein zur Mitte hin hochgewölbter Standboden mit Abschnidespuren auf der Aussenseite, eine plastische Schulterleiste kombiniert mit Schulterriefen.

Der Karniesrand, der ansatzweise bereits bei den Töpfen des beginnenden 14. Jahrhunderts vorhanden ist, hat sich in der zweiten Jahrhunderthälfte voll ausgebildet (geschwungen, schmal und breit), wie an einer Randscherbe aus dem absolut datierten Fundkomplex Rittergasse 29 (vor 1417) (Tafel 43,1) festzustellen ist. Die Kontur zeigt einen geschwungenen Rand mit ausgezogener Randlippe. Mit diesem Fragment vergesellschaftet ist die Wandscherbe eines reduzierend gebrannten Topfes mit einer umlaufenden Leiste auf Höhe des grössten Bauchumfangs. Diese beiden Elemente gehören zu einer Form, die wir als **Typ 5** ansprechen und die im Gesamtbild eine im Vergleich mit den Töpfen des 13. und 14. Jahrhunderts deutlich schlankere Kontur aufweist. Typ 5 tritt erstmals im ausgehenden 14. Jahrhundert in Erscheinung. Analog zur Vielfalt der Töpfe aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts kann bei den sog. Karniesrandtöpfen des 15. Jahrhunderts eine gewisse Bandbreite von schmalen, kurzen (Abb. 46.1a; Tafel 44,6; Tafel 52,9; Tafel 60,2) über breite und langgezogene, zuweilen kantig abgesetzte (Abb. 46.1b; Tafel 44,10 und 11; Tafel 52,5; Tafel 60,2 und 60,13) Randpartien beobachtet werden.

Typ 5



Zusätzlich hat sich eine weitere Form **Typ 6** herausgebildet, deren Hauptcharakteristikum der mit einem spitzen Dorn versehene Rand ist (Abb. 47; Tafel 44,8 und 44,9; Tafel 52,1–5, Tafel 60,9).

Typ 6

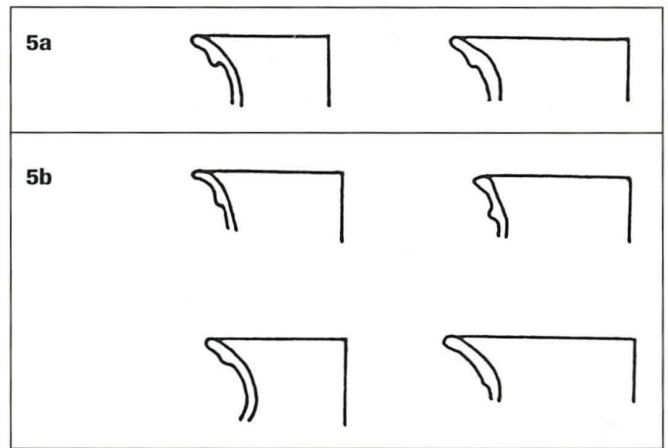
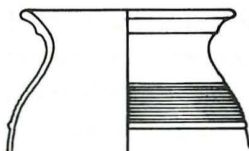


Abb. 46 Topf Typ 5. Randformen.

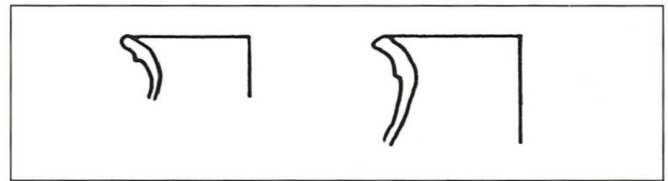


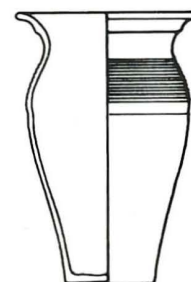
Abb. 47 Topf Typ 6. Randformen.

Die dekorative Gestaltung der Wand bei Typ 5 und 6 besteht einerseits wie bis anhin nur aus Riefen oder aus Riefen, die von einer umlaufenden Leiste begleitet sind, welche entweder den Halsansatz oder die Bauchmitte betont.

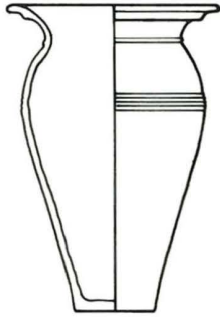
Im Laufe der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wird die Gesamtform noch einmal verfeinert. Der Rand schwingt nicht nur über den Boden, sondern erstmals auch über den grössten Gefässdurchmesser aus **Typ 7** (Tafel 71,1; Tafel 80,1). So misst der Raddurchmesser bei diesen Töpfen doppelt soviel wie der Bodendurchmesser. Dadurch erhält die Gesamtkontur ein noch schlankeres Aussehen. Die Wandung setzt am schmalen Standboden nun deutlich steiler an.

Mit den drei beinahe ganz erhaltenen Töpfen aus der Latrine am Spalenberg 40 des ausgehenden 15./beginnenden 16. Jahrhunderts ist die letzte Stufe der Formentwicklung bei den Töpfen erreicht. Im Vergleich zu Typ 6 wird die Gesamtform im Grossen und Ganzen beibehalten. Der sehr kleine Bodendurchmesser und die beinahe «manieristisch» ausschwingen-

Typ 7

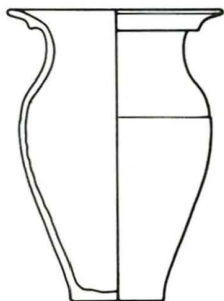


Typ 8



de Randpartie verleihen dem Topf eine gewisse Instabilität. Das Gesamtprofil **Typ 8** wirkt geschwungener und wird von einer Leiste, welche die Mündung von der Schulter absetzt, zusätzlich betont (Tafel 89 und Tafel 90). Der Oberflächenschmuck ist auf wenige bzw. nur eine Bauchleiste bei **Typ 9** reduziert. Beim letztgenannten Typ liegt die Schulter etwas tiefer und am Hals ist keine zusätzliche Leiste mehr angebracht. Das unterschiedliche Aussehen der drei Töpfe kann chronologisch nicht erklärt werden. Bislang liegen noch keine gleichzeitigen Fundkomplexe mit einer repräsentativen Anzahl ähnlicher Topfformen vor. So gilt vorerst eine gleichzeitige Datierung in das ausgehende 15./beginnende 16. Jahrhundert. Möglicherweise waren mehrere Topfformen in Gebrauch, vielleicht stammen diese aber auch aus verschiedenen Werkstätten. In der Mitte des 16. Jahrhunderts scheint der Topf in Basel ausgedient zu haben, zumal er in den zwei jüngsten Fundkomplexen nicht mehr vertreten ist.

Typ 9



Hier also liegt das Ende einer langen Tradition, denn seit Beginn der Keramikproduktion wurden hauptsächlich Töpfe hergestellt und es lässt sich eine geradlinige Entwicklung vom frühen Mittelalter bis in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts nachzeichnen (Abb. 44).

Dass die Nachfrage nach irdenen Töpfen von Seite der Konsumenten nicht mehr vorhanden war, liegt wohl einerseits im Funktionswandel und andererseits daran, dass man zum Kochen und für die Vorrathaltung auf Gefäße aus einem beständigeren Material zurückgreifen konnte.

Fragen nach einer anderen Verwendung und nach der nachlassenden Bedeutung und Wertschätzung bestimmter keramischer Produkte werden unter 5.2 *Überlegungen zur Einstellung der Produktion bestimmter Gefäßformen* aufgegriffen.

4.1.2 Henkeltöpfe

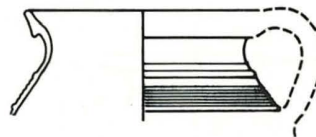
Das Aufkommen der Henkeltöpfe in Basel ist nur schwer fassbar, zumal wir erst im Fundmaterial der Latrine Spalenberg 40 aus dem ausgehenden 15./beginnenden 16. Jahrhundert deren Gesamtform greifen können (Abb. 48: Typ 4 und 5; Tafel 91,1 und 91,2). Diese ist durch einen eher gedrungenen Gefäßkörper mit breitem, flachem Standboden sowie eine weit geöffnete, ausladende Mündung mit hochgestelltem, profiliertem Karniesrand und Innenkehle, die für die Aufnahme eines Deckels bestimmt ist, charakterisiert. Der randständige Bandhenkel, der jeweils auf der Schulter ansetzt, verleiht dem Gefäß die Bezeichnung *Henkeltopf*. Die verhältnismässig hochliegende, leicht gerundete Schulterpartie zielt eine Abschlussleiste mit Riefendekor. Die Henkeltöpfe (Tafel 91,1–5) sind alle ausnahmslos innen durchgehend glasiert.

Die frühesten Henkeltöpfe **Typ 1** datieren in das ausgehende 14. und in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts (Tafel 53,3 und 53,4). Das Randprofil entspricht den vergesellschafteten Karniesrändern.

Typ 1




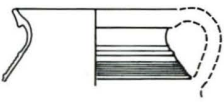
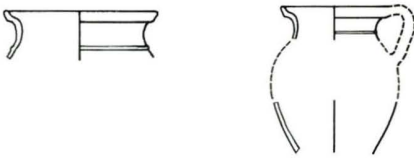
Typ 2



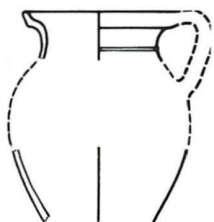
Typ 2 (Tafel 61,9; Tafel 81,4) aus der Mitte des 15. Jahrhunderts unterscheidet sich vom vorausgehenden dadurch, dass der Rand nun deutlich hochgestellt, innen gekehrt und unterschritten ist, womit er sich von den Karniesrändern gleicher Zeitstellung abhebt. Auf der Schulter ist ein von zwei plastischen Leisten eingerahmter Riefendekor zu erkennen. Eine mit Typ 2 vergesellschaftete Formvariante **Typ 3** (Tafel 61,7–8; Tafel 81,2–3) ist durch einen kürzeren, hochgestellten Rand ohne weitere Differenzierung ausgezeichnet.

Alle drei Formvarianten sind bis in das ausgehende 15./beginnende 16. Jahrhundert vertreten (vgl. Abb. 48). Gleichzeitig sind zwei weitere Formtypen zu verzeichnen, die unterschiedliche Gesamtproportionen aufweisen. **Typ 4** zeichnet sich durch einen schmaleren Konturenverlauf mit Riefen- und Leistendekor aus, während bei **Typ 5** die Randpartie profiliert und die riefendekorierte Schulter gewölbter gestaltet ist. (Abb. 49)

Die Henkeltöpfe aus dem 15./16. Jahrhundert vom Fischmarkt in Konstanz (Abb. 50) zeigen eine dem Typ 3 (Abb. 51) entsprechende Randgestaltung¹³⁹, doch entspricht die Gesamtform der Konstanzer Henkeltöpfe wegen der charakteristisch betonten Bauchpartie keineswegs der Form der in Basel gefundenen Henkeltöpfe, bei denen die hochliegende Schulterpartie betont ist.

	Typ 1	Typ 2	Typ 3
Henkeltöpfe			
2. H. 13. Jh.			
Vor 1356			
Vor 1417			
Vor 1422/23			
Ende 14. Jh. bis um 1450	+	+	+
Mitte 15. Jh.		+	+
2. H. 15. Jh.	+	+	+
Ende 15./1. H. 16. Jh.	+		
2. H. 16. Jh.			
1. H. 17. Jh.			

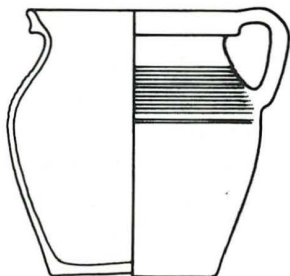
Typ 3



Typ 4



Typ 5



Dies zeigt einmal mehr, dass aufgrund formal übereinstimmender Randformen nicht immer auf die gleiche Gefäßform geschlossen werden darf. Die Ausführungen Junkes¹⁴⁰ legen dar, dass in Konstanz der Henkeltopf bereits seit dem ausgehenden 13. Jahrhundert produziert worden ist und sich bei dieser Gefäßgattung zahlreiche Formen herausgebildet haben. Auch die Konstanzer Henkeltöpfe bestehen überwiegend aus glasierter Irdenware.

Mangels genügend vollständig erhaltener Gefäße kann sich die Formentwicklung der Henkeltöpfe aus Basel lediglich auf die Gestaltung der Randfragmente abstützen. Da Randprofile allein – wie oben bereits dargelegt – über die Gesamtform eines Gefäßes nur wenig aussagen, kann das Aussehen der ältesten Henkeltöpfe aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts beim jetzigen Kenntnisstand nicht vollständig rekonstruiert werden.

Erst aus dem ausgehenden 15./beginnenden 16. Jahrhundert sind beinahe ganze Henkeltöpfe erhalten (Tafel 91,1 und 91,2). Abgesehen von Konstanz, wo der Henkeltopf bereits in Schichten des 13./14. Jahrhunderts vorkommt, erscheint diese Gefäßform in Südwestdeutschland ebenfalls erst im 15. Jahrhundert. Nebst den bei Lobbedey aufgeführten münzdatierten Henkeltöpfen aus Marbach (um 1420/30) (Abb. 52)¹⁴¹ und aus Dietenheim (um 1420/30) (Abb. 53)¹⁴² sind es vor allem die Städte Ulm¹⁴³ und Sindelfingen¹⁴⁴, wo in Schichten des 15. Jahrhunderts der Henkeltopf als Gefässtyp in grösseren Mengen vorkommt.

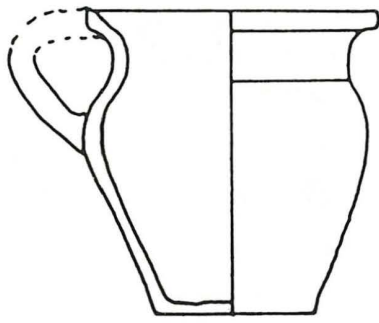


Abb. 52 Henkeltopf aus Marbach. Um 1420/30.

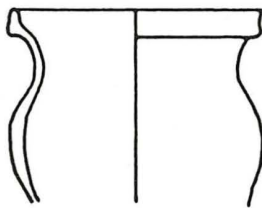


Abb. 53 Henkeltopf aus Dietenheim. Um 1420/30.

farbige Innenglasur auf Engobenunterlage aufgetragen (siehe hierzu 6.3 Die glasierte Irdenware). Eine signifikante Veränderung erfahren die Henkelöpfe im 17. Jahrhundert mit **Typ 6**. Die kennzeichnenden Unterscheidungsmerkmale zu den vorangegangenen Typen sind einerseits die eingezogene Halspartie mit einer differenzierteren Randprofilierung und der deutlich abgesetzte Standboden, andererseits die nun beidseitig aufgetragene farbige Glasur (Tafel 120,1).

Typ 6



4.1.3 Dreibeintöpfe

Der Dreibeintopf, der zu den Gefäßstypen gehört, die in der Mitte des 13. Jahrhunderts das Gefäßrepertoire signifikant erweiterten¹⁴⁵, gewann im ausgehenden Mittelalter immer mehr an Bedeutung. Während im 13. und 14. Jahrhundert Töpfe die am häufigsten vertretene Gefäßsgattung sind, gehören seit dem 15. Jahrhundert die Dreibeintöpfe zu den dominierenden Gefäßstypen im keramischen Fundmaterial (Abb. 54).

Untersucht man die formale Entwicklung der Dreibeintöpfe im Zeitraum vom späten Mittelalter bis in die frühe Neuzeit, so zeichnet sich folgendes Bild ab: Die Dreibeintöpfe **Typ 1** aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts¹⁴⁶ – in Basel mehrheitlich aus den Latrinen der Augustinergasse 2 stammend (Tafel 3,10) – sind durch einen kugeligen Körper, eine trichterförmig geöffnete Halszone mit verdicktem, geradem Halsabschluss und paarweise angebrachte, abgeknickte und rand-

	Typ 1
Dreibeintöpfe	
2. H. 13. Jh.	+
Vor 1356	▲
Vor 1417	
Vor 1422/23	
Ende 14. Jh. bis um 1450	
Mitte 15. Jh.	
2. H. 15. Jh.	
Ende 15./1. H. 16. Jh.	
2. H. 16. Jh.	
1. H. 17. Jh.	

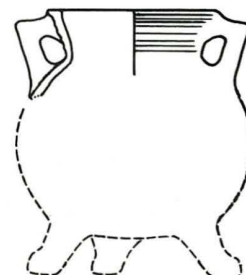
Abb. 54 Töpfe. Übersicht der Typen und deren Häufigkeit in den einzelnen Epochen.

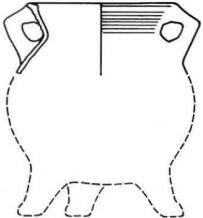
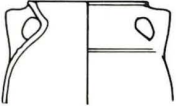
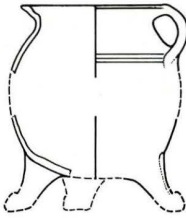
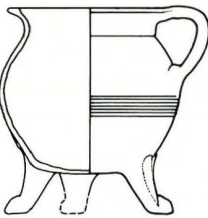

Legende:

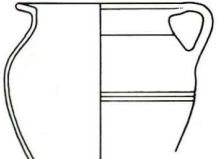


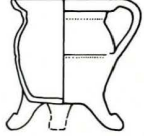
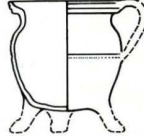
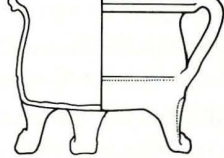
- mehr als 100.
- mehr als 40.
- ▲ 10 und mehr.
- ✚ unter 10. (Mindestobjektzahl)

bzw. schulterständige Wulsthenkel gekennzeichnet. Die Halszone ist vollständig mit gratigen Riefen versehen (Tafel 3,5–6; Tafel 13,1–3; Tafel 30,6). Riefen und Rillen betonen ebenfalls den kugeligen Bauch. Die Füße sind in der Regel unverziert und haben eine einfache (Abb. 55.1; Tafel 3,8–9; Tafel 14,7–8; Tafel 31,2) oder leicht gestauchte Standvorrichtung (Abb. 55.2; Tafel 14,9; Tafel 31,1). Es können bei den Beinen gelegentlich auch längs oder quer angeordnete Kerbverzierungen auftreten (Abb. 55.3 und 55.4; Tafel 14,11–12; Tafel 15,3–4).

Typ 1



Typ 2	Typ 3	Typ 4	Typ 5	Typ 6
				
▲	+			
		+		
	+	▲		
		▲		
		■		
			●	
		+	+	+

Typ 7	Typ 8	Typ 9	Typ 10a	Typ 10b	Typ 11
					
+					
		+			
	+	+	+	+	+

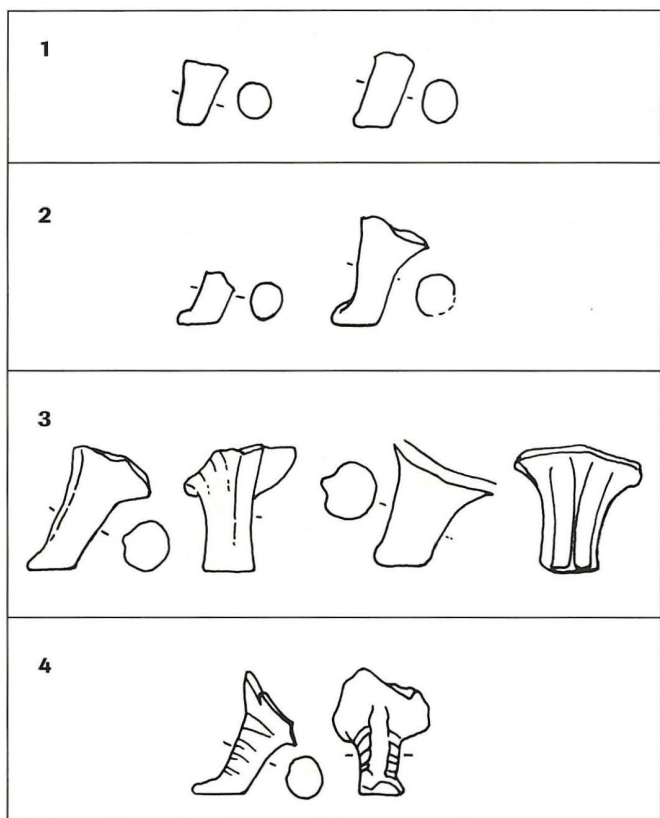
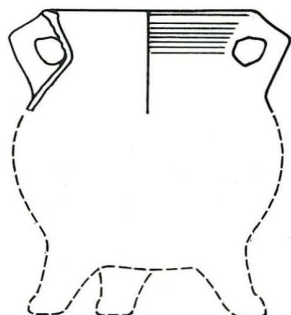


Abb. 55 Dreibeintöpfe. 13. und erste Hälfte 14. Jahrhundert. Bein- und Fussformen. Leonhardsgraben 47, Tafeln 14 und 15.

Die formal jüngere Variante **Typ 2** (Tafel 13,1–2) unterscheidet sich hauptsächlich im Mündungsbereich vom vorausgehenden Typ: Der Rand ist ausgezogen, eine Innenkehle angedeutet. Dieser Übergangstyp kann in die Zeit zwischen 1300 und Mitte 14. Jahrhundert datiert werden. Im Laufe der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts sind formale und herstellungstechnisch bedingte Änderungen festzustellen, die den dritten Typ charakterisieren. Zum Einen wird die trichterförmig geöffnete Randzone gekehlt und gleichzeitig die Aussenseite der Halszone nur schwach gerieft oder ganz glatt belassen (Tafel 13,7; Tafel 14,3–5; Tafel 30,8–10); zum Anderen ist die Oberfläche ganz oder partiell poliert (siehe 6.4.3 *Oberflächenbehandlung, Politur*).

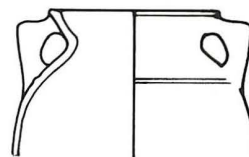
Die durch das Polieren erzeugte, schwarze gefleckte Oberfläche verleiht dem Gefäss ein besonderes, metallisch wirkendes Aussehen. Mit der Oberflächenpolitur erreichten die Töpfer eine Annäherung an das Aussehen der metallenen

Typ 2



Vorbilder¹⁴⁷. Vereinzelt werden nun Halsansatz, Schulter- und Bauchpartie mit einer feinen, plastischen Leiste betont (Tafel 14,1–3).

Typ 3

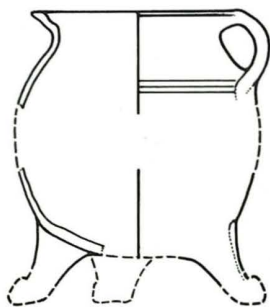


Die Gesamtform von **Typ 3** lässt sich lediglich anhand eines Wandfragmentes aus dem ausgehenden 14. Jahrhundert eruieren. Das Beispiel (Tafel 46,1) zeigt einen Gefässkörper mit hängendem Bauch. Ein anderes damit vergesellschaftetes Wandfragment (Tafel 46,2) deutet hingegen auf eine rundovale Körperkontur von Typ 3 hin.

Für die Ausrichtung der Halspartie gibt es verschiedene Möglichkeiten. So treten neben den gängigeren, trichterförmig geöffneten Mündungen (Tafel 13) beinahe zylindrisch geformte Ränder auf (Tafel 14,3 und 5; Tafel 30,7). Auch die Innenkehle wird zuweilen kaum angedeutet (Tafel 13,4–7; Tafel 30,8), bei anderen Dreibeintöpfen ist sie abgesetzt und kantig ausgezogen (Tafel 14,3–5; Tafel 30,9). Die Ausrichtung der Henkel scheint ebenfalls keiner Gesetzmässigkeit zu folgen, sondern bringt das schöpferische Moment des Töpfers zum Ausdruck.

In den Bereich der individuellen Gestaltungsmöglichkeiten gehört die Verzierung eines Dreibeintopfes (Tafel 14,6), dessen unterer Henkelansatz durch eine plastische, stark stilisierte Blüte (eventuell eine Lilie) akzentuiert ist. Der stark fragmentierte Zustand lässt eine genaue Beschreibung des Gefässes nicht zu. Auch können bislang keine Vergleichsstücke mit entsprechenden Dekormotiven aufgeführt werden, so dass das Fragment singulär bleibt. Plastische Applikationen dieser Art sind bei der Geschirrkera­mik des Spätmittelalters ungewöhnlich und finden sich einzig bei den in der Regel aussen glasierten Aquamanilien¹⁴⁸. In gleichem Sinne einzigartig ist das Bodenfragment eines Dreibeintopfes, auf dessen Bodenunterseite eingeritzte Rillen die gerundete Kontur des Bodens aufnehmen und den Verlauf der Beine betonen (Tafel 15,3). Ob es sich bei beiden Beispielen um Herstellungsspuren handelt oder ob hier bewusst ein dekorativer Effekt erzielt werden sollte, muss dahingestellt bleiben. Die reduzierend gebrannten Dreibeintöpfe mit polierter Oberfläche beschränken sich auf das 14. Jahrhundert.

Eine wesentliche Formveränderung lässt sich im ausgehenden 14. und der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts am **Typ 4** beobachten (Tafel 46,3–5; Tafel 55,1–6). Die paarweise angeordneten, geknickten Wulsthenkel werden durch einen singulären rand- bzw. schulterständigen Bandhenkel ersetzt, der von nun an die einzige Art der Handhabe bildet und, unabhängig von weiteren Formveränderungen, bis in die Neuzeit beibehalten wird. Diese Henkelvorrichtung erscheint in der Regel an oxidierend gebrannten, glasierten oder unglasierten Dreibeintöpfen, die – ausser bei einem Gefäss mit drei parallel angeordneten Druckmulden (Tafel 62,3) – stets unverziert sind. Typ 4



ist nur vereinzelt reduzierend, d.h. in altertümlicher Technik gebrannt¹⁴⁹.

Die randständigen Handhaben führen entweder in einem geschwungenen Bogen vom Rand zur Schulter oder zeigen eine vom unteren Henkelansatz an schräg aufgehende Ausrichtung (Tafel 63,8; Tafel 82,6). Am unteren Henkelansatz ist gelegentlich eine Druckstelle zu beobachten (Tafel 63,6), die beim Andrücken des Henkels an den Gefässkörper in lederhartem Zustand entstanden ist und primär einen technischen Vorgang dokumentiert. Wie sich bei den Erörterungen der keramotechnischen Eigenheiten aber herausstellen wird, sind solche durch die Herstellung bedingte Formelemente oftmals sekundär als Verzierungen übernommen worden¹⁵⁰.

Die Ausrichtung der sich trichterförmig öffnenden Randpartie (Tafel 46,4; Tafel 47,1; Tafel 55,1–5) orientiert sich vorerst noch an den Vorgängertypen. Die von der Schulter abgesetzte Randzone kann zusätzlich von einer plastischen Leiste betont sein (Tafel 46,5; Tafel 55,1 und 4; Tafel 62,3). Die schlichte Riefenverzierung beschränkt sich – wie bei den Töpfen – auf die Schulterpartie (Tafel 46,4; Tafel 55,2) und wird gelegentlich von einer oder zwei plastischen Leisten eingerahmt (Tafel 46,5; Tafel 64). Die Dreibeintöpfe der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts haben den für das 13. und beginnende 14. Jahrhundert charakteristischen kugeligen Körper nun völlig verloren und weisen neben gewölbten (Tafel 47,1) zunehmend flache Böden auf (Tafel 46,3). Zusammen mit den langgezogenen Beinen nehmen diese dem Gefäss die Schwere, die den älteren Dreibeintöpfen eigen war. Die Gestaltung der Beine ist seit dem ausgehenden 14. Jahrhundert unverändert. Das Ende der gezogenen Beine wurde zu einer Lasche umgeschlagen, der Schaft mit Fingerdruck beim Applizieren des Beines an den Gefässboden ange-drückt und nach unten abgestrichen, was sich in einer bis drei Kanneluren zeigt. Die Gefässgrösse ist für die Art der Standvorrichtung massgebend und bestimmt deren Länge und Aussehen. Verschiedentlich wurde festgestellt, dass gerade die Beine besonders grossformatiger Dreibeintöpfe massig gestaltet (das Beinfragment Tafel 65,1 wiegt allein 154 Gramm) und mit mindestens zwei, zuweilen drei Kanneluren versehen sind (Tafel 65). Bei den kleineren Gefässen sind lediglich eine oder eine doppelt gezogene Delle zu beobachten.

Im ausgehenden 14. Jahrhundert sind die beiden Typen 3 und 4 noch miteinander vergesellschaftet. So zum Beispiel im Fundmaterial einer Ausgrabung auf der Alt-Wartburg, das in das ausgehende 14. Jahrhundert datiert wird: Hier finden sich grau gebrannte Dreibeintöpfe mit gekehltem Rand zusammen

mit oxidierend gebrannten und glasierten Dreibeintöpfen mit Bandhenkel¹⁵¹. Fragmente von Typ 4 sind im Fundmaterial Rittergasse 29 (vor 1417) vertreten und belegen, dass sich die neue Form und Warenart im Laufe der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts durchzusetzen begann. Oxidierend gebrannte und innen glasierte Dreibeintöpfe, die formal aber dem älteren Typus entsprechen (mit zwei abgelenkten Wulsthenkeln), sind im Basler Fundmaterial bislang äusserst selten belegt (Abb. 56).



Abb. 56 Dreibeintopf mit zwei seitlich abgelenkten Wulsthenkeln, innen farblos glasiert. Nadelberg 37. Lesefund. Zweite Hälfte 14. Jahrhundert.

Das Fundstück stammt aus der Grabung Nadelberg 37 aus einem Lesefundkomplex und ist somit nicht in einen stratigraphischen Kontext eingebunden. Begleitfunde datieren das Fragment typologisch in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts. Die Formgebung folgt den Dreibeintöpfen aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts mit den «klassischen» Handhaben, einem trichterförmig geöffneten Rand mit Innenkehle und zwei plastischen Leisten am Halsumbruch und auf der Schulter. Die transparent farblos-olive Innenglasur beschränkt sich auf die Halspartie. Damit vergleichbare Randscherben von Dreibeintöpfen stammen aus dem Fundmaterial der Burganlage Freudenau im unteren Aaretal¹⁵², die ein identisches Profil und ebenfalls eine Innenglasur (hier in grüner Farbe) haben und typologisch ins 14. Jahrhundert datieren¹⁵³.

Da im Basler Fundmaterial diese Übergangsform – oder Versuchsform – nur sehr selten vorkommt, wird sie nicht in die Typologie integriert.

Bei der vorab beschriebenen Gefässform Typ 4 ändern sich im Laufe der Entwicklung nur kaum ersichtliche Einzelteile. Der beinahe ganz erhaltene Dreibeintopf **Typ 5** aus dem Fundmaterial Nadelberg 37 aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts (Tafel 72,1) zeigt hingegen eine nun nicht mehr trichterförmige, sondern vielmehr geschwungene Randpartie, die fließend in die Körperkontur übergeht. Anstelle der plastisch aufgesetzten Halsleiste wird der Halsumbruch kantig abgesetzt (Tafel 81,5). Die Riefen – vorher hauptsächlich auf der

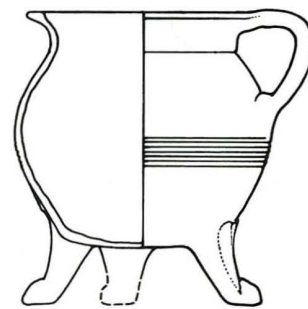
Schulter angebracht – sind immer noch die wesentliche Oberflächendekoration, jetzt aber reduzierter und feiner auf dem Gefäßbauch – unterhalb des Henkelansatzes – (Tafel 72,1; Tafel 93) eingeritzt. Die plastischen Leisten als Wandschmuck fehlen hier gänzlich. Mit dieser Entwicklung, die im fortgeschrittenen 15. Jahrhundert erreicht ist, geht eine allgemein feinere Machart einher. Die Randprofilierung bei Typ 5 ist, abgesehen von der für ein handwerkliches Produkt unabdingbaren Variationsbreite, weitgehend einheitlich: verdickter Rand, meist horizontal umgeschlagen, entweder leicht kantig (Tafel 81,5) oder weich abgestrichen (Tafel 72,1–4). Die beim Vorgängertyp stark eingetiefte Innenkehle ist nur noch schwach zu erkennen (Tafel 72; Tafel 81,6–10). Die Randform des Dreibeintopfes Typ 5 findet eine Entsprechung im Fundmaterial aus dem Kloster Engental/Muttenz (Tafel 81,10), das in den Zeitraum von 1450–1534 datiert.

Im ausgehenden 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts tritt neben Typ 5 eine weitere Formvariante **Typ 6** in Erscheinung. Entscheidend für diese Form ist, dass der Übergang vom Rand zur Schulter nicht mehr fließend verläuft, sondern von einem kurzen, leicht kantig umgeknickten Hals unterbrochen wird (Tafel 92,2; Tafel 94,1). Der Henkel ist nicht mehr halbkreisförmig, sondern abgeknickt (Tafel 93,1 und 2; Tafel 94,1) und reicht gelegentlich über die Höhe des Randabschlusses hinaus (Tafel 93,5 und Tafel 94,1). Beiläufig sei erwähnt, dass die Wandstärke zweier Fragmente (Tafel 94,1 und 2), die zu grossformatigen Dreibeintöpfen gehören, nur 0,4 mm beträgt. Die Wandung ist bis zum Boden gleichmässig fein und dünn strukturiert, was auf eine meisterhafte Handfertigkeit des Töpfers hinweist.

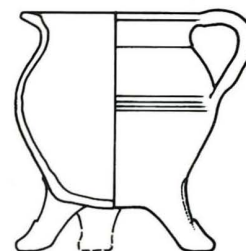
Aus dem ausgehenden 15. Jahrhundert ist mit **Typ 7** nochmals eine leicht abgeänderte Form überliefert (Tafel 94,1), die durch eine kurze Halspartie mit einem langgezogenen, kantig umgeschlagenen, unverdickten Rand charakterisiert ist.

Die Tatsache, dass im Fundmaterial der um 1650 eingefüllten Latrine Münsterplatz 16 Dreibeintöpfe derselben Grundform, jedoch in leicht abgeänderter Fassung vorliegen, lässt darauf schliessen, dass Typ 7 bereits gegen Ende des 16. Jahrhunderts allmählich durch diese neue, weiterentwickelte Form ersetzt worden ist. Das wesentliche technologische Merkmal, das **Typ 8** (Tafel 115,3) und **Typ 9** (Tafel 115,1–2) der Dreibeintöpfe aus der Reischacherhof-Latrine charakterisiert, ist die nun erstmals bei dieser Gefässkategorie feststellbare farbige Innenglasur über einer weissen Engobe. Denn bis zu diesem Zeitpunkt – und das sei als Hauptcharakteristikum der Dreibeintöpfe vom ausgehenden 14. bis ins ausgehende 16. Jahrhundert festgehalten – wurden die Gefässe mit einer transparenten farblosen oder oliven Glasur lediglich im Bereich der Randzone und des Bodeninneren überzogen, während die Gefässwand stets unglasiert blieb. Ein weiteres Novum von Typ 8 und 9 ist, dass nur noch eine Rille die Gefässmitte ziert und die Mündung einen kantig umgeschlagenen Rand bei Typ 8 und einen zuweilen leicht verdickten und geringfügig profilierten Rand bei Typ 9 aufweist. Der Mündungsdurchmesser entspricht dem grössten Gefässdurchmesser.

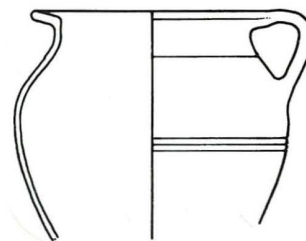
Typ 5



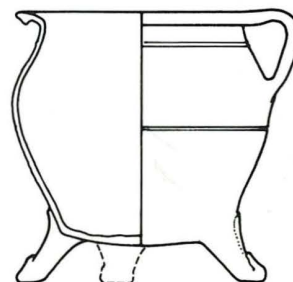
Typ 6



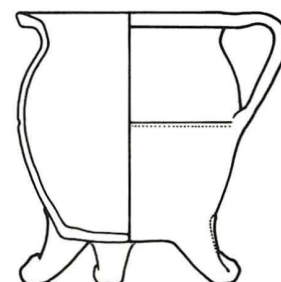
Typ 7



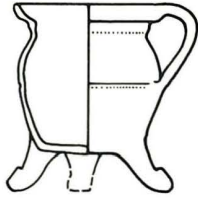
Typ 8



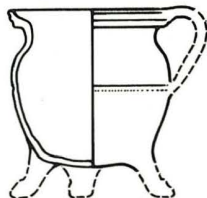
Typ 9



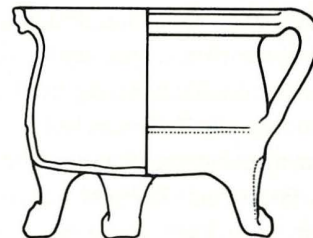
Typ 10a



Typ 10b



Typ 11



Die Dreibeintöpfe aus der Latrine Münsterplatz 16 zeigen zum ersten Mal verschiedene Formen bei gleicher Zeitstellung. Die entscheidende Veränderung bei **Typ 10** ist bei der Randzone zu beobachten, wo auf einem abgesetzten Hals ein umgeschlagener und hochgestellter, unprofiliert Rand **Typ 10a** (Tafel 116,1) oder ein profilierter Rand **Typ 10b** (Tafel 116,2) ruht. Der Gefäßkörper wird schmal und steilwandiger.

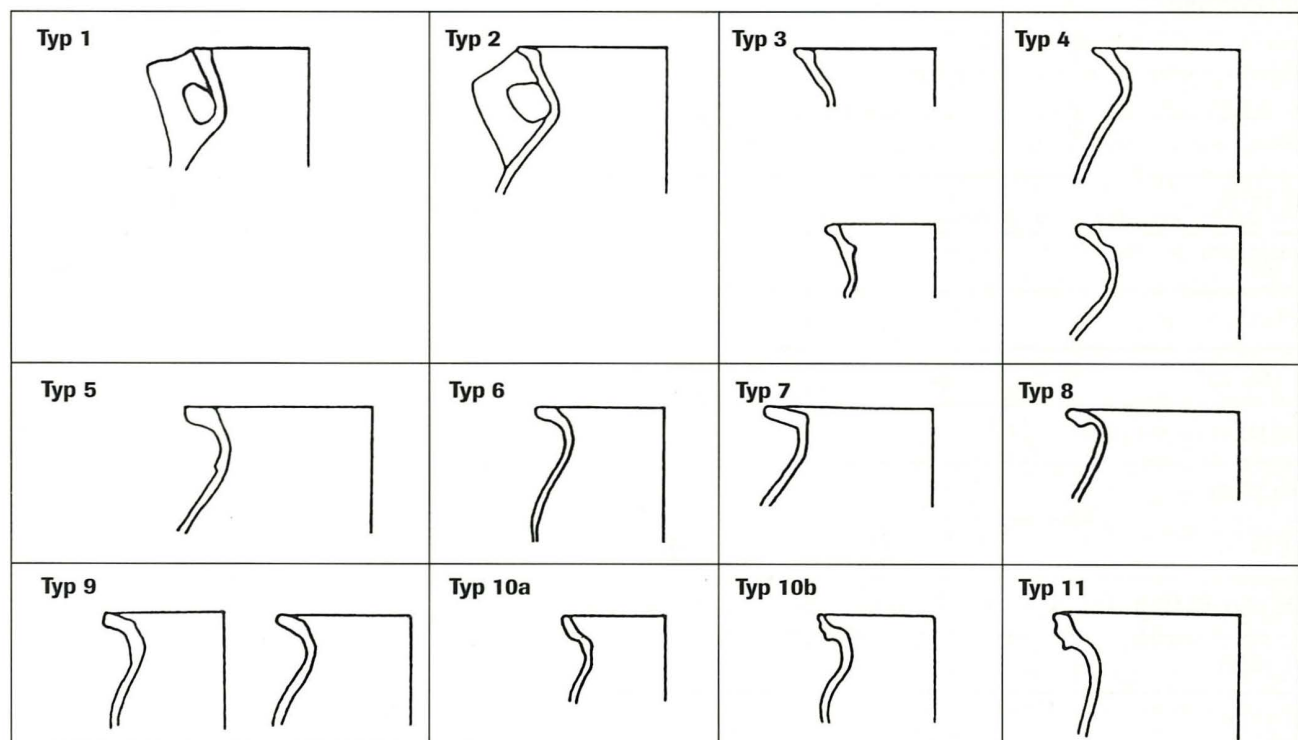
Verfolgt man die Entwicklung der Mündung, zeigt sich, dass diese im Rahmen der gesamten Formentwicklung sich weiter öffnet und erstmals die grösste Gefäßbreite übertrifft. Die Bodenpartie ist fortan nicht mehr gewölbt, sondern flach. Folgte die Grundform der vorab definierten Formtypen stets dem Prototyp Typ 4 aus dem ausgehenden 14. Jahrhundert, so liegt mit **Typ 11** erstmals ein Dreibeintopf vor, der in seiner Gesamtform von den Vorgängertypen weitgehend abweicht. Ein beinahe gerade hochgezogener Körper, eine weit geöffnete Mündung mit einem stark profilierten Rand und ein flacher Boden weisen die Vertreter dieses Typs aus (Tafel 116 und 117). Im Allgemeinen verlieren sie an Höhe, gewinnen an Breite und wirken dadurch schwer und gedrunken, was durch den tief angesetzten Henkel noch zusätzlich betont wird. Die Gestaltung der Beine folgt mit einer Ausnahme (Tafel 117,3), wo die Beine

senkrecht am Körper appliziert sind, immer noch der älteren Tradition.

Die letztgenannten vier Typen 8–11 waren alle miteinander vergesellschaftet und gleichzeitig in Gebrauch. Aufgrund der Typologie ist man versucht anzunehmen, dass die Dreibeintöpfe Typ 8 innerhalb dieser Gruppe die älteste Form repräsentieren, zumal sie wesentliche Merkmale des Vorgängertyps aus dem beginnenden 16. Jahrhundert übernommen haben, während die Gefäßformen Typ 10 und Typ 11 Neuschöpfungen sind und die Entwicklung der Dreibeintöpfe abschliessen. Mit den ausgeprägt profilierten Randzonen folgen sie einer für die beginnende Neuzeit (ausgehendes 16./17. Jh.) charakteristischen und differenzierten Neugestaltung der Randpartie, die in gleicher Weise bei den Henkeltöpfen (Tafel 120,1), Pfannen (Tafel 118,3) und Schüsseln (Tafel 120,3–4) gleicher Zeitstellung festgestellt werden kann. Diese bei verschiedenen Gefäßformen gleich ausgestaltete Randpartie ist ein für die Geschirrkera- mik der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts bestimmendes Formenmerkmal.

Das gleichzeitige Auftreten von vier (Typ 8–11) verschiedenen Gefäßformen bei ein- und derselben Gefäßgattung

Abb. 57 Dreibeintöpfe. Randformen der verschiedenen Typen.



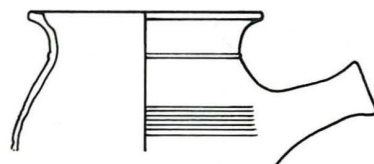
zeigt einerseits die Benutzung von traditionellen und neuen Gefäßformen nebeneinander auf; andererseits könnte sich hier aber auch eine Differenzierung bei den Formen einer Gefäßgattung dartun, die in diesem Falle möglicherweise auf den Wohlstand des Besitzers sowie auf eine reichhaltige Ernährung und neue Koch- resp. Tafelgewohnheiten zurückzuführen ist.

4.1.4 Dreibeintöpfe mit Grifftülle

Eine Untergruppe der Dreibeintöpfe bilden die Dreibeintöpfe mit Grifftülle. Der wesentlichste Unterschied liegt in der Art der Handhabe. Anstelle eines uniformen randständigen Bandhenkels sitzt auf dem Bauch oder der Schulter eine hohle Griff-tülle auf. Wie bei den Dreibeinpfannen diente diese zur Aufnahme eines Holzstabes zwecks Griffverlängerung.

Das früheste Auftreten dieser Mischform **Typ 1** (Abb. 58) datiert in das ausgehende 14. und die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts (Tafel 46,4 und Abb. 59). Die Gefäßform stimmt mit derjenigen der gleichzeitigen Dreibeintöpfe mit trichterförmigem, gekehltem Rand, einer Halsleiste sowie einer riefen-dekorierten Schulterpartie überein (Abb. 60). Der Verlauf der Riefen wird von einer auf dieser Höhe schräg nach oben appli-

Typ 1



zierten, hohlen Griff-tülle unterbrochen (Abb. 59). Form und Warenart – oxidierend gebrannt und innen partiell glasiert – entsprechen bei diesem Typ denjenigen der vergesellschafteten Dreibeintöpfe (vgl. Tafel 50,6). Beim jetzigen Kenntnisstand ist das Aufkommen der Dreibeintöpfe mit Grifftülle – wie das Aufkommen der glasierten Dreibeintöpfe mit Bandhenkel (Typ 3) – in das ausgehende 14. Jahrhundert einzuordnen.

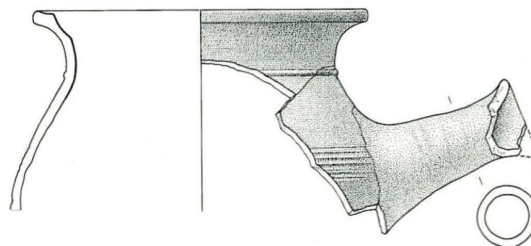


Abb. 59 Spalenberg 12. Dreibeintopf mit Grifftülle. Ausgehendes 14./erste Hälfte 15. Jahrhundert. Vgl. Taf. 46,4. – Massstab 1:4

Abb. 58 Dreibeintopf mit Grifftülle. Übersicht der Typen und deren Häufigkeit in den einzelnen Epochen.

Legende:

● mehr als 100. ■ mehr als 40. ▲ 10 und mehr. + unter 10. (Mindeobjektzahl)

	Typ 1	Typ 2	Typ 3
Dreibeintöpfe mit Grifftülle			
2. H. 13. Jh.			
Vor 1356			
Vor 1417			
Vor 1422/23	+		
Ende 14. Jh. bis um 1450			
Mitte 15. Jh.			
2. H. 15. Jh.		+	
Ende 15./1. H. 16. Jh.			
2. H. 16. Jh.			
1. H. 17. Jh.			+

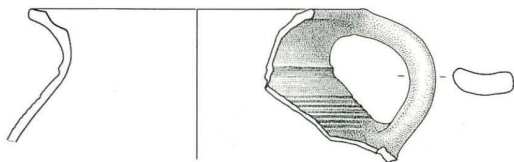


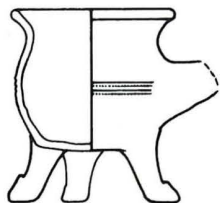
Abb. 60 Spaltenberg 12. Dreibeintopf. Ausgehendes 14. Jahrhundert. Vgl. Taf. 47,3. – Massstab 1:4.

Eine nächstjüngere Form **Typ 2** aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts (Tafel 72,12) ist mit den Töpfen Typ 7 und den Dreibeintöpfen Typ 5 vergesellschaftet. Typ 2 zeigt hingegen formale und technologische Abweichungen. So reicht der trichterförmige Rand des leicht kugelförmigen Gefässes mit beinahe flachem Boden über den Gefässdurchmesser hinaus. Der Ansatz der Grifftülle befindet sich direkt über einem der drei Beine, die bei diesem Gefäss auffallend steil appliziert sind. Die Gefässmitte ist – wie bei den gleichzeitigen Dreibeintöpfen – durch wenige Zierriefen betont; eine Halsleiste fehlt. Die farblose Glasur ist hier nicht nur partiell aufgetragen, sondern bedeckt die ganze Innenseite.

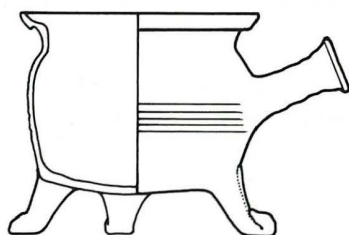
Der dritte und letzte **Typ 3** dieser Gefässgattung aus dem vorliegenden Fundmaterial datiert aufgrund der Fundumstände in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts (Tafel 118,1). Bezeichnend für diesen Typ sind der breite, steil hochgezogene Körper mit gewölbtem Boden und die eingezogene Halszone mit ausladendem, unterschrittenem und nicht profiliertem Rand. Eine Form wie sie die damit vergesellschafteten Dreibeintöpfe aufweisen. Auf der Gefässmitte ist die hohle Grifftülle schräg nach oben angesetzt. Einzelne, feine Riefen zieren die untere Gefässhälfte.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass diese Mischform in der Regel formal mit den in der Fundgemeinschaft vorhandenen Dreibeintöpfen übereinstimmt und – abgesehen von der Art der Handhabe – lediglich der Rand Abweichungen aufweist. Die Mischform der Dreibeintöpfe liegt im gesamten Fundmaterial aus dem ausgehenden 14. bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts nur vereinzelt vor. Diese Seltenheit

Typ 2



Typ 3



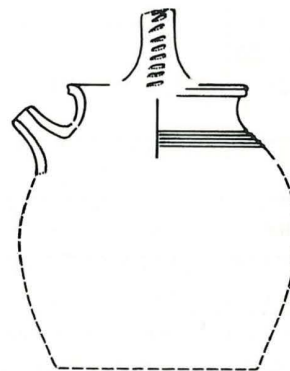
darf nicht als eine feststehende Tatsache gedeutet werden, da Fragmente von Dreibeintöpfen mit Grifftüllen als solche nur dann erkannt werden, wenn die Grifftülle am Gefäss noch ansitzt. Die den Gefässen im lederharten Zustand angefügten Grifftüllen hielten wegen ihrer exponierten Lage der Entsorgung (Wegwerfen) und den Bodenbedingungen (Zuschütten) nur selten stand. So ist es naheliegend, dass Rand-, Wand- oder Bodenscherben dieser Gefässgattung irrtümlich als Dreibeintöpfe gedeutet werden, wie auch Grifftüllen allein primär den Dreibeinpfannen zugeordnet werden. Angesichts dieser Umstände sind Mengenangaben und deren Interpretation für Dreibeintöpfe mit Grifftülle nicht sinnvoll.

4.1.5 Bügelkannen

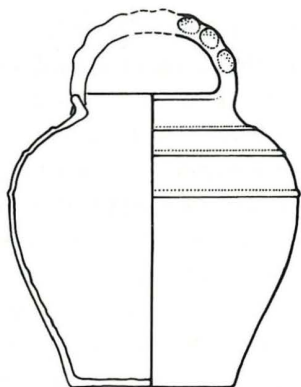
In der Region Basel zählen Bügelkannen zu den Neuschöpfungen der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts¹⁵⁴ und gehörten bis ins 15. Jahrhundert zum festen Bestand des keramischen Geschirrs. Es handelt sich hierbei um kein lokal spezifisches Gefäss, denn Bügelkannen waren im gesamten süddeutschen Raum verbreitet, zum Teil bereits in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts¹⁵⁵.

Die frühesten Bügelkannen aus der Mitte des 13. Jahrhunderts weisen einen einfachen Leistenrand, einen Riefendekor oder einen feinen, mehrzeiligen Rollrädchendekor sowie einen flachen Bandhenkel mit rechteckigem Querschnitt und Kerbdekor auf¹⁵⁶. Im Laufe der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts wurden die Bügelhenkel vermehrt rundoval gestaltet¹⁵⁷. In Phase I der Stadtgrabeneinfüllung – zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts – ist die eben umschriebene Kanne **Typ 1** (Tafel 4,1–3 und Abb. 61) vertreten, die hinsichtlich Machart und formaler Details den Bügelkannen aus den Latrinen Augustiner-gasse 2 (Tafel 4,5) entspricht. Der leicht hochgezogene Hals endet in einem profilierten Leistenrand. Umlaufende Riefen zieren die Schulterpartie. Fragmente von Bügelhenkeln mit rundovalen Querschnitt und unregelmässigem Kerbdekor dürfen diesem Kannentyp zugeordnet werden (Tafel 4,2–3). Die im Laufe der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts sich herausbildende Gesamtform von **Typ 2** (Tafel 12; Tafel 29) zeichnet sich durch eine hochliegende, ausschwingende Schulter mit Leistendekor und flachem Standboden aus. Die trichterförmige Randzone wird von einem Henkel mit parallel angeordnete

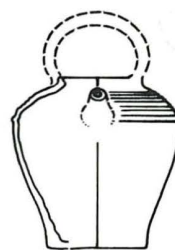
Typ 1



Typ 2



Typ 3



tem Druckmuldendekor (Tafel 12,8; Tafel 29,2; Tafel 37,5 und 37,7) überspannt. Die gleiche Art der Gestaltung des Randes und der Schulterpartie ist auch bei einer Bügelkanne aus dem um 1330/1340 datierten Keller 6 (*Terminus ante quem*) an der Augustinergasse 2¹⁵⁸ vorhanden.

Typ 2, stets grautonige Drehscheibenware¹⁵⁹, kommt ausschliesslich im mittleren 14. Jahrhundert vor, denn bereits in Fundkomplexen des ausgehenden 14./beginnenden 15. Jahrhunderts (Tafeln 45,5; 53,7) kann eine neue Gefässform **Typ 3** nachgewiesen werden. Als wesentlich neue Elemente sind einerseits die verkürzte Halszone und der engere Mündungs-

durchmesser zu nennen. Die Henkel zeigen entweder einen gleichbleibenden Dekor (Tafel 53,7) oder bereits weiter auseinanderliegende Druckmulden (Tafel 54,1; 54,2; 54,4).

Eine nur an wenigen Details erkennbare Abwandlung von Typ 3 führt zu **Typ 4**, bei welchem die Mündung nur noch leicht verdickt – ohne Halszone – ist und abgestrichen wurde. Der Henkeldekor ist auf zwei Druckmulden am Scheitelpunkt des Henkels reduziert (Tafel 54,1–2). Eine Änderung ist ausserdem bei der Oberflächendekoration festzustellen, wo bei Typ 4 (Tafel 54,2–3) wenige Rillen oder eine feine Leiste unterhalb der Ausgusstülle umlaufen. Nebst bislang ausschliesslich als grautonige Drehscheibenware hergestellten Bügelkannen gehört die Mehrzahl der Kannen Typ 3 und 4 zur glasierten Irdenware (Tafel 45,5; Tafel 54,1–3). Diese Kannen sind allesamt durch ein helltoniges Scherbenbruchbild und eine grüne Aus-

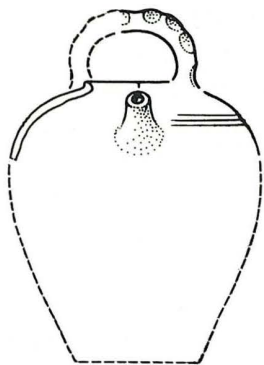
Abb. 61 Bügelkanne. Übersicht der Typen und deren Häufigkeit in den einzelnen Epochen.

Legende:

● mehr als 100. ■ mehr als 40. ▲ 10 und mehr. + unter 10. (Mindestobjektzahl)

Bügelkannen	Typ 1	Typ 2	Typ 3	Typ 4
2. H. 13. Jh.	+			
Vor 1356	+	▲		
Vor 1417				+
Vor 1422/23			+	
Ende 14. Jh. bis um 1450				
Mitte 15. Jh.		+		
2. H. 15. Jh.				+
Ende 15./1. H. 16. Jh.				
2. H. 16. Jh.				
1. H. 17. Jh.				

Typ 4



senglasur über einer Engobe charakterisiert, wobei die Glasur in der Regel lediglich die obere Gefäßhälfte ziert (Abb. 62); eine Ausnahme bildet die kleinformatige Bügelkanne (Tafel 45,5) mit einer die gesamte Oberfläche bedeckenden, farblosen Aus-senglasur über einer Engobe.

Die typologische Entwicklung der Bügelkannen ergibt folgendes Bild: Die Bügelkannen, die im 13. Jahrhundert erstmals produziert wurden, weisen eine den gleichzeitigen Töpfen analoge Formentwicklung auf. So werden die bauchigen Gefässe von einem Typ mit hochliegender Schulter und eingezogener Bodenpartie abgelöst (Typ 2). Gleichzeitig sind markante Veränderungen bei den Randformen festzustellen. Die für die «klassischen» Bügelkannen charakteristischen Leistenränder weichen einer trichterförmig geöffneten Mündung, die sich im 15. Jahrhundert soweit zurückbildet, dass gerade noch eine Innenkehle für die Aufnahme des Deckels bestehen bleibt. Gleichzeitig erscheint eine neuartige Henkelverzierung mit paarweise angeordneten Druckmulden, die sich anfänglich über den ganzen Henkel verteilen, im 15. Jahrhundert aber nur noch partiell vorhanden sind. Die bislang jüngste bekannte Kannenform aus Fundkomplexen der ersten Hälfte des 15.

Abb. 62 Aussen glasierte Bügelkanne. Ausgusstülle abgebrochen. Aeschenvorstadt 2. Erste Hälfte 15. Jahrhundert. Vgl. Tafel 54,2.

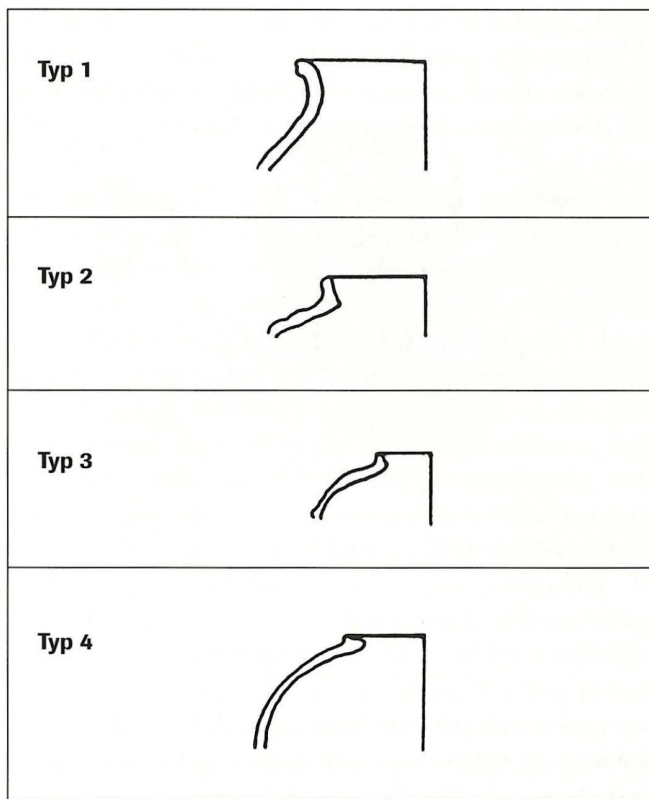


Abb. 63 Bügelkannen. Randformen.

Jahrhunderts weist – abgesehen von dekorativen Details – die anfängliche Grundform auf, ist jedoch erstmals glasiert.

Wie aus der Typentafel Abb. 61 ersichtlich wird, ist die Laufzeit dieser Gefässgattung auf einen verhältnismässig kurzen Zeitraum beschränkt. Der Produktionsbeginn liegt in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Von der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts wird sie vermehrt hergestellt, scheint aber bereits nach der Mitte des 15. Jahrhunderts ausgedient zu haben. Aus dem ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhundert sind keine Bügelkannen aus Keramik nachgewiesen worden, was möglicherweise auf das Auftreten eines die Bügelkannen konkurrierenden Gefässes zurückzuführen ist.

Zu den Sonderformen bei den Bügelkannen gehört ein Fragment aus dem ausgehenden 13./beginnenden 14. Jahrhundert (Tafel 18,8) mit eingezogener Mündung, Bügelhenkel und einer für Basler Verhältnisse sonderbaren karniesartigen Randausformung, wie in dieser Art keine weitere vergleichbare Randscherbe vorliegt.

4.1.6 Ausgussgefässe

Nebst den Bügelkannen zählen die kleinformatigen Töpfchen mit geschlossener Mündung und Ausgusstülle zur selben Funktionsgruppe der Flüssigkeitsbehälter. Als erstes Beispiel sei das ganz erhaltene Töpfchen aus dem Stadtgraben, Phase I, mit Wölboden, bauchigem riefenverziertem Körper und zylindrisch hochgezogenem Hals sowie nach innen abgestrichenem Rand, mit schräg angesetzter Ausgusstülle und recht-

winklig angebrachtem Ringhenkel aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts aufgeführt (Tafel 4,6–7 und Abb. 64.1). Ergänzend dazu sei auf ein weiteres Fragment aus sehr feiner Keramik gleicher Zeitstellung hingewiesen (Tafel 4,8).

Die Produktion der kleinformigen Ausgussgefäße beschränkte sich ausschliesslich auf das 13. Jahrhundert. Die chronologische Einordnung wird durch das Fehlen dieses Typs in jüngeren Fundkomplexen (bereits um 1300 bis erste Hälfte 14. Jahrhundert) und durch Parallelen aus gleichzeitigen Fundzusammenhängen bestätigt: z. B. Ausgussgefäße aus den Latrinen an der Augustinergasse 2 (Abb. 64.2) und weitere Gefäße derselben Machart aus der Grabung Petersgraben 33¹⁶⁰ (Tafel 4,9 und Abb. 64.3), die aufgrund der Fundvergesellschaftung und stilistischer Kriterien in die erste Hälfte bis Mitte des 13. Jahrhunderts datiert werden¹⁶¹.

Ein weiteres identisches Ausgussgefäß kam in Basel unter der Barfüsserkirche zum Vorschein und wird um 1250 (*Terminus ante quem*) datiert (Abb. 64.4)¹⁶². Die erwähnten Gefäße zeigen eindeutige formale Übereinstimmungen und unterscheiden sich lediglich durch die Oberflächendekoration. Während die Gefäße vom Petersgraben und aus der Barfüsserkirche einen mehrzeiligen Kerbdekor tragen, zieren tief eingeschnittene Riefen das Ausgusskännchen aus der ersten Phase der Stadtgrabeneinfüllung (Abb. 65).

Blicken wir über die Stadtgrenze hinaus, so begegnet uns derselbe Gefässtyp in Fundkomplexen des 13. Jahrhunderts im benachbarten Elsass/Sundgau (Abb. 64.5)¹⁶³. Auch auf der Burgruine Frohburg kam in der oberen Siedlungsschicht des 13. Jahrhunderts ein entsprechendes Fragment eines Ausgusskännchens zum Vorschein, dessen Oberfläche ebenfalls ein feiner Kerbdekor ziert (Abb. 64.6)¹⁶⁴.

Die Fragmente von kleinformigen Ausgussgefässen aus basellandschaftlichen Grabungen sind auf der Aussenseite glasiert. Die Beispiele aus dem Fundmaterial der Erdbebenburgen Madeln und Bischofstein dürften aufgrund der Glasur jünger sein und stammen vermutlich aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts¹⁶⁵. In der Grundform unterscheiden sie sich denn auch von den Basler Beispielen. Das Kännchen aus dem Fundmaterial Madeln¹⁶⁶ hat zwar eine nach oben gerichtete Ausgusstülle, der Randabschluss hingegen ist trichterförmig geöffnet und ein Henkel fehlt. Von der Burg Bischofstein sind ähnliche Bügelkannen mit Ausgusstülle und leicht verdicktem, geradem Randabschluss überliefert, die auf der Aussenseite olivgrün bis olivbraun glasiert sind¹⁶⁷. Die kleinformigen, aussen glasierten Flüssigkeitsbehälter der benachbarten Erdbebenburgen lehnen sich angesichts der Warenart – oxidierend gebrannt und aussen glasiert – nicht an Basler Funde, sondern vielmehr an Typen aus dem süddeutschen Raum wie Freiburg i. Bg. oder Konstanz an¹⁶⁸.

Bei den nur im 13. Jahrhundert produzierten Ausgussgefässen handelt es sich um eine kleinräumig verbreitete, lokale Gefässform.

Ausgussgefäße – Sonderformen

Zu den Sonderformen der Ausgussgefäße gehören all jene Fragmente, die keinem lokal bekannten Gefässtyp zugeordnet werden können.

Aus Phase I der Stadtgrabeneinfüllung liegt ein Fragment vor (Tafel 5,1), das sich durch eine riefenverzierte Schulter auszeichnet, auf der ein schräg nach oben gerichtetes Ausgussrohr – analog unseren modernen Teekannen – aufsteht. Die Halspartie ist durch einen Knick von der Schulter abgesetzt und verjüngt sich nach oben hin. Zu diesem Fragment ist bis-

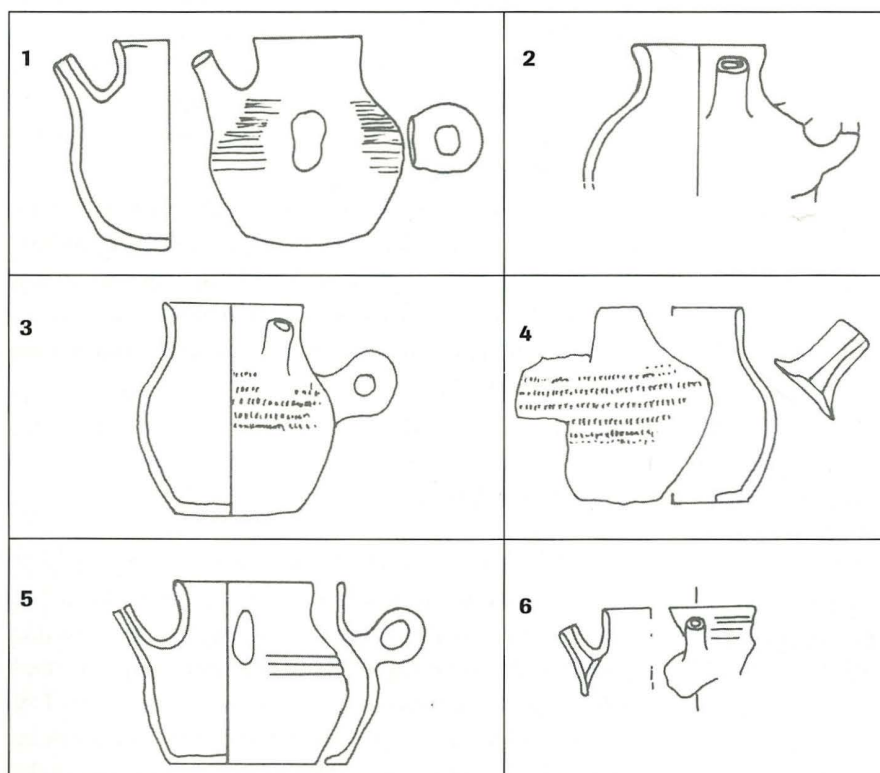


Abb. 64 Ausgusskännchen. 13. Jahrhundert. 1 Basel, Leonhardsgraben 47 (vgl. Taf. 4,6). 2 Basel, Augustinergasse 2. 3 Basel, Petersgraben 33. 4 Basel, Barfüsserkirche. 5 Ottmarsheim. 6 Frohburg.



Abb. 65 Ausgusskännchen. Basel, Leonhardsgraben 47, Phase I. Zweite Hälfte 13. Jahrhundert. Vgl. Taf. 4,6 und 4,7.

lang weder im regionalen noch im überregionalen Fundmaterial ein Vergleichsstück bekannt geworden. Formal steht unserem Beispiel ein ehernes Handfass aus den Niederlanden, das typologisch ins ausgehende 14. Jahrhundert datiert wird (Tafel 5,2), am nächsten. Auf einer Altartafel von Meister Bertram, datiert um 1390¹⁶⁹, ist in Zusammenhang mit der Darstellung der Handwaschung des Pilatus eine entsprechende Form abgebildet (Ausschnitt Tafel 5,3). Es handelt sich um ein bauchiges Gefäß mit zwei langgezogenen, geschwungenen Ausgussrohren und einem Bügelhenkel, der mit einer Öse an einem metallenen Haken über dem Handwaschbecken eingehängt ist. Die Art des Materials beider Gefässe ist aus der Darstellung nicht ersichtlich, doch dürfte es sich um Metall gehandelt haben. Das bislang nicht zuordenbare Fragment aus der ersten Stadtgrabeneinfüllung (Tafel 5,1) gehört möglicherweise zu einem entsprechenden Handfass aus Keramik; eine kostengünstigere Ausführung der vorab erwähnten metallenen Handfässer.

Eine weitere Sonderform (Tafel 15,1) datiert in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts und ist ebenfalls als Unikat zu bezeichnen (Abb. 66). Es handelt sich um ein bauchiges Gefäß auf drei Füßen mit ursprünglich leicht gestauchtem Stand. Auf Bauchhöhe sind Ausguss und Griff angesetzt. Das Gefäß verjüngt sich nach oben hin und endet in einer zylindrisch geformten Halspartie mit geradem Randabschluss. Die ganze Gefäßaußenseite ist mit einer grünen, stellenweise sehr dünnen Glasur überzogen. Auf der Innenseite sind nur partielle Glasurflecken zu erkennen. Vier Zierrillen unter der Glasur betonen den bauchig hängenden Körper.

Rein formal – jedoch nicht hinsichtlich der Warenart – lässt sich ein Ausgusstöpfchen aus Konstanz/Brückengasse¹⁷⁰ als Vergleich beiziehen, das einen ähnlich bauchigen Körper auf drei Beinen, eine Ausguss- und Grifföffnung sowie einen zylindrischen hochgezogenen Hals aufweist. Ein zweites vergleichbares Gefäß stammt aus Ravensburg und wird als Dreifuß-



Abb. 66 Aussen grün glasiertes Dreibeingefäß, Leonhardsgraben 47, Phase II. Erste Hälfte 14. Jahrhundert. Vgl. Taf. 15,1.

pfännchen mit Ausgusstülle und tüllenförmigem Griff bezeichnet (Tafel 15,2)¹⁷¹. Das Gemeinsame sind nicht nur die formalen Einzelheiten – bauchiger Körper, Ausguss- und Grifföffnung, trichterförmiger Hals –, sondern auch die dünne, lasierende Glasur, welche die ganze Gefäßaußenseite ziert. Beim Dreibeingefäß aus Ravensburg handelt es sich um eine farblose, leicht olive Glasur, die das Gefäß beidseitig bedeckt. Im Unterschied zu unserem Objekt war hier auf der dem Ausguss gegenüberliegenden Randseite ein Henkel befestigt. Auch das erwähnte Beispiel aus Ravensburg nimmt innerhalb der Geschirrkemik eine Sonderstellung ein.

Der Basler Dreibeintopf, dessen Provenienz bis jetzt nicht eruiert werden konnte, gehörte aufgrund der lasierenden Ausgussglasur – vergleichbar mit den Aquamanilien – wohl zum Tafelgeschirr.

4.1.7 Flaschen und Krüge

Irdene Flaschen und Krüge sind Flüssigkeitsbehälter, die im Basler Fundmaterial des ausgehenden Mittelalters zu den äusserst seltenen Gefäßgattungen gehören (von rund 2500 Objekten liegen nur 3 Flaschen und 4 Krüge vor). Die Flaschen und Krüge unterscheiden sich formal dadurch, dass die Flaschen eine äusserst enghalsige Mündung haben, während die Krüge in der Regel einen Henkel und eine grössere Mündung, oft mit einer Ausgusschnappe versehen, aufweisen.

Flaschen aus Keramik sind im archäologischen Fundmaterial aus Basel kaum überliefert. Auch die Schriftquellen nennen nur vereinzelt irdene Flaschen: In den Basler Beschreibungsbüchlein werden lediglich eine irdene Flasche in einem Inventar von 1635 und zwei Flaschen aus Majolika in einem Inventar von 1660 aufgeführt¹⁷².

Bei den folgenden Beispielen handelt es sich um eine besondere Art von Flaschen: die sog. Pilger- oder Feldflaschen.

Diese wurden ursprünglich auf den langen Reisewegen als Wasserbehälter mitgetragen. Ein Bodenfragment aus der Stadtgrabeneinfüllung/Phase I (Tafel 5,4) wird aufgrund seiner Herstellungstechnik als Feldflasche gedeutet. Die konzentrischen Drehrillen auf der einen Schauseite deuten darauf hin, dass Vorder- und Rückseite auf der Drehscheibe hergestellt worden sind. Beide Teile wurden dann mit einem Verbindungsstück zusammengefügt. Diese doch recht aufwendige Herstellungsweise bei Feldflaschen war nötig, um dem Gefäß seine schmale, kreisrunde Form zu geben. Ein entsprechendes Wandfragment datiert in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts (Tafel 39,2). Zur Veranschaulichung sei auf eine ganz erhaltene Feldflasche (Tafel 5,6) von der Burgruine Löwenburg (Pleigne) – datiert zwischen 1200 und 1280 – hingewiesen¹⁷³. Pilger- oder Feldflaschen aus Ton waren vorwiegend im 13. Jahrhundert beliebt und weit verbreitet. Auf einer Miniatur der Manessischen Liederhandschrift ist eine formal vergleichbare Flasche dargestellt (Tafel 5,5).

Ein weiteres Fragment, welches höchstwahrscheinlich Teil einer Flasche war, stammt aus dem Fundmaterial Nadelberg 37 des ausgehenden 15. Jahrhunderts (Tafel 76,6). Das Fragment zeigt eine schmale, aussen kantig geriefte Halspartie mit einer spitz geformten Leiste. Die Wandung verdickt sich nach unten. Aufgrund der feinen Warenart und der grünen

Aussenglasur auf Engobe dürfte das Stück zur aufwendiger hergestellten Tafelkeramik gehören.

Die für das Spätmittelalter typische Flaschenform mit topfähnlichem, bauchigem Körper, einer schmalen, hochgezogenen Mündung und einem Bügelhenkel, der von der Schulter bis zum Hals führt – eine Form, die im südwestdeutschen Raum weit verbreitet war (Abb. 67)¹⁷⁴ – scheint in Basel bis auf die in jüngster Zeit entdeckten Reste einer eingemauerten Keramikflasche (Abb. 68)¹⁷⁵ gänzlich zu fehlen; eine sich aus archäologischen Untersuchungen ergebende Tatsache, die durch die schriftlichen Überlieferungen in den Basler Beschreibbüchlein bestätigt wird. Dort werden zwar die bauchigen Flaschen mit engem Hals erwähnt, doch bestehen diese weitgehend aus Glas, Leder, Holz, Eisen, Blech oder Zinn¹⁷⁶.

Krüge aus Keramik waren ebenso selten wie Flaschen. Das Randfragment (Tafel 53,6) mit schmäler, hochgezogener Halspartie, einem nach innen abgelenkten Rand und einem randständigen Bandhenkel stammt von einem Krug. Ein vergleichbarer Krug aus dem südwestdeutschen Raum wird in das 15. Jahrhundert datiert¹⁷⁷. Mangels weiterer Fundstücke dieser Gefäßkategorie ist man versucht, den *Basler Krug* als ein Importstück – möglicherweise ein südwestdeutsches Produkt – zu deuten.



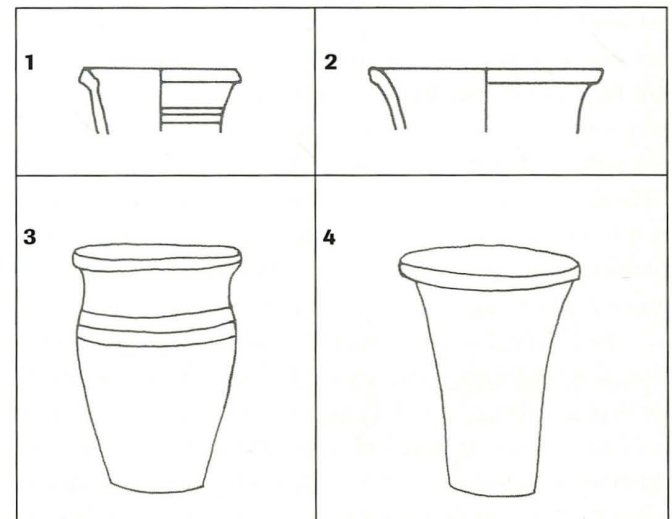
Abb. 67 Flasche, Freiburg i. Bg. Umzeichnung nach: Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch 1992, 328.

4.1.8 Becher

Analog den Flaschen und Krügen haben auch die irdenen Becher Seltenheitswert. Aus dem Fundmaterial Leonhardsgraben 47, Phase II, werden zwei Randfragmente (Tafel 18,6–7) (Abb. 69.1 und 2) aufgrund der feinen Wandung und der Machart als Becher gedeutet. Beide zeigen einen trichterförmigen Hals mit abgelenkter Randlippe. Die Gesamtform entspricht zwei süddeutschen Bechertypen aus dem 15. Jahrhundert (Abb. 69.3 und 4)¹⁷⁸ mit ähnlicher Randausformung und einem entweder leicht bauchigen oder konischen Körper.

Abb. 69 Becher. Randprofile und Rekonstruktion.

Abb. 68 Flasche. Basel, Webergasse 26, 16. Jahrhundert.



Das massive Bodenfragment aus dem Fundmaterial Spalenberg 12 (Tafel 50,6), dessen Standring mit Druckmulden verziert ist, hat eine auffallend dicke Wandung und ist innen über einer weissen Engobe grün glasiert. Aussen befindet sich ein Glasurstreifen. Die Innenglasur spricht dafür, dass die Wandung ursprünglich schräg nach oben hin geöffnet zu ergänzen ist – eine für einen Becher denkbare Form.

Schliesslich sei noch auf ein Karniesrandtöpfchen aus dem Latrinenschacht Spalenberg 40 verwiesen (Tafel 97,2), das mit einer Höhe von nur ca. 10 cm die Grösse eines Bechers hat (Abb. 70). Das Töpfchen aus feiner, helltoniger Keramik mit einer deckenden, grünen Innenglasur stellt bislang ein Unikum dar; die ursprüngliche Verwendung ist in diesem Fall nicht eindeutig gesichert.

Angesichts der wenigen Fragmente, die als Becher rekonstruiert werden können, scheint dieser Gefässtyp in der Region Basel nicht aus Keramik, sondern vorzugsweise aus anderen Materialien hergestellt worden zu sein: Die Inventarlisten nennen vor allem Holz, Zinn und Silber¹⁷⁹.

4.2 Flache offene Formen

4.2.1 Dreibeinpfannen

Zusammen mit den Töpfen und Dreibeintöpfen gehören die Dreibeinpfannen seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zur Grundausrüstung der spätmittelalterlichen Küche. Der Prototyp findet sich im Fundmaterial der Latrinen Basel-Augustinergasse 2 (Tafel 16,8) und datiert in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts¹⁸⁰. Die früheste Form zeigt ein unglasiertes, schüsselförmiges, kleines Gefäss auf drei Beinen mit einem randständigen Wulsthenkel (Abb. 71). Bislang liegen zu diesem Prototyp aus der Region Basel keine weiteren gleichzeitigen Parallelen vor. Hingegen sind aus Konstanz/Fischmarkt

Abb. 70 Kleiner Topf oder Becher mit Karniesrand, innen grün glasiert. Spalenberg 40. Vgl. Taf. 97,2.

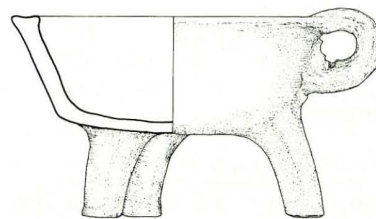


Abb. 71 Dreibeinpfanne. Basel, Augustinergasse 2. Ende 13. Jahrhundert. – Massstab 1:3

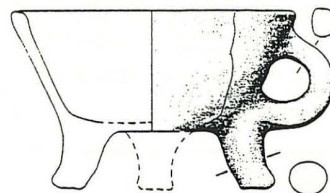
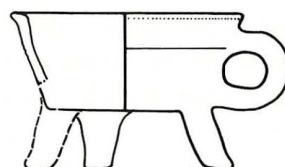


Abb. 72 Dreibeinpfanne. Konstanz/Fischmarkt. 13. Jahrhundert.

ähnliche Dreibeinpfannen, allerdings lediglich aus dem ausgehenden 13. Jahrhundert – wie in Basel – bekannt (Abb. 72)¹⁸¹. Eine auffallende Häufung an Fragmenten und beinahe ganz erhaltenen Dreibeinpfannen ist aus dem Stadtgraben, Phase II/Erdbebenschiicht – datiert in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts – zu erwähnen. Die rund 50 Fragmente der schüsselförmigen Pfännchen (Tafel 16,1–8; Tafel 17,1–6) entsprechen formal denjenigen aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, in Einzelheiten und in Bezug auf die Warenart hingegen unterscheiden sie sich von diesen.

Typ 1



Die im folgenden als **Typ 1** (Abb. 73) bezeichnete jüngere Form weist folgende formcharakteristischen Merkmale auf: eine schräg aufgehende Wandung, ein flacher Boden, gestauchte Füsse und ein randständiger, oft auch unterrandständiger ösenartiger Wulsthenkel. Die Gestaltung der Randpartie zeigt unterschiedliche Ausformungen: Die Ränder können schräg nach innen abgestrichen (Tafel 16), verdickt und gerade abgestrichen (Tafel 17,1–3) oder leicht nach aussen ausgezogen sein (Tafel 17,4). Die Aussenseite ist gelegentlich mit einzelnen feinen Wandriefen verziert (Tafel 16,1 und 16,6). Die wesentliche Veränderung liegt – wie vorab erwähnt – in der technischen Ausführung. Im Gegensatz zu den Pfännchen aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts sind die jüngeren Beispiele allesamt oxidierend gebrannt und innen farblos oder olivgrün bis gelblich deckend glasiert. Bei den Pfännchen Typ 1 ist damit zum erstenmal der Übergang von der unglasierten

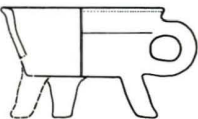
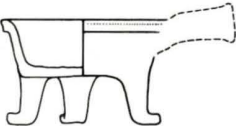
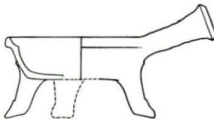
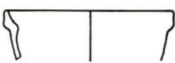
	Typ 1	Typ 2	Typ 3	Typ 4
Dreibeinpfannen				
2. H. 13. Jh.				
Vor 1356	■	+		
Vor 1417				
Vor 1422/23			▲	
Ende 14. Jh. bis um 1450			+	
Mitte 15. Jh.			▲	
2. H. 15. Jh.			+	+
Ende 15./1. H. 16. Jh.			+	
2. H. 16. Jh.				
1. H. 17. Jh.				

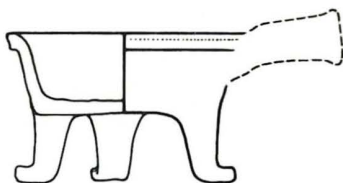
Abb. 73 Dreibeinpfannen. Übersicht der Typen und deren Häufigkeit in den einzelnen Epochen.

Legende:

● mehr als 100. ■ mehr als 40. ▲ 10 und mehr. + unter 10. (Mindestobjektzahl)

Irdenware zur glasierten Geschirr- und vor allem Kochkeramik fassbar. Mit ihnen vergesellschaftet sind die ersten innen glasierten Schüsseln. Vergleichbare Pfannen sind aus dem Fundmaterial der regionalen Erdbebenburgen bekannt (Abb. 74.1)¹⁸².

Typ 2



Eine Art Übergangsform **Typ 2** liegt aus den Fundmaterialien Andreasplatz 7–12 und Marktplatz 11 vor (Tafel 31,5–6; Tafel 38,1–2). Durch einen leistenförmig abgedrehten Rand und eine randständige, hohle Griffstütze unterscheidet sich dieser von Typ 1. Zwei Gefässe sind überdurchschnittlich gross (Tafel 31,7; Tafel 38,1) – was wohl auf deren spezielle Funktion zurückzuführen ist –, während die übrigen Pfannen in der Regel einen einheitlichen Durchmesser von 12–14 cm aufweisen.

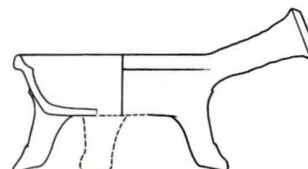
In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts tritt allmählich eine neue Form **Typ 3** in den Vordergrund, die im Wesentlichen

bis in die frühe Neuzeit beibehalten wird. Es handelt sich um eine Pfanne (Tafel 48) mit einem tiefen, etwas bauchigen Körper, einem sichelförmig ausgebildeten Rand mit Innenkehle und einem flachen Boden. Die randständige Griffstütze ist schräg nach oben ausgerichtet und diente dazu, einen Holzstab zwecks Verlängerung des Griffs aufzunehmen. Die Füße haben stets – wie bei den vergesellschafteten Dreibeintöpfen – eine umgeschlagene Lasche und senkrecht abfallende Kanneluren. Bei Typ 3 ist ein weiterer technischer Fortschritt festzuhalten: Die Innenseite trägt eine farbige (grün oder gelb) Glasur auf einer weissen Engobe (Abb. 75).

Die sichelförmige Randausformung kann gelegentlich kantig abgestrichen sein (Tafel 48,4–6; Tafel 55,11). Innerhalb der Dreibeinpfannen ist diese Randform vorwiegend bei grossen Objekten zu beobachten.

Es sei darauf hingewiesen, dass der Pfannentyp 3 im Fundmaterial von Madeln/Pratteln – vor 1356 – bereits vorhan-

Typ 3

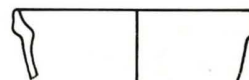


Typ 5	Typ 6
+	
+	
	+

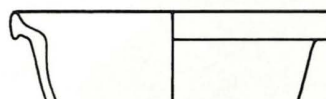
den, bislang aber das einzige bekannte Gefäß dieser Form aus der Zeit vor der Jahrhundertmitte ist (siehe Abb. 74.2).

Ein weiterer **Typ 4** setzt im Laufe des 15. Jahrhunderts ein und zeichnet sich durch einen verdickten, hochgestellten und aussen rund oder kantig abgestrichenen Rand aus (Tafel 73,5; Tafel 83,4–6). Eine entsprechende Pfannenform liegt im Fund-

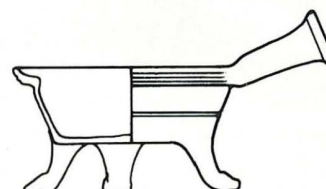
Typ 4



Typ 5



Typ 6



material des Klosters Engental/Muttenz aus dem ausgehenden 15./beginnenden 16. Jahrhundert (Tafel 73,7–8) vor.

Die nachfolgende Entwicklung lässt sich wiederum lediglich aufgrund der Ausformung der Randpartie beschreiben. So ist **Typ 5** durch einen stärker ausgezogenen, gekehlten Rand mit unterschrittener Hängeleiste charakterisiert (Tafel 83,8–9), für den wiederum eine Parallele aus dem Fundmaterial des Klosters Engental beigezogen werden kann (Tafel 83,10).

Eine augenfällige formale Veränderung ist erst bei den Dreibeinpfannen **Typ 6** aus dem ausgehenden 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu beobachten (Tafel 118,3). Abgesehen von einer qualitativ besseren und feineren Machart wird der nun breiter belassene, umgeschlagene Rand subtil profiliert. Auch die Oberfläche ist durch eine in der Gefäßmitte eingeritzte Rille oder Riefe dekorativ gestaltet. Im Vergleich zu den entsprechenden Gefäßen des 15. Jahrhun-

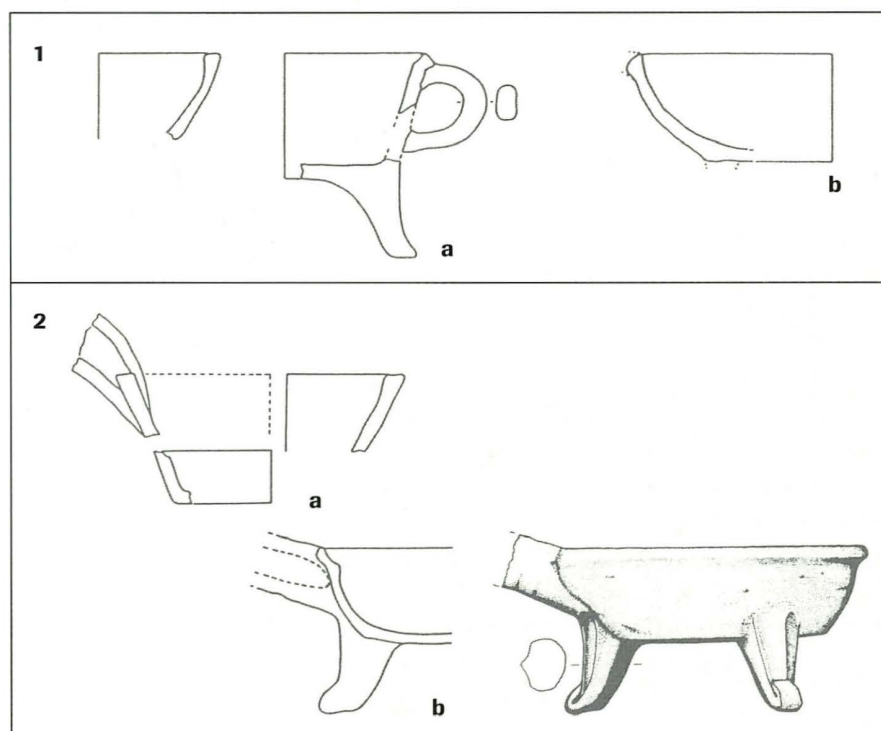


Abb. 74 Dreibeinpfannen. 1a und 2a Baselland, Bischofstein; 1b und 2b Baselland, Madeln. Erste Hälfte 14. Jahrhundert.



Abb. 75 Innen über einer Engobe grün und gelb glasierte Dreibeinpfannen. Ausgehendes 14./Anfang 15. Jahrhundert. Spalenberg 12 und Bäumleingasse 1–7. Vgl. Taf. 48,3 und Taf. 66,1.

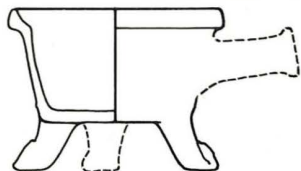
Abb. 76 Dreibeinpfannen mit unterrandständiger Griffülle. Übersicht der Typen und deren Häufigkeit in den einzelnen Epochen.

Legende:

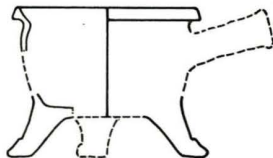
● mehr als 100. ■ mehr als 40. ▲ 10 und mehr. + unter 10. (Mindeobjektzahl)

Dreibeinpfannen mit unterrandständiger Griffülle	Typ 7	Typ 8	Typ 9
2. H. 13. Jh.			
Vor 1356			
Vor 1417			
Vor 1422/23			
Ende 14. Jh. bis um 1450			
Mitte 15. Jh.			
2. H. 15. Jh.		+	
Ende 15./1. H. 16. Jh.	+	+	
2. H. 16. Jh.			
1. H. 17. Jh.			+

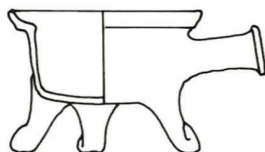
Typ 7



Typ 8



Typ 9



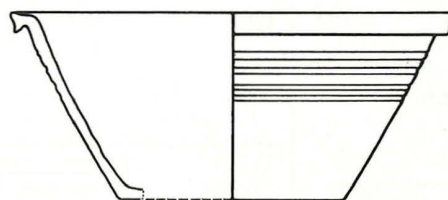
derts ist die Grifftülle dünnwandiger und beinahe trichterförmig hochgedreht.

Im Laufe der Zeit nimmt die Menge der Dreibeinpfannen im Fundgut vom ausgehenden 15. bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts allmählich ab (Abb. 73). Daneben wurde eine Misch- oder Sonderform mit einem napfartigen, steil hochgezogenen Körper und unterrandständiger Grifftülle hergestellt (Tafel 73,1; Tafel 95,4, Tafel 118,2). Diese formal leicht abgeänderten Dreibeinpfannen, die nur in der Randausformung den zeitgleichen Pfännchen entsprechen, erscheinen erstmals in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und zeugen von einer Differenzierung innerhalb eines Funktionstyps (Abb. 76). **Typ 7** wurde steilwandig hochgezogen, der einfache Sichelrand abgedreht. **Typ 8** zeigt einen leicht bauchigen Körper mit einer dem Typ 5 entsprechenden Randausformung. Schliesslich ist auch **Typ 9** durch die für das 17. Jahrhundert zeittypische Profilierung der Randaussenseite charakterisiert.

4.2.2 Schüsseln

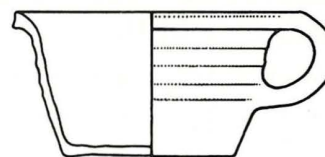
Zum irdenen Tafelgeschirr gehören die Schüsseln, die zusammen mit den Dreibeintöpfen, Bügelkannen und Dreibeinpfannen um die Mitte des 13. Jahrhunderts das Gefässrepertoire erweitert haben und damit die veränderten Koch- und Ernährungsgewohnheiten dokumentieren. Es sei hier vorweggenommen, dass diese innovative Epoche den Formenbestand der irdenen Gefässe im Küchen- und Tafelbereich bis ins Spätmittelalter, ja vereinzelt sogar bis in die frühe Neuzeit hinein, festgelegt hat. Bei keiner anderen Gefässgattung hat sich im Verlauf des Spätmittelalters eine vergleichbare Mannigfaltigkeit an Formen herausgebildet, wie dies bei den Schüsseln der Fall ist.

Typ 1



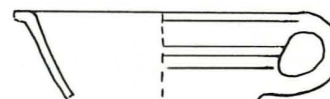
Am Anfang der formalen Entwicklung des zur Diskussion stehenden Zeitraumes steht eine Schüsselform **Typ 1** (Abb. 77), die in das ausgehende 13. Jahrhundert datiert werden kann und in leicht abgeänderter Form bis in das ausgehende 14. Jahrhundert beibehalten wurde. Diese unglasierte, konische Schüssel – mit oder ohne randständigem Bandhenkel – weist einen profilierten Leistenrand und gratige Wandriefen auf (Tafel 17,7; Tafel 32,1; Tafel 38,4). Bei den weiteren Fragmenten, die diesem Schüsseltyp zugewiesen wurden, sind keine Handhaben beobachtet worden; aufgrund der Fragmentierung des Fundmaterials können solche jedoch nicht ausgeschlossen werden. Bei wenigen Beispielen (Tafel 32,1 und Abb. 78.1) zieren unsorgfältig eingeritzte Wellenlinien die Randoberseite. Vergleichbare Schüsseln mit einem verzierten Rand sind aus dem Fundmaterial Basel-Barfusserkirche bekannt (Abb. 78.2 und 3)¹⁸³, wo sie in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts datiert werden.

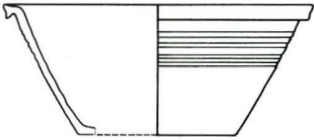
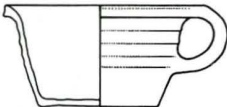


Typ 2



Gleichzeitig zu dieser noch der Tradition verpflichteten Form wird im Laufe der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts eine Schüssel **Typ 2** produziert (Tafel 32,2; Tafel 43,3), die sich hauptsächlich in der Warenart vom vorausgehenden Typ unterscheidet; die Schüssel ist innen glasiert (*Warenart II.2*, S.123). Die Form entspricht grundsätzlich derjenigen von Typ 1, denn auch hier ist die Randzone überwiegend leistenförmig ausgebildet. Zu **Typ 3** gehört die leicht bauchige Henkel-schüssel aus dem Fundmaterial Andreasplatz 7–12, die einen beinahe horizontal umgeschlagenen Rand aufweist (Tafel 32,4). Zahlreiche Fragmente von Typ 3 haben einen randständigen Bandhenkel (Tafel 32,2–4). Die Aussenwand dieser Schüsseln ist mit breit angelegten Riefen dekoriert. Die Palette der Glasurfarben beschränkt sich auf farblose oder olive Innenglasuren (*Warenart II.3*, S.124) (Tafel 32,2 und 3; Tafel 43,3) sowie grüne Glasuren auf einer weissen Engobe (*Warenart II.5*, S.126). Ähnliche Schüsselformen liegen aus Basel-

Typ 3



Schüsseln	Typ 1	Typ 2	Typ 3	Typ 4
				
2. H. 13. Jh.				
Vor 1356	+	+	+	+
Vor 1417				+
Vor 1422/23	+			
Ende 14. Jh. bis um 1450	+			
Mitte 15. Jh.				
2. H. 15. Jh.				
Ende 15./1. H. 16. Jh.				
2. H. 16. Jh.				
1. H. 17. Jh.				


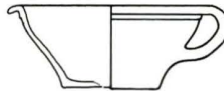
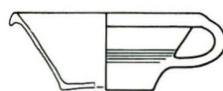
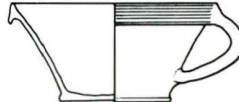
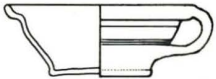

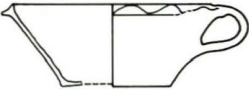
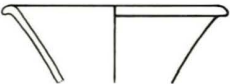
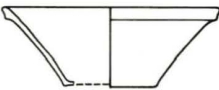




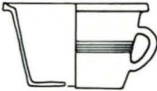
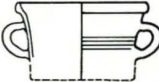
Typ 10	Typ 11	Typ 12	Typ 13	Typ 14
				
+				
+				
+				
		+		
		+		
				+
			+	

Abb. 77 Schüsseln. Übersicht der Typen und deren Häufigkeit in den einzelnen Epochen.

Typ 5	Typ 6	Typ 7	Typ 8	Typ 9
				
+	+			
+	+	+	+	+
	+	+	+	
	▲	+		
		+		

Typ 15	Typ 16	Typ 17	Typ 18	Typ 19
				
			+	+
				+
+	+			+
		+		+

Legende:

● mehr als 100. ■ mehr als 40. ▲ 10 und mehr. + unter 10. (Mindestobjektzahl)

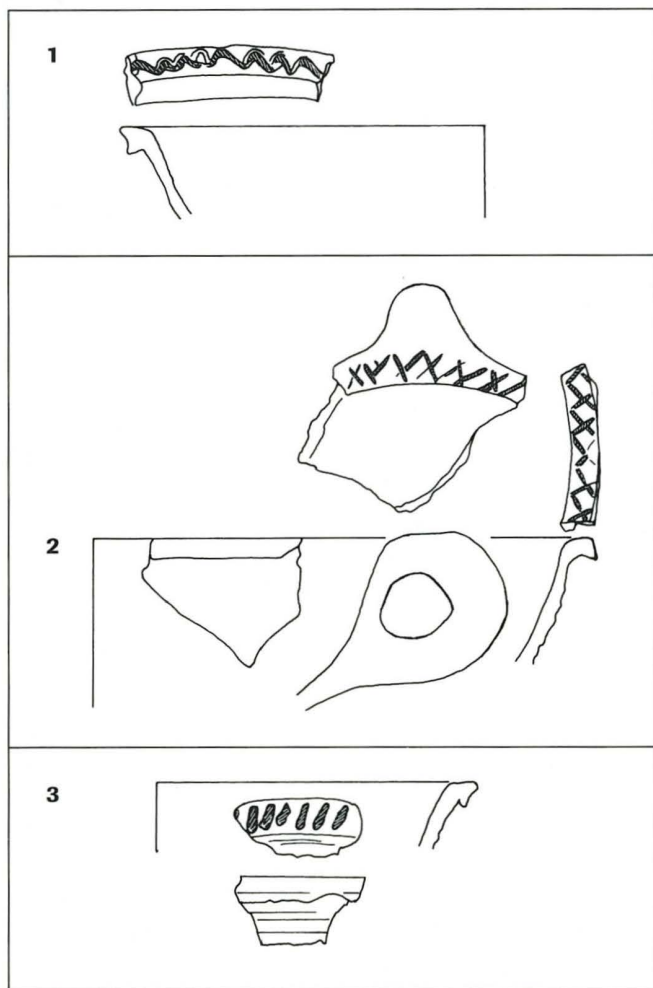


Abb. 78 Schüsseln Typ 1 mit Randverzierungen.

Augustinergasse 2, Keller 6 vor, die in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts (*Terminus ante quem* 1330/1340) datiert werden¹⁸⁴. Dass die Schüssel Typ 4 in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in der Region weit verbreitet war, lässt sich anhand des Fundmaterials aus dem Erdbebenhorizont benachbarter Burgen bestätigen. Aus Madeln ist das Randfragment einer konischen Schüssel **Typ 4** mit Leistenrand zu nennen, das – wie die Basler Exemplare – eine grüne Innenglasur auf weisser Engobe trägt¹⁸⁵. Eine grosse Anzahl typenverwandter Schüsseln liegt des Weiteren im Fundmaterial der Ruine Alt-Wartburg/Aargau¹⁸⁶ vor, die allesamt eine konische Form und einen Leistenrand sowie eine farblose¹⁸⁷ oder olivgrüne bis grüne Innenglasur tragen.

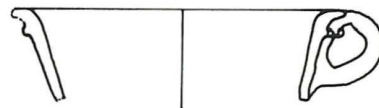
Mit dem Aufkommen der glasierten Schüsseln in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts nimmt allmählich auch die Formenvielfalt zu, die im 15. Jahrhundert eine Art Höhepunkt erreicht, so dass man beinahe von einem «Schüsselboom» sprechen könnte. Die zahlreichen Schüsseln aus dieser Zeit dokumentieren ihre zunehmende Bedeutung als Tafelgeschirr; ein Phänomen, das sich auch in den Inventarlisten abzeichnet¹⁸⁸.

Bei den jüngeren glasierten Exemplaren lässt sich erstmals eine plastische Ausgestaltung vor allem der Randzonen feststellen: eine unmittelbar unter dem Randabschluss appli-

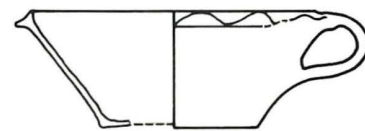
Typ 4



Typ 5



Typ 6

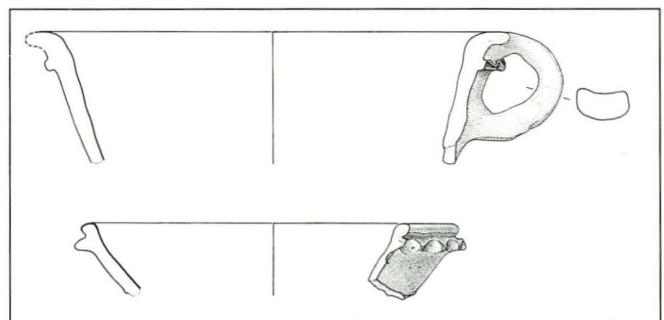


zierte Leiste, die mittels Fingereindrücken oder eines Wellenbandmotives dekorativ ausgestaltet ist, charakterisieren **Typ 5** (Abb. 79; Tafel 49,3–4; Tafel 56,9; Tafel 74,4–5). Andererseits wird nun mit **Typ 6** auch der Rand selber Träger verschiedener Verzierungen wie Einritzungen, Wellenbandmotive und Rillen (Abb. 80; Tafel 49,5; Tafel 56,10). Die auf der Randoberseite eingetieften Riefen erzeugen zuweilen einen abgetreppten und profilierten Kragenrand (Tafel 68,1–2).

Konische randverzierte Schüsseln datieren hauptsächlich vom ausgehenden 14. bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts (Abb. 77). Aus der sonst eher schlichten und kaum dekorierten Geschirrkemik aus dem spätmittelalterlichen Basel ragen diese verzierten Schüsseln hervor. Zum Gesamtbild einer Schüssel gehört auch deren Glasurfarbe, zumal diese ein wesentlicher Bestandteil der optischen Erscheinung ist. Die Glasurfarben auf den verschiedenen Gefässgattungen sowie die Glasurtechniken werden unter 6.3 *Die glasierte Irdenware* ausführlich behandelt.

Im Folgenden werden vier weitere Formvarianten aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts aufgeführt, die sich formal lediglich durch die Randgestaltung voneinander unterscheiden. Bei **Typ 7** handelt es sich um eine konische, grossformatige Schüssel mit einer zu einem Kremprand umgeschlagenen Randzone und einer unglasierten geglätteten oder glasierten

Abb. 79 Schüsseln Typ 5 mit verzierter Randleiste. – Massstab 1:4.



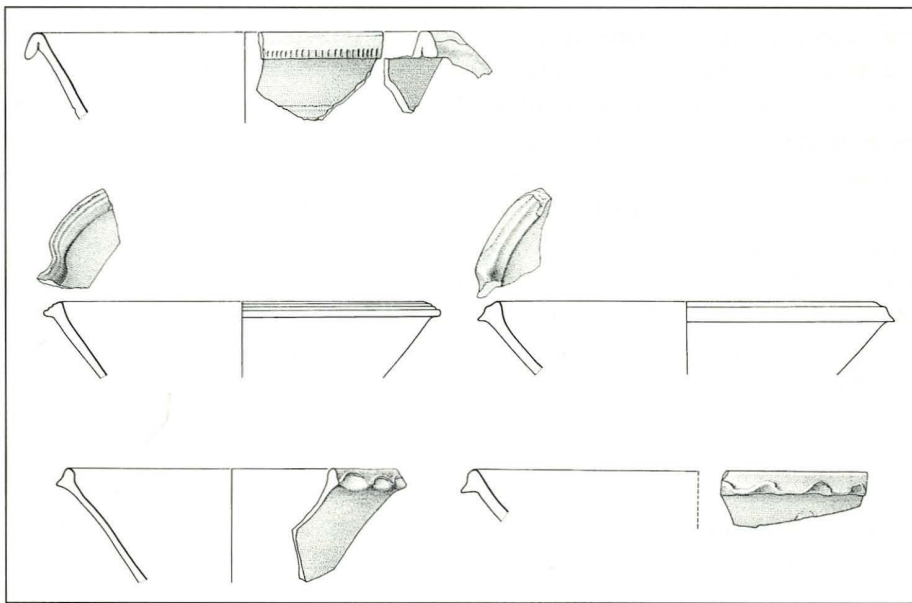


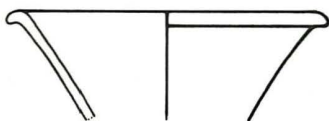
Abb. 80 Schüsseln Typ 6 mit verziertem Randabschluss. – Massstab 1:4.

Innenseite (Tafel 56,1 und 6; Tafel 67,3). Diesem Typ verwandt – lediglich im Randbereich davon abweichend – ist die Formvariante **Typ 8**, die durch einen verdickten, fein profilierten Rand charakterisiert ist (Tafel 56,7). Zur selben Formgruppe zählen zwei weitere Typen: **Typ 9** zeichnet sich durch einen verdickten, jedoch karniesartig ausgezogenen Rand aus (Tafel 56,4), der bei **Typ 10** zusätzlich leicht nach aussen umgeschlagen ist (Tafel 49,2; Tafel 56,5; Tafel 57,1–4). Die Aussenwand kann verschieden tief und breit angelegte Zierrillen tragen (Tafel 57,1–2; Tafel 67,2). Zuweilen ist ein randständiger Bandhenkel vorhanden. Eben genannte Formmerkmale sind an den konischen Schüsseln aus der ersten Hälfte bis Mitte des 15. Jahrhunderts vorhanden. Die jüngste Schüssel dieser Formengruppe **Typ 11** hat eine konische Form und einen umgeschlagenen und abgesetzten Karniesrand und lässt insgesamt eine feinere Herstellung erkennen (Tafel 74,2).

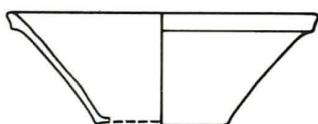
Während in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts bei den Schüsselformen eine Vielzahl an Formelementen vorherrscht und es keine eigentlich zeitspezifische Leitform gibt, entwi-

ckelte sich im Laufe der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts aus **Typ 7** eine Form, die in den Fundkomplexen aus dem ausgehenden 15. bis und mit Mitte des 17. Jahrhunderts durch zahlreiche Exemplare belegt und somit weit verbreitet ist. Die Schüsseln **Typ 12** zeichnen sich durch einen einfachen (Tafel 84,8–9; Tafel 85,3; Tafel 96,3–4) oder leicht gekehlten (Tafel 84,3 und 10) Kremprand aus und sind in der Mitte der Gefässaussenseite mit feinen Drehriefen verziert. Die beinahe vollständig erhaltenen Gefässe lassen einen hochgewölbten Standboden erkennen (Tafel 84,9; Tafel 96,3–4). Die unseren Beispielen vergleichbaren Schüsseln aus dem Fundmaterial Kloster Engental/Muttenz (Tafel 85,2–3) bestätigen die weite Verbreitung dieser Leitform im ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhundert. **Typ 12** wurde bis in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts weiterhin hergestellt, erfuhr damals jedoch eine Aufwertung, indem der nun zu einem Kragen umgeschlagene Kremprand fein profiliert und der Standboden zusätzlich durch einen Standring vom Körper abgesetzt wurde **Typ 13** (Tafel 120,3–4). Daneben erscheint im 16. und zu Beginn des 17.

Typ 7



Typ 8



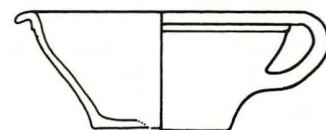
Typ 9



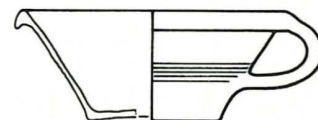
Typ 10



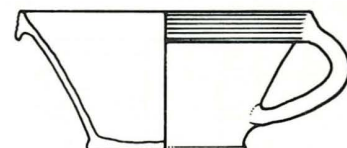
Typ 11



Typ 12



Typ 13



Jahrhunderts eine neuartige Schüssel: Ein umgeschlagener, hochgestellter Rand mit Innenkehle, ein randständiger Bandhenkel und ein abgesetzter, zur Mitte hin hochgewölbter Standboden bestimmen die Form von **Typ 14** (Tafel 110,1). Mit diesem Typ vergesellschaftet sind zwei Formvarianten, wovon die eine **Typ 15** bei gleichbleibender Grundform – jedoch ohne Wanddekor – einen stärker unterschrittenen Rand hat, die andere Variante **Typ 16** bei einem geschwungeneren Konturenverlauf eine fein profilierte Randaussenseite aufweist (Tafel 110,4). Schliesslich entwickelte sich aus Typ 14 die im 17. Jahrhundert weit verbreitete Leitform **Typ 17** (Tafel 121,1–2), die bei der malhornverzierten Irdenware zum beliebten Bildträger wurde (Tafel 121,4).

Folgende Beispiele (Tafel 74,6; Tafel 85,4) aus dem ausgehenden 15. Jahrhundert weichen formal von den konischen Schüsseln ab und bekunden einen neuen Funktionstyp: Es handelt sich um eine zylindrisch hochgezogene, dünnwandige, feine Schüssel mit verdicktem, entweder umgeschlagenem Rand **Typ 18** (Tafel 74,6) oder hochgestelltem Rand (Tafel 85,4) **Typ 19**. Die Art der Handhabe unterscheidet sich von derjenigen der konischen Schüsseltypen insofern, als dass hier ein unterrandständiger Bandhenkel (oder zwei) auf der Gefäss-

mitte appliziert ist. Feine Wandriefen betonen den Gefässbauch. Mit einer Formveränderung im Randbereich – der Rand wurde leicht verdickt nach aussen umgeschlagen und unterschritten, so dass gleichzeitig eine Innenkehle entstand – und der nun beinahe senkrecht hochgezogenen Wand mit zwei tiefsitzenden Bandhenkeln wird Typ 19 bis in das 17. Jahrhundert hinein beibehalten.

Mit den jüngsten Schüsseln aus der Latrine Münsterplatz 16 (Typ 13 und 17; Tafeln 120–121), die in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts datieren, sind Formen und Techniken greifbar, die in der neuzeitlichen Gefässkeramik weiterleben. Das Wesentlichste ist, dass sich der Dekor von der als Schauseite angesehenen Aussenseite nun auf die Innenseite verlagert und die Verzierungen nicht mehr eingeritzt oder plastisch geformt sind, sondern dass das Bild, die Zeichnung und die Polychromie Eingang in das bisher schlichte Töpferhandwerk gefunden haben.

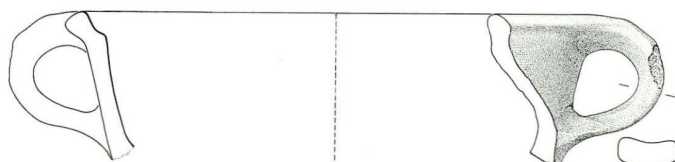
In Konstanz liegen aus verschiedenen Fundkomplexen weitgehend identische Objekte vor. So sei vor allem auf eine Schüssel aus der Töpferwerkstatt/Brückengasse 7 hingewiesen, die eine den Reischacherhof-Schüsseln analoge Formgebung aufweist und in der Bildmitte die Jahreszahl 1678 trägt¹⁸⁹.

Abschliessend sei festgehalten, dass die vielfältigen Schüsselformen, zum Teil handelt es sich um Unikate, hinsichtlich ihrer Warenart dennoch eine Gruppe bilden und, dass deshalb die reine Formenanalyse ohne Berücksichtigung der Warenart zu unvollständigen Resultaten führt. Gerade die Differenzierung der Schüsseln im 15. Jahrhundert hat nichts mit einer Formentwicklung zu tun, sondern zeigt vielmehr eine Palette an dekorativen Schüsselformen ein und desselben Zeitraums. Schliesslich war die Schüssel eine geeignete und aufgrund der Verwendung als Tafelgeschirr beliebte Form, die im Sinne der schöpferischen Freiheit von den Töpfern spielerisch und mit – wenn auch bescheidener – Phantasie abgeändert worden ist.

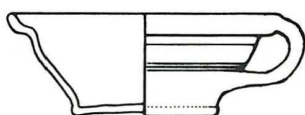
4.2.3 Doppelhenkelschüsseln

Grossformatige Doppelhenkelschüsseln sind erstmals in Fundzusammenhängen des 15. Jahrhunderts nachgewiesen worden (Abb. 81; Tafel 57,5; Tafel 67,4). Auffallend ist deren überdurchschnittliche Grösse und die grobe Beschaffenheit; die Schüsseln sind äusserst dickwandig. Der Randabschluss mit Innenkehle ist sichelförmig; in einem Fall war ein flacher, abgesetzter Standboden erhalten (Tafel 57,5). Ähnliche Funk-

Abb. 81 Doppelhenkelschüssel. Aeschenvorstadt 2. Erste Hälfte 15. Jahrhundert. Vgl. Taf. 57,6. – Massstab 1:4.



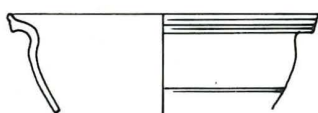
Typ 14



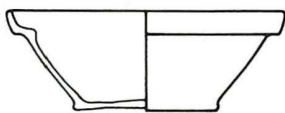
Typ 15



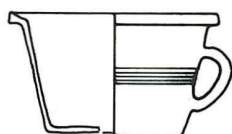
Typ 16



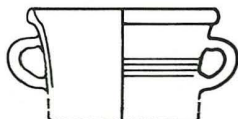
Typ 17



Typ 18



Typ 19



tionstypen sind in Konstanz/Fischmarkt in Siedlungsschichten des 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts zutage getreten¹⁹⁰. Mit einem Raddurchmesser um 40 cm sind sie etwa gleich gross wie die Basler Schüsseln. Wie bereits Junkes darauf hingewiesen hat, liegen aus dem nordwestschweizerischen Raum ähnliche Gefässe lediglich in einem Fundkomplex des 15. Jahrhunderts vom Lindenhof in Zürich vor¹⁹¹.

Die Basler Beispiele datieren in die erste Hälfte bis Mitte des 15. Jahrhunderts und finden sich in jüngerer Zeit nicht mehr. Die formal analogen Beispiele aus Konstanz hingegen datieren in das ausgehende 15. und in das 16. Jahrhundert, laufen aber bis in die Neuzeit weiter.

4.2.4 Schalen

Schalen aus Keramik zählen in Basel zu den selteneren Tischgefässen. Da es sich bei den Funden stets um Einzelstücke handelt, wurde keine Typendifferenzierung vorgenommen.

Das älteste Fragment einer Schale stammt aus der Grubeneinschüttung Aeschenvorstadt 2 (Tafel 57,8). Die Wandung ist leicht schräg ansteigend und endet in einem einfachen, abgerundeten Rand. Die Schale ist reduzierend gebrannt und beidseitig geglättet. Die ovale Gesamtform dürfte von Hand hergestellt sein. Aus dem 14. und 15. Jahrhundert sind bislang keine weiteren Schalen bei Basler Ausgrabungen bekannt geworden.

Ein weiteres Fragment einer Schale entstammt dem Fundmaterial Nadelberg 37 (Tafel 76,3). Die kaum mehr erkennbare olive Innenglasur findet sich auf vergleichbaren Schalen aus Konstanz, die dort in annähernd jedem Grabungsfund vorkommen und im 14. Jahrhundert als beliebter Artikel gehandelt wurden (Tafel 76,4–5)¹⁹². Das Basler Schälchen entspricht in der Form und Grösse – der Gefässdurchmesser misst rund 10,6 cm¹⁹³ – den Konstanzer Exemplaren. Da Schälchen dieser Art in Basel ansonsten fehlen, scheint es sich hier um als Verpackung – für Gewürze oder Ähnliches – verwendetes, möglicherweise von Konstanz nach Basel transportiertes «Importgut» zu handeln¹⁹⁴.

Um ein weiteres Einzelstück und Unikum handelt es sich bei einer Schale von grober und schwerer Machart (Tafel 113,3). Die schlichte Form erinnert an römische Schalen, doch spricht der Fundzusammenhang für eine Datierung in das ausgehende 16. Jahrhundert. Die Schale mit abgesetztem Standfuss ist aus grob gemagerter, unglasierter Irdenware hergestellt; die Aussenseite wurde mit einem feinen Schlicker engobiert.

Zum erweiterten Tafelgeschirr der frühen Neuzeit zählen glasierte oder malhornbemale Schalen mit verzierten Handhaben. Zu dieser Art gehören zwei Gefässe aus der Latrineneinfüllung Münsterplatz 16 (Tafel 121,5–6), wovon die eine Schale (Tafel 121,5) die Form der mit ihr vergesellschafteten Schüsseln aufweist; die Innenseite ist wie bei den Schüsseln mit einem Malhorndekor versehen. Die napfförmige Schale mit ursprünglich zwei herzförmigen, seitlich applizierten Griffappen (Tafel 121,5) entwickelt sich im Laufe der Neuzeit

zu einem weit verbreiteten und beliebten Tafelgefäss, das als Suppenschüsselchen oder Trinkschale Verwendung fand.

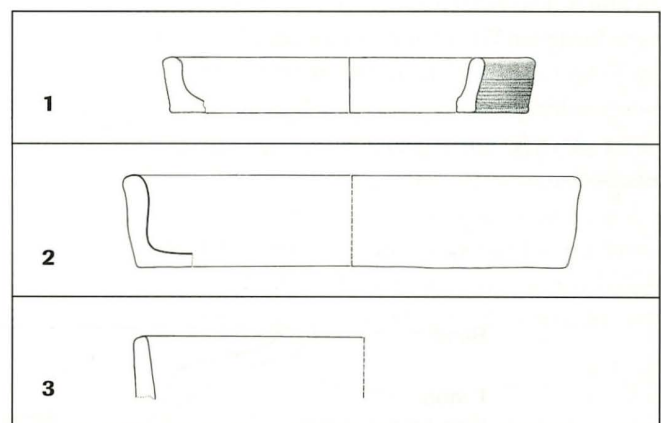
Entsprechende Griff- oder Henkelschalen waren im 17. Jahrhundert beliebte Bildträger und fanden im deutschsprachigen Raum weite Verbreitung¹⁹⁵. Charakteristika von Beispiel 2 (Tafel 121,6) sind ein hochgestellter, aussen spitz abgehobener Rand mit zwei seitlich applizierten kordelförmigen Bügelhenkeln und ein flacher Boden mit Standing. Die Innenseite ist mit einer honiggelben Glasur überzogen.

4.2.5 Platten

Die wenigen Platten im untersuchten Fundmaterial datieren vorwiegend ins 15. Jahrhundert und unterscheiden sich formal kaum voneinander. Das älteste Exemplar stammt aus der Ausgrabung an der Rittergasse 29 und ist nach dem Stadtbrand von 1417 in den Boden gelangt (Abb. 82.1 und Tafel 43,4). Der fragmentarische Zustand erlaubt folgende Rekonstruktion: Die Platte ist nur 3 cm hoch, dafür aber sehr dickwandig. Die beinahe senkrecht hochgezogene Wand endet in einem abgerundeten Rand. Der Boden ist flach und leicht abgesetzt. Die Wandung zeigt einen gleichmässigen Riefendekor. Ein analoges Beispiel liegt aus dem Fundkomplex Bäumleingasse 1–7 aus der Mitte des 15. Jahrhunderts vor (Abb. 82.2 und Tafel 68,6). Diese Platte hat einen etwas höheren Körper (5 cm) und ist innen grün auf weisser Engobe glasiert. Ein drittes Randfragment vom Nadelberg 37 (Abb. 82.3 und Tafel 76,2) darf aufgrund der senkrecht gestellten Wandung und der auffallenden Dickwandigkeit demselben Funktionstyp zugeordnet werden.

Wegen der unregelmässigen Form ist bei den meisten Beispielen der Durchmesser nicht zu ermitteln. Es muss daher offen bleiben, ob die aufgeführten Platten von runder, leicht ovaler oder länglicher, beinahe rechteckiger Form waren. Die ungleichmässige Formgebung deutet darauf hin, dass dieses Gefäss – im Spätmittelalter eine Ausnahme – von Hand geformt worden ist.

Abb. 82 Platten. 15. Jahrhundert. 1 Rittergasse 29 (Taf. 43,4), 2 Bäumleingasse 1–7 (Taf. 68,6), 3 Nadelberg 37 (Taf. 76,2). – Massstab 1:4



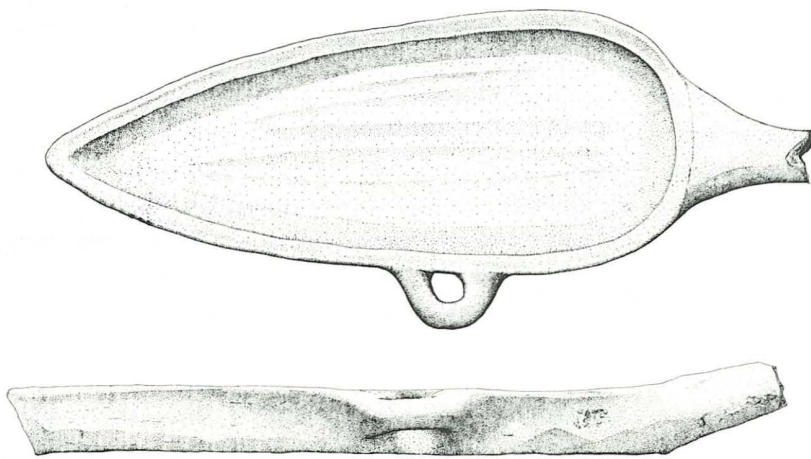


Abb. 83 Ovale Platte mit farbloser Innenglasur. Rittergasse 5/Areal Bischofshof. Frühes 15. Jahrhundert.

Eine Platte aus dem 1972 publizierten Fundmaterial Basel-Rittergasse 5/Areal Bischofshof¹⁹⁶ zeigt eine ovale, spitz zulaufende Form mit Grifftülle und einem seitlichen Ösenhenkel. Die Platte ist innen glasiert und datiert in das frühe 15. Jahrhundert (Abb. 83).

Eine formal ähnliche Platte, jedoch mit einem zweiten Ösenhenkel anstelle der Grifftülle und einer grünen Innenglasur auf weisser Engobe, ist aus einem Fundkomplex aus dem Elsass/Artolsheim (F) bekannt und wird ebenfalls in das 15. Jahrhundert datiert¹⁹⁷.

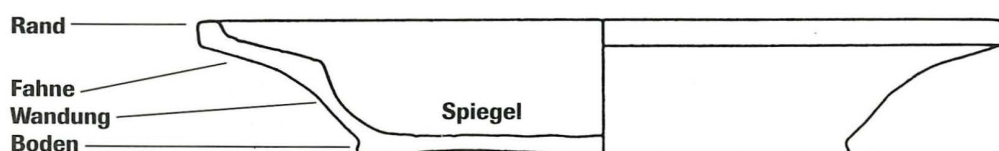
Dass dieser Funktionstyp keine lokale Erscheinung ist und auch noch im 17. Jahrhundert bei der Speisezubereitung Verwendung fand, bestätigt eine rechteckig geformte, tiefe Platte aus dem Fundmaterial Kornmarkt/Hildesheim mit einer Ausgusschnappe und einer auf der gegenüberliegenden Seite angebrachten, schräg hochgestellten Grifftülle¹⁹⁸. In Konstanz wurden ähnliche Platten bereits im 14. Jahrhundert hergestellt¹⁹⁹. Die in Basel eher seltenen Platten aus Keramik dürften seit dem beginnenden 15. Jahrhundert in jedem grösseren Haushalt verwendet worden sein.

4.2.6 Teller

Obschon Teller aus Holz oder Metall seit dem 13./14. Jahrhundert als Tafelgeschirr Verwendung fanden, wurden sie erst in der frühen Neuzeit aus Keramik hergestellt²⁰⁰. Es ist offensichtlich, dass Teller aus Keramik erst mit dem Aufkommen der verschiedenen Verzierungsarten – wie Malhorn und Sgraffito – im ausgehenden 15. Jahrhundert und dann vor allem im 16. Jahrhundert produziert wurden. Die offenen, flach geformten Teller boten für einen gemalten oder geritzten Dekor geeignete Bildflächen.

Formale Unterschiede sind im Aufbau und bei der Gliederung von Spiegel, Wandung und Fahne erkennbar; dabei können fünf Typen unterschieden werden. **Typ 1** (Abb. 84), der in das ausgehende 15. Jahrhundert datiert und zu den frühesten, bis jetzt bekannten irdenen Tellerformen gehört, zeichnet sich durch eine geringfügig gebauchte Wandung und eine kurze Fahne aus (Tafel 86,2). **Typ 2** (Tafel 111,2) aus dem 16. Jahrhundert hebt sich vom vorangehenden Beispiel durch eine kürzere Wandung und die wegen des kantigen Randes entsprechend längere Fahne ab. Auf der Aussenseite sind Wandung und Fahne durch einen Umbruch/Knick unterteilt. Die Charakteristika von **Typ 3** (Tafel 111,1) sind ein rechteckig abgeschnittener Rand, ein abgesetzter Standboden mit Standing sowie eine schräge Fahne und eine steile Wandung, die sich nur auf der Innenseite durch einen Knick voneinander abheben – auf der Aussenseite ist der Übergang fließend. **Typ 4** (Tafel 85,4) unterscheidet sich bei gleichbleibendem Aufbau lediglich durch den zu einem Keulenrand mit verdicktem Abschluss ausgeformten Rand. Schliesslich führt diese Formvariante durch einen auf der Aussenseite deutlich profilierten Keulenrand zu **Typ 5** (Tafel 110,5). Während im 16. Jahrhundert Typ 2 und 3 miteinander vergesellschaftet waren, werden diese im 17. Jahrhundert von den jüngeren Formvarianten abgelöst (Abb. 84).

Die verschiedenen Nuancen bei der formalen Gestaltung und beim Dekor sowie die Grössenunterschiede bezeugen eine auch bei den Tellern grosse Formenvielfalt. Die geringe Zahl an Tellerfragmenten im Fundgut archäologischer Grabungen ist wohl darauf zurückzuführen, dass einerseits bis in das 17. Jahrhundert hauptsächlich Holzteller verwendet wurden, andererseits das Tischgeschirr eine längere Lebensdauer hatte. Die bemalten und verzierten Teller waren wohl weniger ein alltäglicher Gebrauchsgegenstand, als ein auf Küchen- oder Zimmerregalen anzutreffendes Schaustück und fanden nur bei beson-




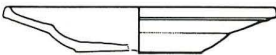
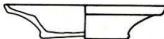
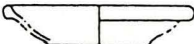
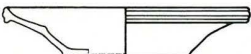
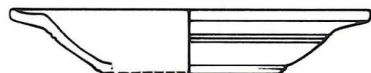
	Typ 1	Typ 2	Typ 3	Typ 4	Typ 5
Teller					
2. H. 13. Jh.					
Vor 1356					
Vor 1417					
Vor 1422/23					
Ende 14. Jh. bis um 1450					
Mitte 15. Jh.					
2. H. 15. Jh.	+			+	
Ende 15./1. H. 16. Jh.					
2. H. 16. Jh.		+	+		+
1. H. 17. Jh.			+	+	

Abb. 84 Teller. Übersicht der Typen und deren Häufigkeit in den einzelnen Epochen.

Legende:

● mehr als 100. ■ mehr als 40. ▲ 10 und mehr. + unter 10. (Mindestobjektzahl)

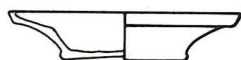
Typ 1



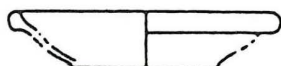
Typ 2



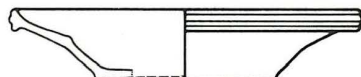
Typ 3



Typ 4



Typ 5



deren Anlässen Verwendung. Der Abnutzungsgrad bei Tellern – was für alle Tischgefäße gilt – ist dementsprechend gering.

Ein überregionaler Vergleich mit dem Fundmaterial der Fischmarktgrabung/Konstanz, welches in das ausgehende 15./beginnende 16. Jahrhundert datiert, zeigt, dass dort kein einziger Teller vorhanden ist. Desgleichen waren auch im Raume Baden-Württemberg in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts noch keine irdenen Teller bekannt. Diese wurden hier erst in der Mitte oder in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts geläufig²⁰¹.

4.2.7 Deckel

Die Deckel, die als Verschluss der Töpfe, Dreibeintöpfe und Henkeltöpfe dienten, mussten sich in der Grösse und Form der jeweiligen Gefässmündung anpassen. Während bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts eine Vielfalt an Deckelformen produziert worden ist, war im ausgehenden Mittelalter nur noch ein uniformer Typ in Gebrauch.

Die im zur Diskussion stehenden Zeitraum ältesten Deckel stammen aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts und sind

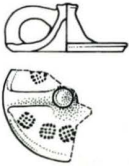
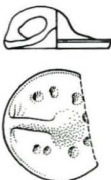
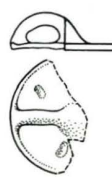
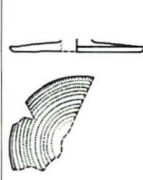
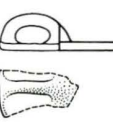
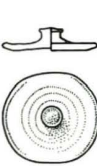
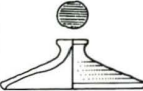
Deckel	Typ 1	Typ 2	Typ 3	Typ 4	Typ 5	Typ 6	Typ 7
							
2. H. 13. Jh.	+	+		+	+		
Vor 1356	⊕ (1)	■	+	▲	▲	▲	
Vor 1417							+
Vor 1422/23							+
Ende 14. Jh. bis um 1450							+
Mitte 15. Jh.							▲
2. H. 15. Jh.							▲
Ende 15./1. H. 16. Jh.							+
2. H. 16. Jh.							+
1. H. 17. Jh.							+

Abb. 85 Deckel. Übersicht der Typen und deren Häufigkeit in den einzelnen Epochen.

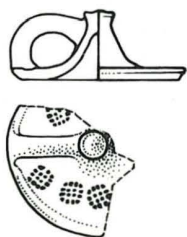
Legende:

● mehr als 100. ■ mehr als 40. ▲ 10 und mehr. ⊕ unter 10. (Mindestobjektzahl)

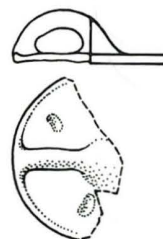
von einer allgemein groben Machart, die Oberfläche ist in der Regel verziert. Die flachen Deckel können in sieben Typen unterteilt werden. **Typ 1** (Abb. 85 und Tafel 6,1) zeichnet sich durch ein hochgewölbtes Zentrum aus, welches in einem Knauf endet, und ist zusätzlich mit einem Bügelhenkel versehen. Die

zweite Deckelform **Typ 2** (Tafel 19,1–4 und Tafel 34,6) hat immer einen vom Zentrum zum Rand führenden Bügelhenkel. Die Oberfläche ist mit unregelmässig eingedrückten Stempeln (mehrheitlich Gittermuster) verziert (Tafel 6,1), oder es wurden mit den Fingerkuppen oder dem Fingernagel Mulden oder

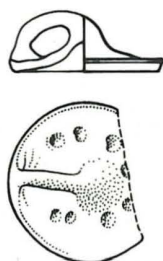
Typ 1



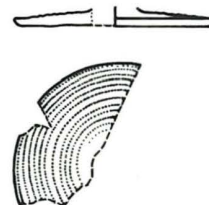
Typ 3



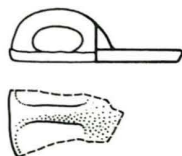
Typ 2



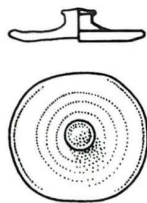
Typ 4



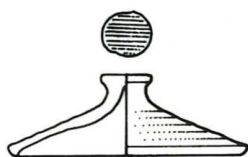
Typ 5



Typ 6



Typ 7



Kerben in die Oberfläche eingedrückt (Tafel 6,4–5; Tafel 19; Tafel 34,6–7). Als **Typ 3** (Tafel 19,6–7; Tafel 20,1–3; Tafel 43,7) wird ein Deckel mit flacher Unterseite und einem randständigen oder zentralen Bügelhenkel bezeichnet. Nebst Mulden oder Kerben sind bei **Typ 4** neu umlaufende Rillen zu beobachten (Tafel 20,2–3). Die bis jetzt angesprochenen Deckeltypen sind in Basler Fundschichten der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts häufig vertreten²⁰².

Die Deckel der fünften Gruppe **Typ 5** tragen keinerlei Dekor mehr (Tafel 20,4–5). Erst in Vergesellschaftung mit den ältesten Karniesrandtöpfen, den Dreibeintöpfen und Bügelkannen mit Innenkehle und den innen glasierten Dreibeinpfannen tritt eine in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts innovative Form auf: **Typ 6** ist ein Flachdeckel mit erhöhter Peripherie und zentralem Griffknauf (Tafel 20,6–7; Tafel 35; Tafel 40,4–5; Tafel 41,1–2; Tafel 42,3). Dieser Deckeltyp fehlt im gesamten Fundinventar der Latrinen von Basel-Augustinergasse 2, ist jedoch im typologisch jüngeren Fundensemble aus Keller 6 (*Terminus ante quem* 1330/1340) vertreten.

Die Deckeltypen im Fundensemble Marktplatz 11 zeigen eine grosse Formenvielfalt hinsichtlich ihrer Knaufgestaltung, die vom einfachen (Tafel 40,4) zum kreuzförmigen Knauf (Tafel 41,2) reicht. Zusammen mit dem in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts datierten Münztopf Nadelberg 8 wurde ein Flachdeckel (Tafel 42,3) geborgen, der vermutlich als Verschluss desselben diente, zumal er in die Mündung des Topfes passt (siehe Rekonstruktion Tafel 42).

Die Flachdeckel Typ 6 können zeitlich sehr eng eingegrenzt werden. In Fundkomplexen aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ist er noch gänzlich unbekannt, in Fundzusammenhängen der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts hingegen mehrfach belegt; er wird jedoch im Laufe der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts bereits durch einen jüngeren Deckel –

den konischen Knaufdeckel – Typ 7 ersetzt (Tafel 50,10; Tafel 57,10; Tafel 69,5–13). Dieser jüngste Deckel **Typ 7** zeichnet sich nicht nur durch seine einheitliche Formgebung aus, sondern er ist auch mehrheitlich reichlich grob gemagert und überwiegend oxidierend gebrannt. Reduzierend gebrannte Knaufdeckel sind seltener, wurden jedoch bis ins 16. Jahrhundert neben den oxidierend gebrannten Deckeln produziert.

Eine typologische und chronologische Feinunterteilung ist wegen der über Jahrhunderte gleichbleibenden Form nicht sinnvoll. Die feinen Nuancen bei der Randprofilierung sind letztlich auch von der Randausformung des zu bedeckenden Gefässes abhängig. Erst in der frühen Neuzeit zeigt sich auch bei den Deckeln eine gewisse Verfeinerung der Machart bei gleichbleibender Grundform (Tafel 124,9).

4.3 Sonderformen

In die Kategorie der Sonderformen fallen all jene Objekte, die keiner regionalen Leitform zugeordnet werden können, nur selten oder vereinzelt auftreten und eine ganz spezielle Funktion haben. Bei den Einzelformen können keine Typen unterschieden werden.

4.3.1 Bügelgefässe

Betrachtet man das gesamte Formenspektrum aus der Stadtgrabeneinfüllung, Leonhardsgraben/Phase II, so fällt auf, dass gerade in diesem Schichtpaket auffallend viele Sonderformen vertreten sind. Besondere Aufmerksamkeit verdient ein zylinderförmiger Becher mit gewellter Wandung und Bügelhenkel, dessen Aussenseite mit einer farblosen Glasur überzogen ist (Tafel 18,11). Abgesehen von einem zweiten Fragment eines gleichermassen glasierten Bügelhenkels mit kreuzförmigem Einstichmuster (Tafel 18,13), der möglicherweise derselben Gefässart zugeordnet werden kann, fehlt es auch hier an regionalen und überregionalen Parallelen. Ein zwar formal abweichendes, aber wohl zu gleichem Zweck verwendetes Gefäss liegt aus der mittelalterlichen Wüstung Arisdorf/Schöffleten vor, das ebenfalls als Unikat bezeichnet wird (Tafel 18,12)²⁰³. Ob es sich bei diesen Einzelstücken um lokale Produktionen oder um Importstücke aus einer anderen «Keramikregion» handelt, lässt sich derzeit nicht ausmachen.

4.3.2 Siebgefässe

Siebgefässe aus Keramik wurden zum Zwecke einer speziellen Be- oder Verarbeitung von Nahrungsmitteln seit der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts hergestellt. Leider sind die Siebgefässfragmente aus dem zur Diskussion stehenden Zeitraum so stark fragmentiert, dass eine Gefässrekonstruktion nicht möglich ist. Deswegen können auch keine Typen definiert werden. Die den Siebgefässen zuweisbaren Funde werden lediglich in chronologischer Reihenfolge einzeln vorgestellt.

Die ältesten Siebgefäße im Fundmaterial stammen aus dem ausgehenden 13./beginnenden 14. Jahrhundert. Ein Bodenfragment mit flachem Standboden zeigt eng anliegende Sieblöcher (Tafel 18,4); bei einer zweiten Bodenscherbe ist der Boden in grösseren Abständen perforiert (Tafel 18,5 und Abb. 86). Beide Gefäße sind unglasiert und reduzierend gebrannt (Warenart I.2, S. 116). Die Bodenfragmente weisen ein mit den vergesellschafteten Töpfen übereinstimmendes Profil auf.

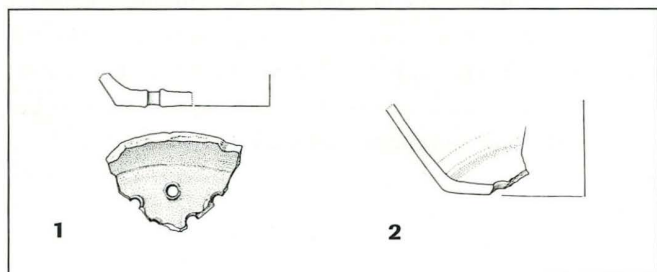


Abb. 86 Bodenfragmente von Siebgefässen. Ausgehendes 13./beginnendes 14. Jahrhundert. 1 und 2 Leonhardsgraben 47 (Taf. 18,4 und 18,5). – Massstab 1:4.

Eine weitere Bodenscherbe mit perforierter Standfläche stammt aus der Stadtgrabeneinfüllung/Phase III (Tafel 24,2) (ab zweite Hälfte 14. Jahrhundert) und zeigt im Gegensatz zu den vorausgehenden Beispielen einen abgesetzten, leicht hochgewölbten Boden, dessen Wandungsansatz eingezogen ist und eine steile Wandung erahnen lässt. Hierzu gibt es ein ähnliches Siebgefäß mit steil aufgehender Wandung und perforiertem Boden aus einem Fundkomplex des ausgehenden 16. Jahrhunderts (Tafel 113,1 und Abb. 87).

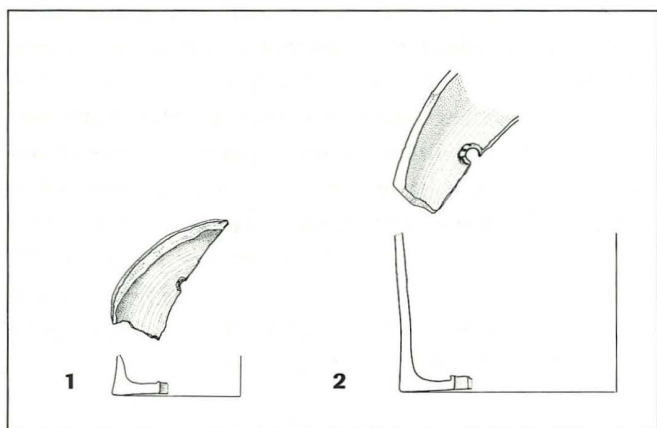


Abb. 87 Bodenfragmente von Siebgefässen. Ausgehendes 16. Jahrhundert. 1 Leonhardsgraben 47 (Taf. 24,2), 2 Petersgraben 47–55 (Taf. 113,1). – Massstab 1:4

Aus dem 15. Jahrhundert stammt ein aussergewöhnliches Siebgefäßfragment, das sich aufgrund der dicht perforierten Fläche und der grün glasierten Aussenseite von den vorab erwähnten Beispielen formal und qualitativ abhebt (Tafel 69,2). Diesem Gefäß ist das formal ähnliche Randfragment aus

einem hundert Jahre jüngeren Fundkomplex zur Seite zu stellen, das einen offenen Körper mit verdicktem Rand und eine bis unter den Rand dicht perforierte Wandung hat (Tafel 113,2 und Abb. 88).

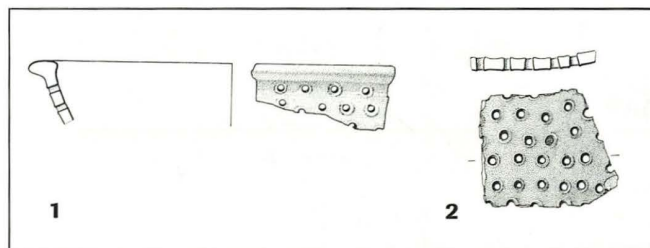


Abb. 88 Rand- und Wandfragmente von Siebgefässen. 1 Petersgraben 47–55 (Taf. 113,2), 2 Bäumleingasse 1–7 (Taf. 69,2). – Massstab 1:4.

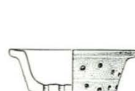


Abb. 89 Siebgefäß in Miniaturform. Münsterplatz 16. Erste Hälfte 17. Jahrhundert (Taf. 124,8). – Massstab 1:4.

Die kleinformatige, innen grün glasierte Miniatursiebschüssel zeigt einen schüsselartigen Körper mit flachem Standboden und horizontal umgeschlagenem Rand mit abgebrochenem, randständigem Bandhenkel (Abb. 89). Der Boden und die Wandung sind durchbohrt. Da Miniaturgefäße in der Regel dieselbe Form aufweisen wie die Gebrauchsgefäße der gleichen Gattung, liegt hier eine mögliche Formvariante eines in der frühen Neuzeit gebräuchlichen Siebgefäßes vor: konisch, schüsselförmig, mit flachem Standboden und umgeschlagenem Rand.

4.3.3 Essenträger

Um eine bislang einzigartige Sonderform im Raume Basel handelt es sich bei dem offenen, leicht bauchigen Gefäß mit Bügelhenkel, welches in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts datiert (Abb. 90 und Tafel 33,2). Den bauchigen Körper mit flachem Standboden zieren zwei Wandriefen. Auffallend an diesem Gefäß sind die eingezogene, karniesartig profilierte Randpartie und der breite Bügelhenkel. Die Waren- und Machart entsprechen der regionalen Keramik aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts.

Formal ähnliche, jedoch jünger datierte Gefäße kennen wir aus Hildesheim (Tafel 33,4)²⁰⁴. Die im Allgemeinen etwas höher und schlanker geformten Behälter mit Bügelhenkel und einer Innenglasur werden als Essenträger bezeichnet, was auch auf die ursprüngliche Funktion dieser – für den zur Diskussion stehenden Zeitraum einzigartigen – Form hinweist. Ihr lag möglicherweise ein geflochtener Korb mit Henkel als Vorbild zugrunde (Abb. 91)²⁰⁵. Ein ähnliches Gefäß findet sich auf einer Miniatur bei Thomasin von Zerclaere²⁰⁶. Die als falsche Frau bezeichnete Figur trägt in ihrer rechten Hand ein mit Honig gefülltes Henkelgefäß (Tafel 33,3).



Abb. 90 Essenträger. Andreasplatz 7–12.
Erste Hälfte 14. Jahrhundert.

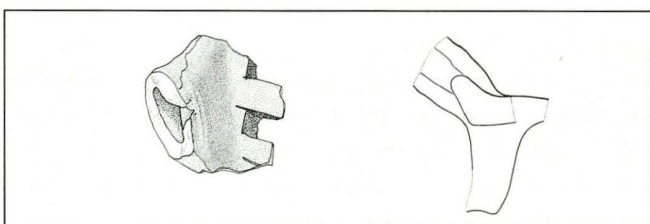


Abb. 93 Grillpfanne aus einem Fundkomplex vom Weisenhausplatz in Pforzheim. 16. Jahrhundert.



Abb. 91 Ausschnitt aus einem Altarflügel mit der Darstellung der Entstehung von Christi ungenähtem Rock, Meister Bertram, Buxtehuder Altar, vor 1415.

Abb. 92 Fragment einer Grillpfanne. Zweite Hälfte 15. Jahrhundert, Nadelberg 20 (Taf. 86,6). – Massstab 1:4.

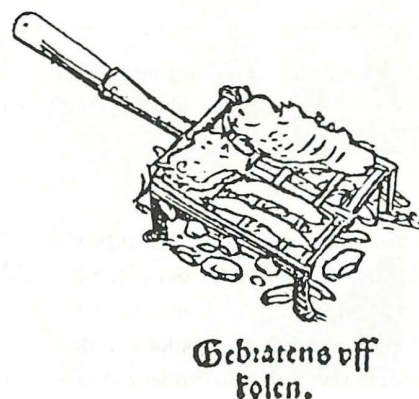


4.3.4 Grillpfannen

Im Fundensemble Nadelberg 20 aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts war das Fragment einer Dreibeinpfanne mit durchbrochenem Boden enthalten (Tafel 86,6 und Abb. 92). Die Bodenunterseite ist durch den Gebrauch im Feuer stark brandgeschwärzt. Die regelmässig angeordneten Aussparungen entsprechen formal einem ansonsten in Metall hergestellten Bratrost oder der sog. «Grillpfanne». Diese Deutung beruht auf der Interpretation eines ganz erhaltenen Objektes aus dem 16. Jahrhundert im Fundmaterial eines Klosters in Pforzheim (Abb. 93). Das von der Autorin²⁰⁷ als «Dreibeinrechaud» bezeichnete Objekt weist auf der Schauseite eine grüne Glasur auf und hat ebenfalls eine vom Feuer geschwärzte Bodenunterseite.

Die hier vorliegenden Grillpfannen könnten möglicherweise die irdenen Varianten der in den zeitgenössischen Küchenillustrationen abgebildeten, meist aus Metall bestehenden, rechteckigen Bratroste sein (Abb. 94).

Abb. 94 Bratrost mit der Beischrift: «Gebratens uff kolen». Aus: Schachttafeln der Gesundheit 1533.



4.4 Sonstige Haushaltsgeräte

4.4.1 Blumentöpfe

Dass es bereits im Mittelalter Gefässe gab, die als Blumentöpfe im heutigen Sinne Verwendung fanden, zeigen uns die zeitgleichen ikonographischen Quellen. Auf einer um 1420 entstandenen Tafel, die dem Meister des Paradiesgärtleins zugeschrieben wird und möglicherweise von einem Marienaltar des Strassburger Münsters stammt, ist auf der linken Bildhälfte im Vordergrund ein irdener Topf mit einer zinnenartigen Randpartie abgebildet²⁰⁸. Aus dem Topf, der auf dem Fussboden steht, ragt eine Pflanze hervor. Mag in vorliegendem ikonographischem Zusammenhang der Pflanze symbolhafter Gehalt zukommen, so weist die Abbildung dennoch darauf hin, dass in den Stuben der gehobenen Bürgerschicht²⁰⁹ durchaus Zierpflanzen in entsprechenden Tongefässen gehalten wurden.

Blumentöpfe auf einem Fenstersims erkennt man auf der Mitteltafel des Hochaltars im Braunschweiger Dom (Abb. 96a)²¹⁰. Die um 1505 entstandene Tafel zeigt die Verkündigung des Pilatus-Urteils (Ecce homo). Die christliche Thematik ist in eine spätmittelalterliche Strassenszenerie eingebettet. Das Geschehen ereignet sich vor einem Rathausgebäude (praetorium), an dessen Fassade ein Brettergestell befestigt ist, auf dem drei hohe, Blumen und Pflanzen enthaltende Töpfe als Fassadenschmuck zu Repräsentationszwecken stehen.

Irdene Gefässe, die als Blumentöpfe gedeutet werden, zeichnen sich durch eine hohe, beinahe zylindrische Form und einen verzierten Rand aus. Eine im Basler Fundmaterial weit verbreitete Form der Blumentöpfe sind die seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts belegten steilwandigen Gefässe mit schüsselartigen, verdickten und dekorativ profilierten Rändern (Tafel 79,2; Tafel 86,5; Tafel 109,4; Abb. 95). Es gibt glasierte und unglasierte Blumentöpfe. Bei den glasierten Blumentöpfen

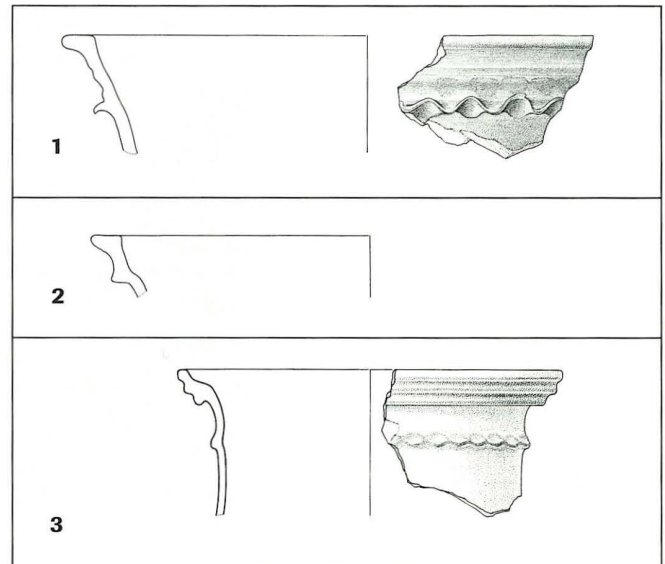


Abb. 95 Blumentöpfe. Randfragmente. Zweite Hälfte 15. Jahrhundert. 1 Nadelberg 37 (Taf. 79,2), 2 Nadelberg 20 (Taf. 86,5), 3 Petersgraben 47–55 (Taf. 109,4). – Massstab 1:4.

fen ist die Glasur stets auf der Gefässaussenseite angebracht, sie erfüllt hier eine reine Zierfunktion.

Sonderformen dieser Art erbringen den Nachweis, dass nebst der Geschirrkemik eine grosse Vielfalt an keramischen Gebrauchsgeräten und -objekten – wie wir sie zum Teil heute noch verwenden – den spätmittelalterlichen Haushalt bereicherten. Wobei nachdrücklich darauf hingewiesen sei, dass die Ausschmückung der Wohnstube mit Zier- und Nutzpflanzen in entsprechenden Gefässen wohl nicht allgemein üblich war und meines Erachtens auf den Wohlstand der entsprechenden Familien hinweist. Zumal die nachgewiesenen Blumentöpfe alle aus Liegenschaften stammen, deren Bewohner der Oberschicht angehörten (Nadelberg 20, Nadelberg 37 und Petersgraben 47–55).

Abb. 96a Blumentöpfe aus Keramik auf einem Fenstersims. Ausschnitt aus einer Altartafel aus dem Braunschweiger Dom um 1505 mit der Verkündigung des Pilatus-Urteils (Ecce Homo).



Abb. 96b Blumentöpfe auf einem Holzschnitt zu einem Hausratsgedicht aus dem 16. Jahrhundert. Vgl. Hampe 1899, «Von allem Hawszrath».





Abb. 97 Innen grün glasierter Nachttopf. Münsterplatz 16. Erste Hälfte 17. Jahrhundert (Taf. 122,3).

4.4.2 Nachttöpfe

Als Nachttopf konnte irgend eine Schüssel oder ein Topf zweckentfremdet werden. Erst in Fundkomplexen des ausgehenden 16. Jahrhunderts sind Gefäße fassbar, die durch die Grösse, den breiten, zu einem kräftigen Sitzrand umgeschlagenen Rand mit Randverstärkung und zwei randständige Bandhenkel als Sonderformen auffallen und als Nachttöpfe gedeutet werden²¹¹ (Abb. 97; Tafel 112; Tafel 122,3). Die Töpfe sind jeweils auf der Innenseite gelb oder grün auf Engobe glasiert.

Zu den Basler Nachttöpfen lässt sich ein Vergleichsstück etwa derselben Zeitstellung aus Hildesheim anführen, das ebenfalls einen breiten Rand mit einer fingertupfenverzierten Randverstärkung aufweist und mit einer gelben Innenglasur versehen ist²¹².

Aus dem ausgehenden 15./beginnenden 16. Jahrhundert liegt ein Fragment mit einer steilen Wandung, einem horizontal umgeschlagenen, breiten Rand und einer mit Druckmulden verzierten Randverstärkung vor (Tafel 97,3). Die formale Gestaltung dieser Randscherbe erlaubt es, das Fragment einem Topf zuzuordnen, der mit nur geringfügigen Unterschieden den oben erwähnten Nachttöpfen aus dem ausgehenden 16. Jahrhundert entspricht. Interessant ist ferner die Tatsache, dass alle genannten Beispiele entweder aus Latrinengruben oder aus verlagerten Latrinensubstraten (siehe Petersgraben 47) stammen.

4.4.3 Sparhäfen

Fragmente von Sparhäfen werden immer wieder geborgen und ermöglichen uns unter anderem, das vergesellschaftete Fundmaterial einer bestimmten sozialen Schicht zuzuordnen. Vermögen anlegen kann nur derjenige, der über die nötigen Mittel verfügt, also einer bestimmten sozialen Schicht angehört. So verwundert es nicht, dass in der Planieschicht am Spalenberg

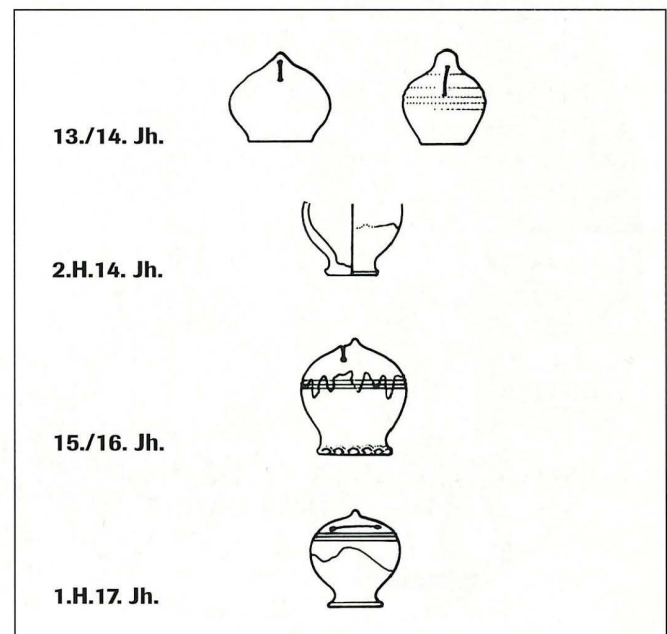
12, wo einer der ehemals bedeutendsten Profanbauten der Stadt stand, gleich zwei Fragmente von Sparhäfen zum Vorschein gekommen sind (Tafel 50,4–5). Die Sparhäfen zeichnen sich durch einen abgesetzten und eingezogenen Standfuss und einen kugeligen oder zwiebelartigen, geschlossenen Körper aus, dessen oberer Abschluss zipfelartig ausgezogen ist. In der oberen Hälfte der Wandung ist ein Schlitz für das Einwerfen der Münzen ausgespart.

Die Sparhäfen sind im allgemeinen aus einem feinen, kaum gemagerten Ton. Seit dem 14. Jahrhundert ist die obere Gefässhälfte grün oder gelb über einer Engobe glasiert.

Auch im Fundmaterial der Latrinenaufschüttung Spalenberg 40, wo allein die vergesellschafteten Glasfunde auf einen eher stattlichen Haushalt hinweisen, befindet sich ein beinahe unversehrter Sparhafen mit zwiebelartigem Körper und abgesetztem Wellenfuss (Tafel 97,4). Die obere Gefässhälfte ist bis über den feinen Riefendekor grün glasiert. Die Form des Sparhafens blieb bis in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts weitgehend unverändert (Tafel 124,1).

Bei der Formentwicklung der Sparhäfen lässt sich lediglich eine gewisse Verfeinerung in der Machart und bei der Herstellung feststellen, während die zwiebelartige Grundform über Jahre hinweg beibehalten wurde. Als Vorläufer sind die zwei münzdatierten Sparhäfen aus dem Fundkomplex Marktplatz 11 zu nennen (Tafel 38,4–5). Während die frühe Form (Tafel 38,4) mit gedrunenem zwiebelartigem Körper und vertikal eingeschnittenem Schlitz aus grauem, reduzierend gebranntem Ton noch in das ausgehende 13. Jahrhundert datiert werden kann, weist der zweite Sparhafen eine leicht abgeänderte Form und bereits eine farblose Aussenglasur auf oxidierend gebranntem Scherben auf (Tafel 38,5). Die Münzen, die alle in den Zeitraum von 1314–1340 gehören, datieren die Vergrabungszeit des jüngeren Sparhafens kurz nach 1340. Dieser Zeitstellung entspricht der leicht olive Glasurauftrag, der auch

Abb. 98 Sparhäfen.



auf den Dreibeinpfannen aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts zu finden ist.

Die Sparhäfen haben in Basel also eine lange Tradition und sind spätestens von der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts bis in das 17. Jahrhundert hergestellt und benutzt worden (Abb. 98).

4.4.4 Miniaturgeschirr

Miniaturgeschirr ist vom Spätmittelalter bis in die frühe Neuzeit regelmässig gefertigt worden und war offenbar schon damals ein beliebtes Kinderspielzeug. Küchen- und Tafelgeschirr wurde als Miniaturausgabe oft originalgetreu nachempfunden; nebst der Form entspricht aber auch die Warenart den Originalgefässen für Erwachsene (eine Ausnahme bilden die Tellerchen).

Die ersten Miniaturformen treten in Basel gesichert in Fundkomplexen aus dem 15. Jahrhundert auf. Nebenbei sei erwähnt, dass in Freiburg i.Bg. Miniaturgefässe bereits aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts bekannt sind²¹³. Ein aus demselben Zeitraum stammendes, bislang nicht zuordenbares Fragment eines kleinformatigen Gefässes mit zylindrisch hochgezogener Halspartie, Aussenriefen und einem umgeschlagenen Rand aus Basel könnte allerdings aufgrund des geringen Durchmessers ebenfalls als Miniatur-Dreibeintopf gedeutet werden (Tafel 18,7). Beliebt schienen die kleinen, innen glasierten Teller gewesen zu sein, die in das 15. Jahrhundert datieren, während die irdenen Teller in Originalgrösse damals noch nicht hergestellt wurden. Die beiden Tellerchen aus der Kellereinschüttung Bäumleingasse 1–7 (Tafel 69,3–4 und Abb. 99.1) aus der Mitte des 15. Jahrhunderts bestehen aus einer feinen Keramik; der eine Teller (Tafel 69,3) trägt auf der Innenseite einen weissen Tupfendekor unter dem farblosen Glasurauftrag. Aus dem ausgehenden 15. Jahrhundert stammen des Weiteren zwei beinahe identische Tellerchen (Abb. 99.2–4; Tafel 76,7–8; Tafel 86,3), die formal mit einem Teller aus dem gleich datierten Fundmaterial des Klosters Engental/Muttenz über-

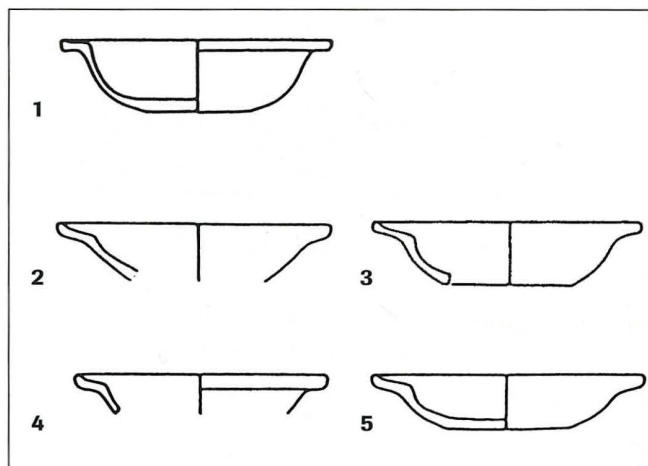


Abb. 99 Teller in Miniaturform. 15. Jahrhundert. 1 Bäumleingasse 1–7 (Taf. 69,3). 2 und 3 Nadelberg 37 (Taf. 76,7 und 8). 4 und 5 Nadelberg 20 (Taf. 86,3 und 4).

einstimmen (Abb. 99.5 und Tafel 86,4). Tellerchen dieser Art überwiegen beim Miniaturgeschirr.

Weniger häufig sind Miniaturformen beim Küchengeschirr; das Dreibeinpfännchen aus feiner glasierter Irdenerware stammt aus einem Fundzusammenhang des ausgehenden 15./beginnenden 16. Jahrhunderts (Tafel 98,1).

Ein beinahe vollständiger Geschirrsatz in Miniaturausgabe fand sich in der Latrineneinschüttung Münsterplatz 16 aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts (Tafel 124,3–8). Abgesehen vom Dreibeintopf sind hier fast alle Leitformen dieser Zeit – Henkeltopf, Dreibeinpfanne, Schüssel, Siebschüssel und ein Schälchen mit rechteckigen, vertikalen Aussparungen – vertreten. Auch hier entsprechen Form, Warenart und sogar Randprofile den Originalformen. Abbildung 100 zeigt die Gegenüberstellung von zwei Miniaturgefässen mit den damit vergesellschafteten Leitformen aus der Latrine Münsterplatz 16.

Für das Schälchen mit vertikalen Aussparungen (Tafel 124,7) existiert bislang kein Vergleichsobjekt in Originalgrösse.

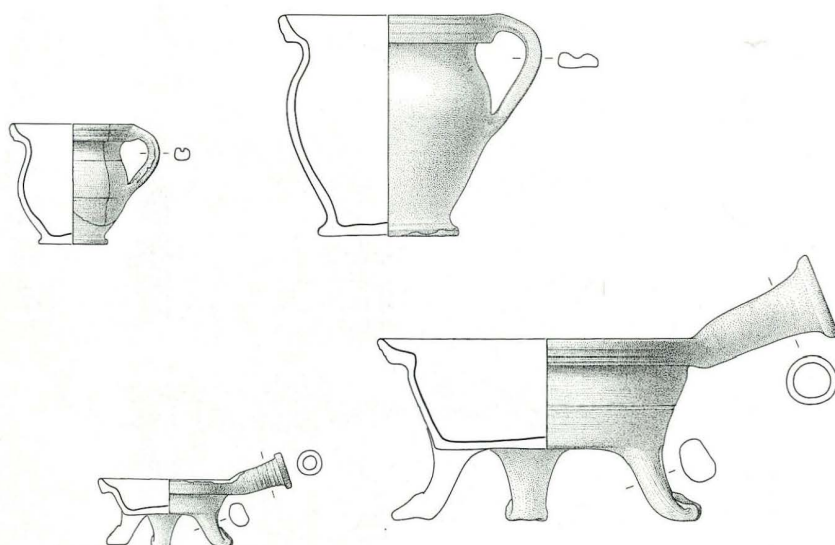


Abb. 100 Gegenüberstellung von zwei Miniaturgefässen und den damit vergesellschafteten Leitformen. Münsterplatz 16. Erste Hälfte 17. Jahrhundert. – Massstab 1:4.

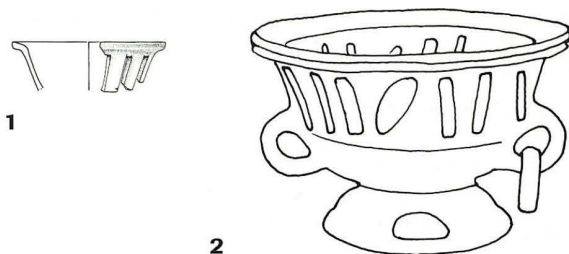


Abb. 101 1 Schale Münsterplatz 16. Erste Hälfte 17. Jahrhundert (Taf. 124,7). 2 Schale aus Salzburg. Zweite Hälfte 16. Jahrhundert. – Massstab 1:4.

Für eine mögliche Rekonstruktion bieten sich am ehesten die aus Salzburg stammenden ausgeschnittenen Schalen an. Die 12–14 cm hohen Schalen mit Standfuss haben einen Durchmesser von 18–20 cm, eine hellgraue Farbe und eine beidseitig aufgetragene grüne Glasur²¹⁴. Es ist denkbar, dass unser Schälchen ein entsprechendes Original kopiert (Abb. 101).

4.4.5 Gluthauben

Zur Gebrauchskeramik gehört das Fragment einer Gluthaube vom Nadelberg 20 aus dem ausgehenden 15. Jahrhundert (Tafel 88,1). Die im Fundmaterial sehr seltenen Gluthauben werden oftmals nicht als solche erkannt, weil sie aufgrund der Randausformung grossformatigen groben Schüsseln ähnlich sind. Unser deckelförmiges Gebilde weist eine dicke, teilweise perforierte Wandung und den Ansatz eines massiven Bügelhenkels auf, der mit parallel angeordneten Druckmulden verziert ist. Die enorme Grösse schliesst eine Deutung als Deckel aus. Weil die dicke Wandung perforiert ist und der gesamten Innenseite eine gleichmässig dicke Russschicht anhaftet, sprechen wir von einer Gluthaube. Diese deckelförmigen, meist grossen Objekte wurden zur Wahrung der Hitze über die heisse Glut gestülpt, wobei die Öffnungen in der Wandung ein Ersticken des Feuers verhinderten.

4.4.6 Schröpfköpfe

Um ein in der Medizin häufig gebrauchtes Utensil handelt es sich bei dem feinwandigen Fragment eines handgeformten Schröpfkopfes, der aufgrund der Stratigraphie in das ausgehende 14. und in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts datiert (Abb. 102 und Tafel 57,9). Der nach aussen gewölbte Boden und die zu ergänzende, leicht nach aussen gebogene Randpartie, die ein sicheres und festes Anhaften auf der Haut gewährleisten, sind charakteristische Formmerkmale. Schröpfköpfe tre-



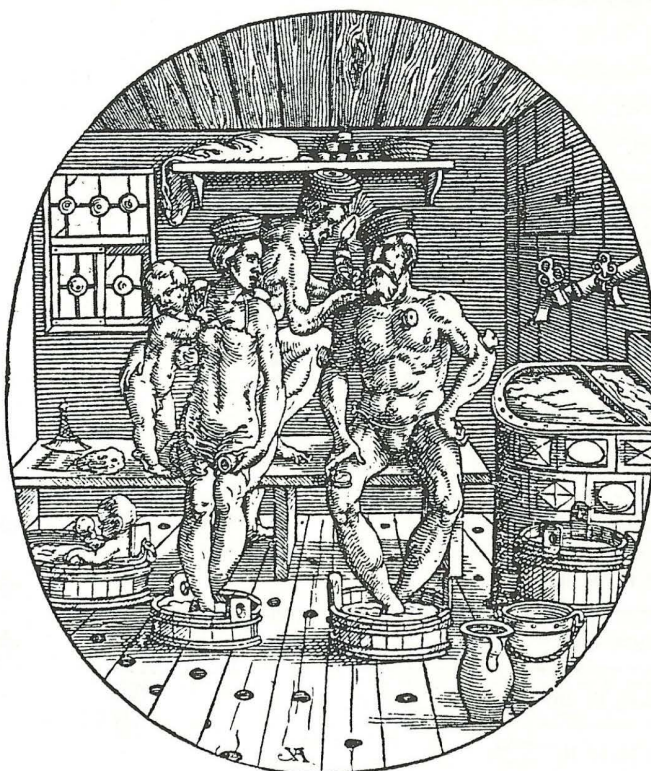
Abb. 102 Fragment eines Schröpfkopfes. Aeschenvorstadt 2. Erste Hälfte 15. Jahrhundert (Taf. 57,9).

ten in spätmittelalterlichen Fundensembles immer wieder auf, wobei sie meistens aus Glas sind (vgl. Tafel 106,8). Solche Objekte sind von Badern benutzt worden, die als Verwalter der öffentlichen Badstuben auch für Schröpfungen und Aderlässe zuständig waren (Abb. 103). Die Bader wurden für diesen Zweck auch nach Hause, in die privaten Bäder der wohlhabenden Bürger geholt.

4.4.7 Beleuchtungskörper – Lämpchen

Die schalenförmigen Talglämpchen aus Keramik waren als Beleuchtungskörper seit dem 11./12. Jahrhundert ein wichtiger Bestandteil der mittelalterlichen Hausausstattung; dementsprechend gross ist die Zahl der Lampenfunde. Allein die Lämpchen aus dem Stadtgraben/Phase II (erste Hälfte 14. Jahrhundert) zeigen, wie vielfältig die möglichen formalen Unterschiede sind. Gross ist die Zahl der Lämpchen mit horizontal (Tafel 21,1 und 2) oder schräg abgestrichenem Rand (Tafel 21,3). Daneben gibt es grössere Exemplare, die auffallend dickwandig sind (Tafel 21,4). Bei einer weiteren Gruppe sind die Ränder innen leicht unterschritten (Tafel 21,5). Alle Lämpchen weisen auf der Bodenunterseite entweder Abschneidespuren auf (Tafel 36,1), oder der Boden derselben ist rauh belassen und zeigt einen Quellrand; bei einigen Lämpchen ist der Standboden abgesetzt (Tafel 21,1.3; Tafel 36,1). Zuweilen sind die Lämpchen mit einer feinen, leicht in den Rand eingedrückten Mulde, die als Schnauze für den Docht diente (Tafel 36,5), versehen.

Abb. 103 Schröpfen in der Badestube. Holzschnitt von Jost Amman, Titelbild zu Paracelsus «Wund- und Arzneybuch», 1565.



Die vielfältigen gleichzeitigen Lampenvarianten sind für das ausgehende 13. und die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts zeittypisch. Die oben beschriebenen Lampen werden pauschal **Typ 1** (Abb. 104) zugeordnet. Die Unterschiede sind meines Erachtens auf verschiedene Werkstätten zurückzuführen, denn die Lampen wurden – wie die Deckel auch – als Massenware ohne jegliche Qualitätsansprüche auf dem Stock hergestellt.

Im ausgehenden 14./15. Jahrhundert tritt mit **Typ 2** eine Neuerung ein: Der Rand wird nun nach innen umgeschlagen und die Innenseite mit einer Glasur versehen (Tafel 50,11; Tafel 69,14). Die Lämpchen aus Konstanz zeigen, dass Öllampen mit glasierter Innenseite dort ebenfalls vereinzelt bereits seit dem 14. Jahrhundert in Gebrauch waren²¹⁵.

Die in der Machart feinere Lampenform **Typ 3** ist innen oft glasiert und durch eine Griffflasche und eine am Rand ausgezogenen Schnauze charakterisiert (Tafel 88,2–5; Tafel 98,9–10). Typ 3 tritt erst im ausgehenden 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts auf: Es handelt sich um die letzten in Basel bekannt gewordenen irdenen Talglämpchen (Abb. 105).

Das Fehlen der Lampen in den folgenden Epochen kann damit begründet werden, dass in der frühen Neuzeit Beleuchtungs-

körper aus anderen Materialien bevorzugt wurden, denn die kleinen Öllampen spendeten nur wenig Licht.

4.5 Gefässe aus Steinzeug

4.5.1 Becher und Krüge

Gefässe aus Steinzeug kommen im Basler Fundmaterial aus dem zur Diskussion stehenden Zeitraum immer wieder vor. Es sind ausschliesslich Trink- oder Ausschankgefässe. Bei den ältesten Belegen aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts handelt es sich um Rand- und Wandfragmente von zwei leicht kugelförmigen Bechern mit einer trichterförmig geöffneten Mündung (Abb. 106.1 und Tafel 34,3–4). Das Scherbenbruchbild zeigt eine äusserst feine Struktur, die Wandung trägt auf der Aussenseite einen dezenten Riefendekor. Beide Fragmente haben eine graue Bruchfarbe und eine braune Aussen- und Innenseite. Als Vergleichsstücke bieten sich Funde aus Speicher (Kreis Pitzingen, Baden-Württemberg) an. In den für das Jahr 1293 erstmals schriftlich erwähnten Töpferöfen für die Steinzeugproduktion soll bereits im ausgehenden 13. Jahrhundert braunes, im Bruch graues Frühsteinzeug mit einer Sinterglasur her-

Abb. 104 Lämpchen. Übersicht der Typen und deren Häufigkeit in den einzelnen Epochen.

Legende:

● mehr als 100. ■ mehr als 40. ▲ 10 und mehr. + unter 10. (Mindestobjektzahl)






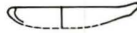
Lämpchen	Typ 1	Typ 2	Typ 3
	 	 	 
2. H. 13. Jh.	▲		
Vor 1356	■		
Vor 1417	+		
Vor 1422/23		+	
Ende 14. Jh. bis um 1450		+	
Mitte 15. Jh.		+	
2. H. 15. Jh.		+	+
Ende 15./1. H. 16. Jh.		+	+
2. H. 16. Jh.			
1. H. 17. Jh.			



Abb. 105 Innen glasiertes Lämpchen mit Griffflasche und Schnauze. Spalenberg 40. Ende 15./erste Hälfte 16. Jahrhundert (Taf. 98,9).

gestellt worden sein²¹⁶. Hier ist ein Kugelbecher mit abgesetztem Fuss, Zylinderhals und geriefter Aussenseite hervorzuheben. Es handelt sich um ein Münzschatzgefäß, dessen jüngste Münze eine Vergrabungszeit um 1335 nahelegt (Tafel 34,5). Der Becher entspricht formal und qualitativ den erwähnten Steinzeugfragmenten aus Basel, so dass Speicher als möglicher Herkunftsort der Basler Becher in Frage käme²¹⁷.

Noch etwas jünger sind zwei Bodenfragmente aus der dritten Stadtgrabeneinfüllung zu datieren. Die eine Bodenscherbe (Abb. 106.2 und Tafel 24,3) mit abgesetztem Boden und wellenförmigen Standknuppen darf aufgrund der geknickten Wandung zu einem Becher ergänzt werden; die Aussenseite ist mit einer braun gesprenkelten Salzglasur bedeckt. Das zweite Fragment (Abb. 106.3 und Tafel 24,4), ebenfalls mit wellenförmigem Standfuss, ist wegen der bauchig aufgehenden Wandung zu einem Krug zu ergänzen. Die beidseitig aufgetragene Salzglasur ist von manganvioletter bis brauner Farbe. Beide Steinzeugfragmente haben einen hellgrauen Scherben und sind – im Bruch – vollständig versintert.

4.5.2 Tassen

Die Steinzeugtassen zeichnen sich durch eine geknickte Wandung, eine leicht nach innen eingezogene, gerade auslaufende Mündung mit seitlichem Ringhenkel und einen abgesetzten Standfuss aus. Das älteste Fragment datiert in das ausgehende

14./15. Jahrhundert (Abb. 107.1 und Tafel 50,7). Die hellgraue Scherbenfarbe und die farblose Salzglasur sind für diesen Bechertyp charakteristisch. Anbei sei auf ein formal analoges Bodenfragment aus dem in dieser Arbeit nicht berücksichtigten Fundmaterial Nadelberg 37 (FK 9585) hingewiesen, das typologisch in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts datiert.

Zur selben Tassenkategorie gehören weitere Fragmente (Abb. 107.3–5; Tafel 87,1–2; Tafel 97,5), die einer Steinzeugtasse aus dem Fundmaterial Kloster Engental/Muttenz aus dem ausgehenden 15. Jahrhundert entsprechen (Abb. 107.6 und Tafel 97,6).

Ein Steinzeugfragment, das formal und im Hinblick auf die Dekoration von den oben erwähnten Tassen abweicht, stammt aus dem Fundkomplex Nadelberg 20 (Tafel 87,2) und weist einen kugeligen Körper mit kurzer, verdickter Halszone und eine transparente Salzglasur über einem blauen Dekor auf. Blaue Verzierungen unter der Glasur sind für Steinzeugwaren aus dem elsässischen Raum charakteristisch²¹⁸. So drängt sich als Vergleich eine Tasse aus dem Fundkomplex Strassburg/Istra auf²¹⁹, die auf der oberen Gefäßhälfte einen blauen Streifen- und Rosettendekor zeigt und eine ähnliche Gefäßform hat (Tafel 87,3). Das Vergleichsobjekt wird in das ausgehende 14./beginnende 15. Jahrhundert datiert. Auch für die Tassen mit Knickwand, eingezogenem Standfuss und seitlichem Henkel gibt es eine Parallele aus dem elsässischen Raum. Es handelt sich wiederum um ein Fundstück aus Strassburg/Istra²²⁰, das in das 14./15. Jahrhundert datiert und von derselben Warenart ist, wie die Basler Tassen (Tafel 50,8 und 9).

Steinzeuggefäße aus einem Grabungsfund des Schlosses Haut-Barr/Elsass (zwischen Schlettstatt und Strassburg)²²¹ zeigen eine auffallende Ähnlichkeit mit den Basler Beispielen des ausgehenden 15. Jahrhunderts (Tafel 87,3; Tafel 97,5–6)²²²: Sie sind allesamt von grauer Farbe und tragen vereinzelt einen blauen Dekor. Ferner weisen sie alle einen abgesetzten, wellenförmigen Standfuss, eine geknickte, steil aufgehende Wandung und einen seitlichen Henkel auf. Aufgrund der Fundlage werden sie in die Zeit vom ausgehenden 15. bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts datiert. Die typologischen und technologischen Übereinstimmungen verleiten zur Annahme, dass in Basel im 15. Jahrhundert Steinzeug auch aus der benachbarten elsässischen Region importiert worden ist. Möglicherweise sind auch die typologisch älteren Tassen (Tafel 50,7) elsässische Produkte, zumal sie aus derselben Warenart (hellgrau mit farbloser Salzglasur) hergestellt wurden und formal als Vorgängertyp der erwähnten Elsässer Gefäße betrachtet werden dürfen.

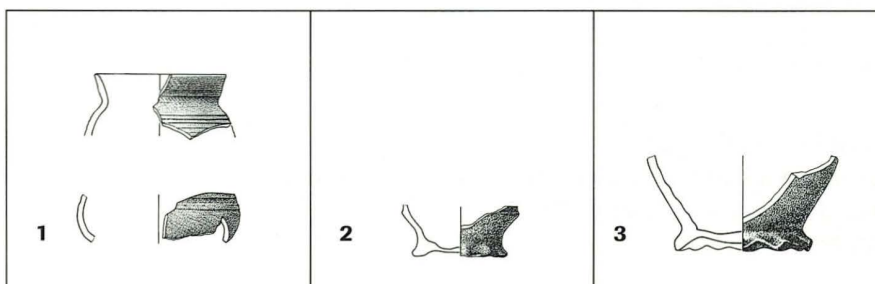


Abb. 106 Fragmente von Steinzeugbechern und -krügen. 14./15. Jahrhundert. 1 Andreasplatz 7–12 (Taf. 34,3 und 4), 2 Leonhardsgraben 47 (Taf. 24,3), 3 Leonhardsgraben 47 (Taf. 24,4). – Massstab 1:4.

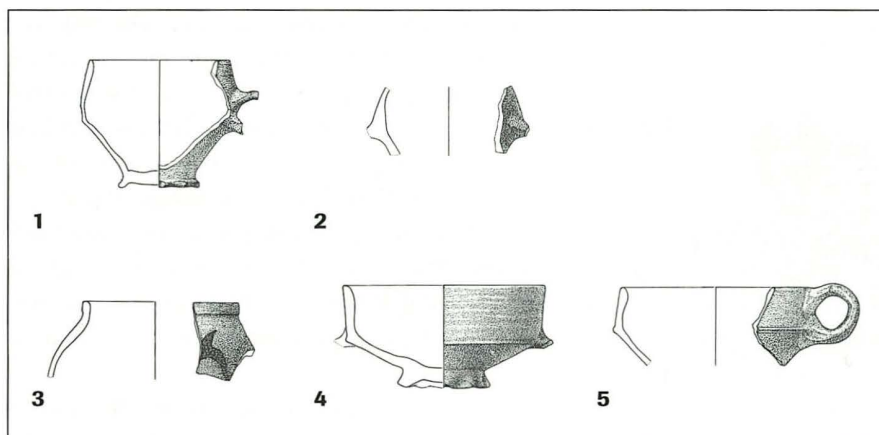


Abb. 107 Tassen aus Steinzeug. 15. Jahrhundert. 1 Spalenberg 12 (Taf. 50,7), 2 Nadelberg 20 (Taf. 87,1), 3 Nadelberg 20 (Taf. 87,2), 4 Spalenberg 40 (Taf. 97,5), 5 Spalenberg 40 (Taf. 97,6). – Massstab 1:4.

4.6 Gefässe aus Fayence

4.6.1 Tassen

Obschon Gefässe aus Fayence – vor allem Teller, Schalen, Schüsseln und Apothekergefässe – seit dem 15. Jahrhundert aus Italien importiert und seit dem ausgehenden 16. bzw. der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts auch im deutschen Sprachraum produziert worden sind, ist diese Warenart lediglich durch zwei Tassen im Fundmaterial Petersgraben 47–55 belegt (Tafel 113,4–5). Die Tassen weisen die geläufige konische Form mit geradem Randabschluss auf; der Boden ist zu einem Standring geformt. Die Innenseiten beider Tassen sind mit einem Puttenmotiv verziert. In der einen Tasse (Tafel 113,4) erkennt man einen Engelskopf mit einem Flügelkranz. Die Bemalung der zweiten Tasse ist nur noch bruchstückhaft erhalten; dargestellt ist ein kleiner, nackter, geflügelter Erote auf einer Wolke, die Arme sind erhoben (Abb. 108). Die Körperhaltung deutet darauf hin, dass er möglicherweise ein Instrument, eventuell eine Flöte, hält, in die er hinein bläst. Von seinen Armen wehen zwei ineinander verschlungene Bänder herab. Bei beiden Tassen ist die Malerei hauptsächlich auf die Farben Blau und Gelb beschränkt; auch die Federführung ist bei beiden Beispielen identisch, was auf zwei werkstattgleiche Stücke schliessen lässt.

In Faenza, einem der bedeutendsten Herstellungszentren von Fayencegeschirr, gehörten in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Putten oder Eroten im Spiegel der Teller und in Schalen zu den beliebten und entsprechend verbreiteten Motiven (Abb. 109)²²³.

Eine Schale, die einer der wichtigsten Werkstätten Faenzas zugeschrieben wird, trägt im Spiegel ein mit der «Basler» Tasse vergleichbares Motiv mit einem nackten, geflügelten Eroten. Die Putten erscheinen in verschiedenen Haltungen, einige sind von Virgiliotto Calamelli signiert, der als Urheber dieser Dekorationsart gepriesen wird²²⁴.

Pinselführung und Farbgebung beim aufgeführten Beispiel stimmen zwar mit unseren Tassen überein, doch reicht dies nicht aus, um mit Sicherheit auf eine Provenienz aus der genannten Werkstatt in Faenza zu schliessen. Das gross-

flächige Auftreten von Fayence-Produktionszentren im 17. Jahrhundert (Norditalien, Frankreich, Holland, Deutschland, Schweiz), deren Formen- und Motivschatz zum Teil beinahe gleich sind, erschwert eine gesicherte Zuschreibung an einen bestimmten Produktionsort. Während die Puttenmotive seit dem ausgehenden 16. Jahrhundert auf Fayencen durchaus gebräuchlich sind, ist die Tasse als Form hauptsächlich im 18. Jahrhundert, nachdem die neuen Genussmittel Kaffee und Tee in Europa eingeführt waren, hergestellt worden.

4.6.2 Albarelli

Die zylinderförmigen Medizinalgefässe, Albarelli, waren in der frühen Neuzeit beliebte Apothekergefässe. Von den kleinformatigen, oft bemalten Salbtöpfchen sind in der Latrine Münsterplatz 16 gleich drei Exemplare vorhanden. Das eine, ganz erhaltene Beispiel (Abb. 110 und Tafel 124,2) zeigt einen nach unten wenig verjüngten, zylindrischen Gefässkörper mit eingezogener Halspartie und einem abgesetzten Standring. Das Gefäss ist mit der für Albarelli typischen Streifenbemalung der Hals- und Fusszone versehen. Die Bemalung in Blau liegt über einer weissvioletten Zinnglasur. Die aus dem Apothekenfund aus Heidelberg – datiert in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts (Abb. 111) – vorliegenden Albarelli gleicher Form und ebenfalls mit Streifenbemalung zeigen die weite Verbreitung dieses Gefässtyps auf, der zum Bestand einer jeden Apotheke und Hausapotheke gehörte²²⁵.

Über die Herkunft des Namens «Albarelli» können nur Vermutungen angestellt werden. Nach Metz-Mangold²²⁶ könnte die Bezeichnung vom persischen «al barani» abgeleitet sein, das für kleine Dosen und Vasen verwendet wird. In Persien wurden Albarelli bereits im 12. Jahrhundert hergestellt. Eine weitere naheliegende etymologische Ableitung geht auf das italienische «albarello» = die Silberpappel zurück. Aus dem Holz der Silberpappel wurden Drogenbüchsen für Apotheken gedreht, die als mögliche Formvorlagen für die Fayencealbarelli dienten²²⁷.



Abb. 108 Fayencetasse, Detail. Petersgraben 47–55. Zweite Hälfte 16. Jahrhundert.



Abb. 109 Detail einer Schale aus Faenza, um 1580, Mailand, Castello Sforzesco. Claude Frégnac, Europäische Fayencen. Stuttgart 1976, 95 (Abb. 123).

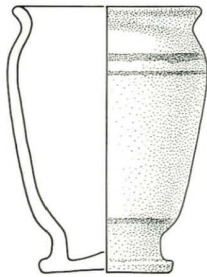


Abb. 110 Albarello aus Fayence. Münsterplatz 16. Erste Hälfte 17. Jahrhundert (Taf. 124,2). – Massstab 1:2.



Abb. 111 Albarello aus Fayence. Heidelberg, Apothekenbrunnen. Zweite Hälfte 16. Jahrhundert.

5. Innovation und Tradition

Erste Hälfte 14. Jahrhundert

Der typologischen Einordnung der Keramik folgen Gedanken zur Formkontinuität, zum Formenwechsel und zu den Übergangsphasen.

5.1 Zeitcharakteristische Typen und Elemente

Im Folgenden werden stichwortartig die wichtigsten Gefäßgattungen, deren formale und herstellungsbedingte Neuerungen im Laufe der Zeit sowie Aufkommen, Kontinuität und Verschwinden einzelner Gefäßformen umschrieben. Auffallend ist die Langlebigkeit einzelner Formen, hauptsächlich bei der Kochkeramik, während bei der Tafelkeramik und bei den Vorratsbehältern sich bestimmte Typen durch eine erstaunliche Kurzlebigkeit auszeichnen. Dies zeugt von einer raschen Veränderung der Formen im Bereich der Tafelkeramik.

Für die Zusammenstellung gelten nachstehende Definitionen:

- formale und technologische Neuerungen = **Innovationen**
- Formen, die sich lange Zeit an einem Prototyp orientieren und keinerlei Veränderungen erfahren = **Traditionen oder Stagnationen**
- Formen und Gefässtypen, die nach einer gewissen Laufzeit nicht mehr produziert werden = **Verschwinden einer Gefäßform**

Mitte bis Ende 13. Jahrhundert

Innovationen

- formal:** Dreibeintöpfe (Typ 1), Dreibeinpfannen, Bügelkannen (Typ 1), grobe Schüsseln (Typ 1) und Deckel (Typ 1–5) bereichern seit der Mitte des 13. Jahrhunderts als neue Gefäßgattungen das bislang hauptsächlich aus Töpfen bestehende keramische Gefäßrepertoire.
- technisch:** Herstellung auf der schnell rotierenden Fusstöpferscheibe (feine Drehrillen). Erste transparente Glasuren als Dekor auf der Aussenseite von Aquamanilien und Sonderformen. Die Keramik wird allgemein härter gebrannt.

- Traditionen** Es dominiert immer noch der reduzierend gebrannte Topf mit Wölboden und Leistenrand (Typ 1).

Innovationen

- formal:** Flacher Deckel (Typ 6) mit zentralem Griffknauf und erhöhter Peripherie. Diese neue Deckelform tritt gleichzeitig mit dem Erscheinen der innen gekehlten Ränder bei Dreibeintöpfen und Bügelkannen auf. Töpfe: Entwicklung vom Leistenrand zum Karniesrand (Typ 3–4). Bügelkannen: Trichterrand mit Innenkehle und mit Druckmulden dekoriertem Bügelhenkel (Typ 2). Siebgefäße.
- technisch:** Erstmals wird die Geschirrkemik auf der Innenseite farblos und farbig glasiert: Dreibeinpfannen (Typ 2–3) und Schüsseln. Die farbigen Innenglasuren bei den Schüsseln werden neu auf einer weissen Engobe aufgetragen. Die Funktion der Glasur ändert; sie ist nicht mehr primär Dekor, sondern dient der Abdichtung der Gefäße. Dreibeintöpfe werden auf der Aussenseite poliert (Typ 3).

- Import** Steinzeug.

- Verschwinden** Nicht mehr hergestellt werden: kleinformatige Ausgussgefäße (Abb. 65), Hohldeckel mit Griffknauf, kombiniert mit Bügelhenkel (Typ 1) und Feldflaschen. Die Stempelmuster und Rollrädchendekor fallen als Verzierungsmotive auf den Töpfen weg.

Zweite Hälfte 14. Jahrhundert bis ca. 1422/23

- formal:** Neue Gefäßformen: flache, rundovale oder ovale Platten; Schalen; Dreibeintopf mit Griffülle; Henkeltopf; flache, doppelhenklige Schüsseln. Die Töpfe werden höher und schlanker, der Karniesrand ist voll ausgebildet und lang ausgezogen (Typ 5–6). Die Form bei den Dreibeintöpfen ändert – die beiden rechtwinklig applizierten Henkel (nach metallern Vorbild) werden durch einen singulären, randständigen Bandhenkel ersetzt (Typ 4). Die Dreibeinpfannen werden neu mit Tüllengriff und Sichelrand ausgestattet (Typ 3).

Die Füsse der Dreibeingefässe erhalten eine umgeschlagene Lasche und die Beine Kanneluren.

Bei den Schüsseln tritt eine neue Vielfalt an Einzel- und Spezialformen auf.

Neu sind ferner konische Henkelschüsseln mit einer plastisch dekorierten Randzone (Typ 5–6).

Der mehrheitlich oxidierend gebrannte, unglasierte konische Knaufdeckel (Typ 6) ersetzt die verschiedenen älteren Deckelvarianten.

Leisten treten als neues Verzierungselement auf der Wandung von Töpfen und Dreibeintöpfen auf.

technisch: Die Dreibeintöpfe werden neu oxidierend gebrannt und innen partiell (Boden und Rand) transparent glasiert.
Die Bügelkannen werden oxidierend gebrannt, nur der obere Teil des Gefässkörpers wird auf der Aussenseite glasiert (Typ 3–4).
Die Dreibeinpfannen werden innen grün oder gelb auf heller Engobe glasiert.
Erstmals Innenglasur bei Lämpchen.

Verschwinden Reduzierend gebrannte Dreibeintöpfe mit Knickhenkel (Typ 1–3).
Bauchige Topfformen (Typ 1–4), Töpfe mit Wölbboden (Typ 1).
Töpfe mit Leistenrändern (Typ 1–2).
Dekorierte und undekorierte Flachdeckel (Typ 2–5).
Reduzierend gebrannte, unglasierte Bügelkannen (Typ 1–2).
Dreibeinpfannen mit Wulsthenkel und farbloser Innenglasur (Typ 1).
Dreibeinpfanne mit Leistenrand und Tüllengriff (Typ 2).

Traditionen Reduzierend gebrannte Schüsseln mit Leistenrand (Typ 1).

Bis Mitte 15. Jahrhundert

Innovationen

formal: Miniaturgeschirr: Tellerchen
Lämpchen mit nach innen umgeschlagenem Rand (Typ 3).

Traditionen Konische, unglasierte Knaufdeckel, Dreibeintöpfe (Typ 4).
Dreibeinpfannen mit Sichelrand (Typ 3).
Reduzierend gebrannte Schüsseln mit Leistenrand (Typ 1).

Zweite Hälfte 15. Jahrhundert

Innovationen

formal: Steilwandige Schüsseln mit zwei bauchständigen Henkeln (Typ 18–20).
Teller.
Die Randzone der Dreibeinpfannen ändert sich – der Rand wird entweder hochgestellt (Typ 4) oder bei grossformatigen Pfannen kantig ausgeformt (Typ 5).
Blumentöpfe.
Die Mündung der Töpfe wird stark ausladend geformt, so dass der Raddurchmesser erstmals über den Gefässdurchmesser hinausreicht (Typ 7–8).
technisch: Die helltonige Irdenware tritt vermehrt als neue Warenart auf (*Warenart II.7*, S. 128).

Traditionen Unglasierte konische Knaufdeckel.
Dreibeinpfannen (Typ 3).
Dreibeintöpfe (Typ 5).

Verschwinden

formal: Bügelkannen.
Zierleiste als Wand- und Halsdekor auf den Töpfen und Dreibeintöpfen.
Reduzierend gebrannte Schüsseln mit Leistenrand (Typ 1).
technisch: Wechselbrand als Brenntechnik verschwindet.

Ende 15./erste Hälfte 16. Jahrhundert

Innovationen

formal: Teller mit Schaudekor.
Nachtöpfe.
Lämpchen mit Griffflaschen (Typ 3).
Die Verzierung bei den Töpfen wird auf wenige Riefen reduziert (Typ 8).
Dreibeintöpfe mit beinahe horizontal umgeschlagenem Rand ohne Innenkehle (Typ 6).
technisch: Die Töpfe werden erstmals mehrheitlich oxidierend gebrannt (Typ 8).

Zweite Hälfte 16. Jahrhundert

Innovationen

formal: Erneuter Aufschwung bei den Schüsselformen.
Allgemeine Erweiterung des Gefässrepertoires und Spezialisierung der einzelnen Formen.

Die Ränder der Henkeltöpfe (Typ 6), Dreibeintöpfe (Typ 11) und Dreibeinpfannen (Typ 6) werden zunehmend profilierter und gleichförmiger.

technisch: Henkeltöpfe mit beidseitig aufgetragenen, zweifarbigen Glasuren auf Engobe. Die Aussenglasur hat wieder eine rein dekorative Funktion.

Import Fayencegeschirr.

Traditionen Unglasierte, konische Knaufdeckel.

Verschwinden Lämpchen.

Erste Hälfte 17. Jahrhundert bis 1650

Innovationen

formal: Differenzierungen bei den einzelnen Formen einer Gefässgattung, so v. a. bei den Dreibeintöpfen (Typen 7–9). Mehrfach profilierte Ränder bei Henkeltöpfen (Typ 6), Dreibeintöpfen (Typ 10b, 11), Dreibeinpfannen (Typ 6) und Schüsseln (Typ 13).

technisch: Die Glasuren werden qualitativ besser und in der Farbe differenzierter. Beidseitig aufgetragene Glasuren. Malhorndekor auf Schüsseln, Schalen und Tellern. Fein profilierte Ränder erfordern ein höheres Mass an Handfertigkeit.

Traditionen Unglasierte, konische Knaufdeckel.

Verschwinden Töpfe mit Karniesrändern (Typ 8).

5.2 Überlegungen zur Einstellung der Produktion bestimmter Gefässformen

Weshalb wurde ein Gefäss nach jahrzehnte-/jahrhundertelanger Produktion plötzlich nicht mehr hergestellt? Diese Frage lässt sich aufgrund der Sachquelle allein nicht beantworten. Einmal mehr stossen wir hier an die Grenzen der Aussagemöglichkeiten archäologischer Bodenfunde; erst andere Quellengattungen wie Schrift und Bild führen hier zu möglichen Erklärungen.

Betrachten wir das gesamte keramische Gefässspektrum im Zeitraum vom ausgehenden 13. Jahrhundert bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts, so sind es verhältnismässig wenig Gefässformen, deren Produktion nach einer bestimmten Laufzeit eingestellt wurde:

- Ausgussgefässe Ende 13. Jh.
- Feldflaschen Ende 13. Jh.
- Bügelkannen 2. Hälfte 15. Jh.
- Topf mit Karniesrand im Laufe des 16. Jh.
- Lämpchen im Laufe des 16. Jh.

Die kleinformatigen Ausgussgefässe (Tafel 4,6) waren im 13. Jahrhundert weit verbreitet, fehlen aber bereits in Fundkomplexen aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Die Verwendung dieser Gefässform als Wasserbehälter – möglicherweise als Trinkgefäss oder sogar als Kindertrinkgefäss (siehe dazu 7.4.2 *Tafelgeschirr*, S.169) – führt zur Annahme, dass sie durch ein formal ähnliches Gefäss aus einem anderen Material ersetzt worden ist.

Auch die im 13. Jahrhundert verbreiteten Feldflaschen sind seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts nicht mehr nachweisbar. Dass die Keramik allmählich von einem geeigneteren Material verdrängt worden ist, wird in Anbetracht der Tatsache, dass diese Flaschen (die sog. Pilger- und Feldflaschen) auf Reisen mitgenommen wurden, verständlich. Im 14. Jahrhundert sind sie aus Holz gedrechselt oder aus Metall gegossen; Materialien, die beständiger waren²²⁸. Noch besser eignete sich Leder. Flaschen aus Leder werden in den Basler Beschreibbüchlein (Inventarlisten)²²⁹ neben Holzflaschen am häufigsten erwähnt²³⁰.

Das Einstellen der Produktion von Bügelkannen im Laufe des 15. Jahrhunderts ist ebenfalls mit dem Aufkommen eines Behälters gleicher Funktion aus anderem Material zu erklären. Es ist augenfällig, dass in den Inventarlisten der Basler Beschreibbüchlein für die Zeit seit Beginn des 15. Jahrhunderts vorwiegend Kannen aus Zinn und Holz, später auch aus Messing und Silber aufgeführt sind²³¹.

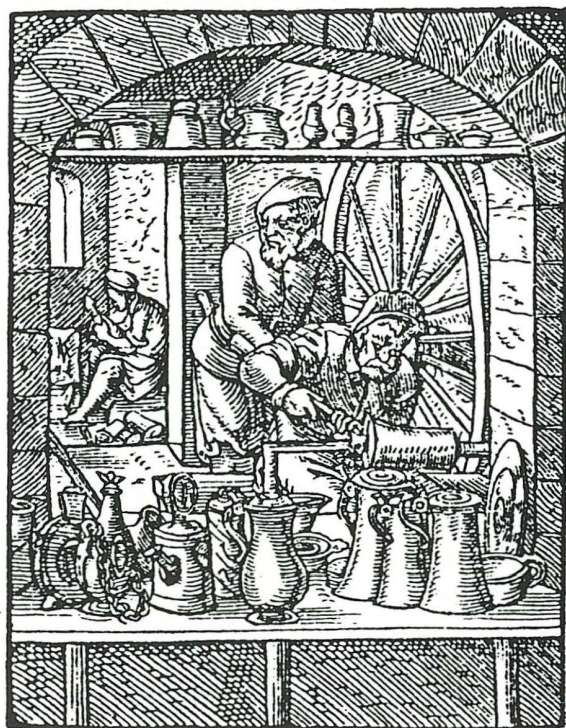
Schliesslich seien die Töpfe erwähnt, die seit Beginn der Herstellung von Gefässkeramik die dominierende Gefässform waren, aber im Laufe des 16. Jahrhunderts, nachdem sie im vorangegangenen Jahrhundert bereits allmählich an Bedeutung verloren hatten, aus dem Gefässrepertoire ausgeschieden wurden. Meines Erachtens ist dafür die im Laufe des 15. Jahrhunderts erfolgte Entwicklung zu einem hohen, schlanken und extrem weitmündigen Gefäss mit kleinem Standboden verantwortlich, das wohl dem «ästhetischen» Formempfinden der Konsumenten entsprach, aber der ursprünglichen Verwendung als Kochtopf nicht dienlich war. Die Erfahrungen haben gezeigt, dass solche Töpfe über eine nur geringe Standfestigkeit verfügten und es deshalb kaum möglich war, sie mit Speisen oder Flüssigkeiten gefüllt auf den Herd zu stellen. Auch ein Umrühren des Inhalts war, da der Topf dafür mit beiden Händen festgehalten werden musste, nicht mehr möglich. Diese Gefässform dürfte sich bald als unpraktisch erwiesen haben und wurde deshalb durch andere, handlichere Formen ersetzt. Auch bei der Verwendung der Töpfe als Vorratsbehälter war die fehlende Standfestigkeit ein Problem; ob sie in eigens dafür vorgesehenen Standvorrichtungen – etwa einer Art Holzgestell – aufbewahrt wurden, entzieht sich unserer Kenntnis. In einem Hausratsgedicht aus dem 16. Jahrhundert wird jeden-

falls ein «hafenreff» genannt, das als eine Art Stabgestell zum Aufstellen der Töpfe gedeutet wird²³². Die Funktion der Töpfe bei der Kochkeramik haben im 17. Jahrhundert die Dreibeintöpfe, -pfannen und Henkeltöpfe übernommen.

Verschiedene Umstände haben also dazu geführt, dass bei den Hafnern die Nachfrage nach bestimmten Gefäßformen nachliess. Zum Einen ist es die Verwendung alternativer Materialien (Holz, Metall, Leder, Glas), die robuster, hitzebeständiger und hygienischer waren als Ton. So ist zum Beispiel Glas, das seit der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts nicht mehr die Sonderstellung einnahm wie noch im 13. Jahrhundert, als Flüssigkeitsbehälter geeigneter als Keramik. Seit dem 15. Jahrhundert ersetzen vermehrt auch Gefässe aus Buntmetall – in Basel vor allem Zinn für Tafelgeschirr und Messing oder Kupfer für Kochgeschirr – die entsprechenden Keramikgefässe²³³.

Abb. 112 Der Kandelgiesser. Ständebuch von Jost Amman, Holzschnitt, 1568.

Der Kandelgiesser.



Das Zin mach ich im Feuer fließn/
 Thu darnach in die Mödel gießn/
 Kandel/Glaschen/groß vnd auch klein/
 Darauf zu trincken Bier vnd Wein/
 Schüssel/Platten/Teller/der maß/
 Schenck Kandel/Salzfaß vnd Gießfaß/
 Ohlbüchßn/Leuchter vnd Schüsselring/
 Vnd sonst ins Hauß fast nütze ding.
 B iii Der

Nach 1454 hat sich in Basel das Giesserhandwerk stark entwickelt²³⁴, d.h. die Hafen-, Kannen-, Zapfen- und Rotgiesser (Abb. 112) stellten möglicherweise einen grossen Teil des Geschirrs her, während sich die Hafner vermehrt der Herstellung von Ofenkacheln zuwendeten, eine im Vergleich mit der Töpferei ohnehin lukrativere Einnahmequelle.

5.3 Zur Adaption neuen Gefäßformen

In gleicher Weise interessant wie die Frage nach dem Verschwinden einer Form ist die Frage nach dem Aufkommen einer neuen Gefäßart. Die Gründe hierfür sind zum Teil dieselben wie beim Verschwinden einer Form. Auch hier spielen das Material und seine Beständigkeit, Haltbarkeit und Eignung eine bedeutende Rolle. Doch begünstigen auch gesellschafts- und ernährungsbedingte Faktoren sowie Fortschritte bei der Herstellungstechnik das Aufkommen einer neuen Gefäßform. Oft waren es Anstösse von aussen, die zur Übernahme von neuen Gewohnheiten und Moden führten. Jede neue Gefäßform und -art entstand aus einem bestimmten Bedürfnis heraus und musste bestimmten Anforderungen genügen – d.h. eine Funktion erfüllen. Als Auftraggeber zur Herstellung einer neuen Form kommt zur Hauptsache die gesamte städtische bzw. auch die ländliche Bevölkerung in Frage. Ausführende waren die städtischen (oder ländlichen) Töpfer, die ihren Fähigkeiten und technischen Möglichkeiten entsprechend, die gewünschten und vorgegebenen Formen produzierten. Hierbei darf nicht ausser Acht gelassen werden, dass die Hafner seit der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts einer Zunft angehören mussten und deren strengen Regelungen unterworfen waren, um überhaupt produzieren und verkaufen zu können. Die Zunftordnungen schränkten die individuellen Gestaltungsmöglichkeiten und -freiheiten der einzelnen Töpfer stark ein und begünstigten somit ein stagnierendes Formenrepertoire (siehe dazu 9.3: Zur Frage der schöpferischen und innovativen Möglichkeiten der zünftischen Hafner), was zur Folge hatte, dass die Kochgefässe (Henkeltöpfe, Dreibeintöpfe und -pfannen) von der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts sich formal nicht grundlegend verändert haben.

Der in der Mitte des 13. Jahrhunderts neu eingeführte Dreibeintopf (Typ 1) ermöglichte durch den vom Feuer oder von der Glut abgehobenen Gefässkörper eine bessere Wärmeverteilung als die Wölbodentöpfe oder Töpfe mit flachem Standboden. Die mit einem hohlen Tüllengriff versehenen Dreibeinpfannen (Typ 2–6) konnten mittels eines Holzstabes, der in die Tülle gesteckt wurde und so als Griffverlängerung diente, direkt in die Glut gestellt werden. Der Prototyp mit kurzem Ösengriff (Typ 1) ist wohl auch deshalb nur ein halbes Jahrhundert lang hergestellt worden, während die Pfanne mit Tüllengriff bis in die Moderne auch künftig Verwendung fand. Mit dem Aufkommen der Innenglasuren in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts konnten die Kochgefässe technisch bedeutsam verbessert werden: Die Innenglasuren bei der Koch- und Tafelkeramik verhinderten ein Ankothen der meist brei-

artigen Speisen und erlaubten eine bessere Reinigung als dies bei den Gefässen mit unglasierter Oberfläche möglich war.

Die Formenvielfalt der Schüsseln im 15. Jahrhundert könnte darauf zurückgehen, dass die Vielfalt der Mahlzeiten in den bürgerlichen Haushalten und somit auch der Aufwand für die Zubereitung zugenommen hat²³⁵; der Basler Chronist Knebel hat wohl nicht zu Unrecht das Jahr 1473 als Überflusssjahr postuliert²³⁶.

Die grosse Innovation Ende 15./Anfang 16. Jahrhunderts sind Teller aus Keramik. Interessant ist die Tatsache, dass Teller nicht etwa eine Neuerfindung des 15. Jahrhunderts sind, sondern bereits im 13. und 14. Jahrhundert, allerdings aus Holz oder Metall, in Gebrauch waren²³⁷. Weshalb erst im ausgehenden 15. Jahrhundert Teller auch aus Keramik gedreht wurden, hängt meines Erachtens mit technischen Verbesserungen beim Drehvorgang zusammen; die weit ausladende Form der Teller war auf der Drehscheibe nur schwer herzustellen. Der aufwendigere Herstellungsprozess und die in der Regel farbig glasierte oder bemalte Schauseite machten den Teller zu einem kostbaren und wohl auch kostspieligeren Keramikgefäss. Das seit dem 15. Jahrhundert erweiterte Spektrum an Tafelgeschirr mit verschiedenen Schüsseln, Schalen, Tellern und anderen Sonderformen geht einher mit dem Wandel der Esskultur, indem die Tafel gerade bei festlichen Anlässen zum Schauplatz von Prestige und Vermögen des Gastgebers wurde.

5.4 Übergangszeiten und Umbruchphasen

Übergangs- oder Umbruchszeiten sind u. a. dadurch gekennzeichnet, dass eine Reihe neuer Formen hergestellt oder zumindest verwendet wird, was eine allmähliche Erweiterung des Gefässrepertoires zu Folge hat. «Die kulturellen Innovationen als solche werden begleitet von strukturellen Veränderungen innerhalb des Wohngefüges».²³⁸

Als Phase des Umbruchs in verschiedenen Lebensbereichen kann die Zeit vom 13. bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts bezeichnet werden²³⁹. In diese Zeit fallen zahlreiche Städtegründungen und -erweiterungen²⁴⁰, und es fand eine teilweise soziale Umstrukturierung der arbeitenden Bevölkerung statt. Die Handwerker und andere Berufsgruppen haben sich in Zünften organisiert. Es erfolgten wegweisende Entwicklungen in der Herstellungstechnik und die regelmässig durchgeführten Wochenmärkte wurden zur «Drehscheibe für Alltagsartikel»²⁴¹.

Ein erster entscheidender Wandel und Einschnitt ist für die Mitte des 13. Jahrhunderts nachzuweisen – damals wurden zum ersten Mal seit Anbeginn des Mittelalters neue Gefässformen hergestellt²⁴². Dem bis dahin dominierenden Mehrzwecktopf stellten die Töpfer neue Gefässtypen wie Bügelkannen, Dreibeintöpfe, Dreibeinpfannen und Schüsseln zur Seite; d. h. der Topf mit Mehrzweckcharakter wurde durch differenziert ausgeformte Kochgefässe ergänzt. Ausschlaggebend für diese Veränderungen waren vermutlich neue Nahrungsmittel, Essgewohnheiten und Zubereitungsarten. Mit dem Anwachsen der Stadtbevölkerung im 13. Jahrhundert und dem

Aufschwung der spezialisierten Handwerkszweige wuchs das Bedürfnis nach mehr Lebensqualität. Die Folge waren u. a. Neuerungen auch im häuslichen Bereich; diese setzten aber Verbesserungen bei der Herstellung der Produkte voraus, wie andere Materialqualität, konstantere Brenntemperaturen oder die Verwendung der Drehscheibe. Dazu kam die politisch-gesellschaftliche Entwicklung der Stadt, die sich auch auf die Wirtschaft niederschlug. Das Emporstreben der Stadtbevölkerung machte sich auch in einem gesteigerten Angebot und Absatz auf dem Markt bemerkbar. Die in den Jahrzehnten vor der Mitte des 13. Jahrhunderts erfolgten Veränderungen legten den Grundstein für die weitere Entwicklung und prägten fortan die Hausratsartikel und das Gesamtbild der häuslichen Sachkultur.

Als nächste Übergangsphase ist die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts zu bezeichnen. Hier sind die Veränderungen bei der Gefässkeramik weniger formaler, als technischer Natur. Hervorzuheben ist in erster Linie die nun erstmals auf der Innenseite von Kochgefässen (Dreibeinpfannen) und Schüsseln aufgebraachte Glasur.

In der zweiten Jahrhunderthälfte können wir erneut einen Wandel und Fortschritt sowohl bei der Form wie auch bei der Materialqualität der Leitformen *Topf*, *Dreibeintopf* und *Dreibeinpfanne* fassen. Die Entwicklung der Töpfe hin zu den schlanken Karniesrandtöpfen erreichte damals ihren Höhepunkt. Ein neuer Deckeltyp – der konische Knaufdeckel Typ 7 – bildet fortan die bis in das 17. Jahrhundert einzige Art des Verschlusses von Dreibeintöpfen, Pfannen, Töpfen und Henkeltöpfen.

Mit der Verbreitung der Glasuren im 15. Jahrhundert geht der Wechsel von der grauen Irdenware zur orangeroten und glasierten Irdenware einher: ein für die gesamte Keramik des ausgehenden Mittelalters und der frühen Neuzeit entscheidender Wandel, mit welchem man die «Moderne» beginnen lassen kann.

Im Laufe des 15. Jahrhunderts gewinnt die Tafelkeramik immer mehr an Bedeutung, bis sie schliesslich erstmals auch bemalt wird. Diese Entwicklung steht vermutlich in engem Zusammenhang mit dem zunehmenden Aufwand bei der Zubereitung und Präsentation der Mahlzeiten – insbesondere für festliche Anlässe – in jener Zeit²⁴³.

«... das Auftreten neuer Trinkgewohnheiten [und Essgewohnheiten, Anm. Verf.] ist nicht nur als Beiprodukt intensiver Handelsbeziehungen zu interpretieren, sondern auch als Ergebnis veränderter Bedürfnisstrukturen.»²⁴⁴

Letztlich spiegelt sich in der Verspieltheit der Keramikbemalung auch eine Grundhaltung der Renaissance wider, nämlich Ausdruck der Lebensfreude, welche nicht zuletzt in wirtschaftlichen Neuerungen und verbesserter Techniken gründet. In Basel kommt hinzu, dass im 15. Jahrhundert mehrere historische Vorkommnisse der Stadt Bedeutung und Ruhm brachten, z. B. das Konzil 1431–1448, die Universitätsgründung 1454 und das Messerecht 1471. Die in diesem Jahrhundert aufstrebende Handwerks- und Handelsstadt entwickelte sich zu einer kulturell und wirtschaftlich führenden Metropole.

5.5 Zusammenfassende Bemerkungen

Die Betrachtung der Formentwicklung der in Basel seit dem 13. Jahrhundert bis Mitte des 17. Jahrhunderts verwendeten Gefässtypen hat deutlich gezeigt, dass bestimmte Formen über Jahrzehnte, ja über Jahrhunderte den Bedürfnissen der Benutzer genügten, während bei anderen Formen ein starker Wandel zu beobachten ist. Stagnationen sind vor allem bei der Kochkeramik festzustellen: die Töpfe, Dreibeintöpfe und Dreibeinpflanzen blieben vom ausgehenden 14. Jahrhundert bis in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts weitgehend unverändert. Manch eine Form, die routinemässig auf der Töpferscheibe in grosser Auflage hergestellt wurde, blieb über Jahrhunderte im Sortiment beständig. Die ideale Form des Kochtopfes war bereits im Neolithikum gefunden und seither wurden nur noch das Material bzw. die Herstellung technisch verbessert (andere Warenart, stabiler, härter im Brand), wenngleich der Formschatz ebenfalls gewisse zeitspezifische Ausprägungen erkennen lässt. Beim Tafelgeschirr hingegen wechselten Formen, Dekore und Gefässarten (Sonderformen) in einem schnelleren Rhythmus.

Bei der Gefässkeramik gilt es zu unterscheiden zwischen reiner Gebrauchskeramik (das gesamte Sortiment an Kochgefässen), die keiner ästhetischen, sondern lediglich einer technischen Optimierung bedurfte, und dem Tafelgeschirr, dass dem Tische zur Zier gereichen und dem Benutzer gefallen sollte. Bis ins Spätmittelalter zeichnete sich die Koch- und Tafelkeramik im Gesamtbild durch einfache, schlichte Formen aus. Erst am Übergang zur frühen Neuzeit setzte allmählich eine Tendenz zu optisch differenzierteren, qualitativ besseren Gefässen ein. Verschiedene Warenarten ersetzten im Laufe des Spätmittelalters die bis in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts zeittypische monochrom graue, unglasierte Irdenware. Das Geschirrensemble der frühen Neuzeit wurde aufgrund der veränderten Eigenfarben der Keramik (grau, orange, beige) und durch die verschiedenen Abstufungen der Glasurfarben grün, gelb und farblos insgesamt bunter. Bemalte Innenflächen und plastische Applikationen trugen ab dem 15. und 16. Jahrhundert ein Weiteres zur Qualitätssteigerung der irdenen Alltagsware bei. Durch diese Qualitätssteigerung gewann die Geschirrk Keramik in der frühen Neuzeit an «Ansehen» und wechselte womöglich von einem ursprünglich erschwinglichen Gebrauchsgegenstand zu einem nun etwas teureren Artikel.

Bei führenden Leitformen der einzelnen Zeitstufen ist augenfällig, dass ausser beim Topf der Prototyp zuvor jeweils aus Metall hergestellt worden ist (Dreibeintopf – Metallgraben, Schüsseln – Zinn oder Holz, Teller – Zinn) und deren Vorkommen lokal begrenzt war.

6. Aspekte zur Technologie

6.1 Vorbemerkungen zur Herstellungstechnik

Unter den Begriff «Keramik» (keramos = griech. Erde) fallen all jene Gegenstände, die aus Ton geformt und gebrannt sind: Baukeramik wie verschiedene Ziegel, Röhren, Wand- und Bodenfliesen, ferner Gefässe, Ofenkacheln und Figuren oder Statuetten (die oft als Terrakotten bezeichnet werden).

Die Herstellung von Keramik ist von je her ein schöpferischer Akt, welcher die vier Grundelemente Erde, Wasser, Luft und Feuer vereint. Der Rohstoff «Erde» wird unter Zusatz von Wasser vorbereitet und geformt, an der Luft getrocknet und im Feuer zu einem festen Gegenstand gebrannt. Das Endprodukt, die Keramik, ist ein feuer- und wasserfester Stoff, der sich – auch nach Jahrhunderten im Boden – nicht zersetzt und die Form beibehält. Dank dieser Beständigkeit sind keramische Erzeugnisse oft die einzigen Relikte vergangener Kulturen – Zeugen vergangener Lebensformen und Lebensqualität – und somit eine wichtige Quelle für die Alltagsforschung. Bis heute ist Keramik ein unentbehrlicher Bestandteil der menschlichen Kultur und Zivilisation geblieben. Immer noch bedient man sich der Töpferware für den täglichen Gebrauch als Koch- und Tafelgeschirr.

Erkenntnisse zur Herstellungstechnik lassen sich einerseits durch Beobachtungen am Objekt gewinnen, andererseits erbringen naturwissenschaftliche Untersuchungen wichtige Resultate hinsichtlich der Tonstruktur und Zusammensetzung des Tons²⁴⁵. In diesem Zusammenhang seien die Schriften aus dem 17. und 19. Jahrhundert erwähnt, die – aus der Berufspraxis entstanden – eine vom späten Mittelalter bis in die Neuzeit kaum veränderte Herstellungstechnik dokumentieren²⁴⁶.

6.1.1 Rohstoffe

Der Rohstoff Ton kann – je nach Lagerstätte – verschiedene Zusammensetzungen und Eigenschaften aufweisen und kommt in den Farben helles Weiss bis Gelb, Grau, Grün oder Rot bis Schwarzbraun vor²⁴⁷. Alle Tone enthalten Kieselsäure, Aluminiumhydroxid (oder Tonerde), andere Beimengungen wie z. B. Calciumcarbonat (Kalk), farbgebende Eisenverbindungen und Wasser. Entstanden im Tertiär durch Verwitterung des feldspathaltigen Urgesteins unter Einfluss von Wasser und Wärme, haben Regen, Bäche und Flüsse den Ton ausgewaschen und fortgetragen und in Mulden oder Niederungen wieder abgelagert²⁴⁸, den späteren Lagerstätten der Tone. Je nach Art des verwitterten Gesteins, aber auch aufgrund der jeweiligen geologischen Verhältnisse entstanden unterschiedliche Tone; die lokalen Tonsorten bestimmen die für eine Region typischen, lokalen Keramikwaren, deren Eigenfarbe und Verarbeitungsmöglichkeiten.

Für die Herstellung von Gefässkeramik sind die sog. Mergeltone besonders geeignet; sie weisen die für die Verarbei-

tung notwendige Feinkörnigkeit und Biegsamkeit auf. Dank ihrem Gehalt an Calciumcarbonat und Eisenverbindungen erreichen sie schon bei tiefen Brenntemperaturen ausreichende Festigkeit²⁴⁹.

Mit naturwissenschaftlichen Untersuchungsmethoden lässt sich die Zusammensetzung der verschiedenen Tonsorten analysieren²⁵⁰; in manchen Fällen ermöglicht die chemische Analyse sogar, die Herkunft des Tones zu bestimmen bzw. die untersuchten Gefässe einer bekannten Produktionsstätte zuzuweisen. Die Provenienzzuschreibung ist jedoch nur dann durchführbar, wenn die lokalen Tongruben und die daraus hergestellten Erzeugnisse einer Produktionsstätte bekannt sind. Im Rahmen dieser Forschungsarbeit war es leider nicht möglich, die Keramik auf ihre Tonzusammensetzung hin zu untersuchen; die Menge und Vielfalt der verschiedenen Warenarten hätten eine zu umfangreiche Analyse erfordert. Zudem kennen wir in der Stadt Basel bislang nur eine ausgegrabene Töpferwerkstatt (Aeschenvorstadt 2, S. 26 und 181).

6.1.2 Tonaufbereitung und Tonverarbeitung

Seit dem 16. Jahrhundert bezogen die in Basel zünftischen Ziegler und Hafner ihre Rohstoffe vor allem aus den «Herdgruben» im Binninger Bann (Baselland)²⁵¹. Von den Basler Ziegler ist überliefert, dass sie aus den ihnen zugewiesenen Lagerstätten im Winter gefrorenen Lehm holten. Für den Rohstoff mussten sie dem Grundstückbesitzer eine Abgabe leisten, welche jährlich zehn Schillinge betrug. Die Hafner hatten lediglich zwei Schillinge und sechs Pfennige zu bezahlen. Sie waren darüber hinaus aber verpflichtet, einen «Hafen», also einen Dreibein- oder Henkeltopf zu liefern²⁵². Bei den Freiburger Hafnern verfügte jeder Meister über einen bestimmten Teil der Erdgruben. Bereits damals schien ein Konkurrenzkampf unter den Hafnern bestanden zu haben, da sich die Hafnermeister offenbar nicht selten gegenseitig bestahlen oder am Zugang zur Grube hinderten²⁵³.

Nach dem Abbau (im Tage- oder Untertagebau²⁵⁴) in den Tongruben musste der Ton zunächst geschlämmt werden, um ihn von groben Verunreinigungen zu befreien, anschliessend wurde er gelagert. In einer Abhandlung über verschiedene Künste und Handwerke aus dem Jahre 1626²⁵⁵ wird im Kapitel über das Hafnerhandwerk das Vorbereiten und Formen des Tons wie folgt beschrieben:

«Die Erde / so man zu den Töpfen brauchet / nimpt man so feucht / wie sie an ihr selbst ist / legt sie auff ein Brett / oder Tisch / und schlegt sie mit einer eisern Stangen / so lang / biß sie sich nach vorthail deß Meistersrecht arbeiten lest: legt hernach ein stück mitte auff die Scheibe / treibt sie mit den Füßen herum / und formiert sein Toepffen nach gelegenheit ... unnd wann es also formiret / so schneidet er es mit einem kuepffern Drat / oder sonst mit einem starcken Bindfaden / im drehen von der Scheiben / unnd sezet es auff ein Brett / daß es trucken werde / Wann es ein wenig verhaselt / so sezt er das Ohr (Henkel) daran ... und lest es also vollends trucke werden. Wann es trucken / so stellet er es ins Feuer / und brennet es halb auß / darnach streuwet er



Abb. 113 Töpfer an der Fusstöpferscheibe (Blockscheibe).
Holzschnitt aus dem «Buch von den Erfindern der Dinge» von
Polydor Vergilius, Augsburg 1537.

*das Glasur dareyn / sezet es wider in den Ofen / so wird es
gegläset ... »²⁵⁶.*

Das von Hand geformte oder auf der Drehscheibe hochgezogene Gefäss wurde zum Trocknen auf entsprechende Holzregale gestellt, weshalb oftmals an den Bodenunterseiten noch Abdrücke der Gestellunterlagen zu erkennen sind. Erst in lederhartem Zustand konnte das Gefäss erneut überarbeitet werden: Verzierungen wurden eingeritzt – falls diese nicht bereits während der Herstellung angebracht worden sind –, ferner Griff- und Ausgusstüllen, Henkel, Füsse sowie Ornamente appliziert. Danach liess man die Gefässe trocknen. Es ist wichtig, die Keramikerzeugnisse gleichmässig und langsam zu trocknen, denn das Gefäss verliert dabei Wasser und verringert sein Volumen²⁵⁷: Bei ungleichmässigem oder zu schnellem Trocknen können die Gefässe als Folge der ungleichmässigen Schwindung leicht reissen. Die trockenen Gefässe wurden zum Brennen im Ofen aufgestapelt.

Die Gefässkeramik, die in Basel von der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts produziert worden ist, wurde – mit Ausnahme von wenigen Sonderstücken – ausschliesslich auf der schnell rotierenden Fusstöpferscheibe hergestellt (Abb. 113).

6.1.3 Brennen

Für einen optimalen Brand muss in einer ersten Phase der Ofen gleichmässig aufgeheizt, danach für kurze Zeit auf eine hohe Temperatur getrieben und anschliessend langsam abgekühlt werden²⁵⁸. Während des Brennvorgangs erfährt das Gefäss erneut eine Verringerung des Volumens, die sogenannte Brennschwindung. Wird die Brenntemperatur zu schnell in die

Höhe getrieben, haben die in Dampf umgesetzten Wasserteile nicht genügend Zeit, an die Oberfläche zu dringen und verursachen dadurch Brennrisse.

An der Farbe der Glut lässt sich die Brenntemperatur in etwa abschätzen: eine dunkelrote Glut misst nach Hofmann²⁵⁹ 700°C, eine kirschrote 800°C und eine hellrote 900°C. Bei noch höheren Temperaturen wird die Glutfarbe immer heller; so beträgt die Temperatur der orangen Glut 1000°C und der gelben 1100°C. Je höher die Brenntemperatur, desto stärker versintert der Ton, die Poren werden geschlossen, die Oberfläche wird wasserundurchlässig; das Endprodukt ist ein völlig durchgesintertes Steinzeug. Ist die Brenntemperatur übermässig hoch, verliert der Ton an Standfestigkeit, bläht auf und fällt zu einer formlosen Masse zusammen²⁶⁰. Fehlbrände dieser Art finden sich zuweilen im Fundmaterial aus Töpferei-Werkstätten; sie sind ein Indiz für eine Hafnerei. Keramikscherben aus Brandschichten zeigen dieselben Symptome: die Glasur ist oft aufgebläht, der Scherben versintert und die Keramik leicht verformt (Abb. 114).

Die Kenntnisse über die Temperaturhöhen reichen alleine jedoch nicht aus, um ein optimal gebranntes Gefäss zu erhalten. Hierfür müssen auch die Toneigenschaften bekannt sein, denn jede Tonsorte erreicht je nach Zusammensetzung bei einer anderen Temperatur die richtige Brennstufe. Der Töpfer/Hafner muss von der Tonqualität und der dafür erforderlichen Brenntemperatur Kenntnis haben, weshalb Techniken und Rezepte über Generationen beibehalten wurden.

Grundsätzlich sind zwei Brenntechniken zu unterscheiden: der reduzierende Brand bei geschlossenem Ofen, d.h. ohne Sauerstoffzufuhr, der in der Regel eine graue (je nach Tonsorte bis bräunliche) Scherbenfarbe bewirkt, und der oxidierende Brand mit Sauerstoffzufuhr, der die Keramik orangefarben (je nach Tonsorte bis beige) färbt. Wechselt die Brenn-atmosphäre während des Brandes, unterscheiden sich Tonkern und -mantel farblich voneinander (siehe 6.2 Warenart I.5, S.119)²⁶¹. Auch die Lage im Ofen ist für die Scherbenfarbe aus-

Abb. 114 Bodenscherbe eines Dreibeintopfes mit verbrannter und aufgeblähter olivfarbener Innenglasur.





Abb. 115 Dreibeintopf. 15. Jahrhundert. Die längliche Abplattung markiert die Berührungsstelle der eng gestapelten Gefässe.

schlaggebend. Bei dicht in- und übereinandergestapelten Gefässen ist keine gleichmässige Brennatmosfera gewährleistet; die verdeckten Partien bleiben bei einem oxidierenden Brand grau oder das Gefäss hat eine gefleckte (rote bis graue) Farbe. Ein gleichmässiges Brennen setzt eine gute Kontrolle des Brenngutes voraus und führt zu einer gleichmässigen Scherbenfarbe. Es ist bezeichnend, dass die unregelmässig gebrannte Ware hauptsächlich aus dem Hohen Mittelalter stammt, während seit dem 13. Jahrhundert die Keramik eine monochrome Farbe aufweist, was als Verbesserung der Brenntechnik zu deuten ist. Der Brand im offenen Feuer führte kaum zu einer einheitlichen Endfarbe des Produktes²⁶².

Um das eng nebeneinander und ineinander gestellte Brenngut voneinander trennen zu können, bediente man sich sog. Brennhilfen: Isolierkörper in Form von handgeformten Batzen oder Stäben. Längliche Abplattungen, die immer wieder an den Gefässwänden vorkommen, zeugen vom Aneinanderkleben der im Brennofen zu dicht aneinandergereihten Gefässe (Abb. 115).

Es war üblich, dass mehrere Töpfer ihre Erzeugnisse gemeinsam in einem Ofen brannten. Ob und in welchem Masse die Keramikherstellung in Basel *«intra muros»* geduldet worden ist, steht nicht eindeutig fest. In einer Zunfturkunde aus dem Jahre 1463 wird jedenfalls den Hafnern das Brennen in den Häusern wegen Feuergefahr verboten. Es wurde ihnen nahegelegt, diese Arbeiten künftig an den *«offenen Enden, in den Vorstädten oder Gärten zu tun»*²⁶³. Hingegen sind im Pestbericht von Felix Platter²⁶⁴ zur Zeit um die Wende zum 17. Jahrhundert wieder einige Hafnerwerkstätten *«intra muros»* aufgeführt (vgl. 9.5 *Basler Hafner und Hafnerinnen*, S.179). Entweder wurden damals bestehende Brennverbote umgangen oder diese waren inzwischen wieder aufgehoben worden. Vom Basler Hafnermeister Johann Hebenstreit ist (allerdings aus dem 18. Jh.) überliefert, dass er bei der Stadt eine Werkstatt mit

Brennofen in der Nähe des Riehener Tors (Kleinbasel) beantragt habe mit der Begründung: *«bisero sein geschirr und arbeit, mit groser unkomlichkeit und kósten, es weit von seime hauß entlegenen orthe n(m)achen und brennen müessen»*²⁶⁵. Ein weiterer Hafner aus Basel hatte dasselbe Anliegen und erbat *«... Ein Hafner Brennhäuslin aufrichten und erbawen lassen könnte ...»*²⁶⁶.

6.2 Warenarten

Im gesamten Gefässspektrum aus der Zeit des ausgehenden 13. bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts liegen verschiedene Keramikarten vor, die im folgenden als «Warenarten» bezeichnet werden. Sie lassen sich aufgrund folgender Merkmale voneinander unterscheiden:

- Herstellungstechnik: reduzierend oder oxidierend gebrannt, Wechselbrand
- Farbe der Keramik: grau, grauschwarz, orange oder zweifarbig
- Magerung: grob bis fein
- nachträgliche Behandlung: poliert, glasiert, bemalt
- porös oder wasserundurchlässig und somit klingend hart gebrannt

Die Unterscheidung von Warenarten bildet seit jüngster Zeit einen wichtigen methodischen Ansatz in der internationalen Keramikforschung²⁶⁷. Die Beschreibung regional unterschiedlicher Warenarten ist insofern unerlässlich, als in jeder «Keramikregion» spezifische Warenarten festzustellen sind. Es hat sich im Laufe der Untersuchungen herausgestellt, dass bestimmte Keramikarten nur in bestimmten Regionen und in bekannten Zeiträumen anzutreffen sind. Während einige Gefässformen sich über weite Distanzen entsprechen, sind die Warenarten bei gleicher Form oft unterschiedlich. Ein Gefäss ist letztlich nicht nur durch seine Form definiert, sondern auch durch den Ton und die Herstellungstechnik. Wie die Gefässformen sind auch die Warenarten einem Wandel unterworfen. Dies ist einerseits durch die Ergiebigkeit der einzelnen Tonlagerstätten bedingt, andererseits spielen auch technischer Fortschritt und Nachfrage nach einer besonderen Keramik eine entscheidende Rolle. Ferner wurde je nach Funktion eines Gefässes eine bestimmte Warenart bevorzugt. Ein Kochgefäss muss, um den Temperaturschwankungen im Herdfeuer standhalten zu können, stark gemagert sein; die fein gemagerten Speiseschüsseln wären hingegen für die Verwendung im Feuer nicht geeignet.

Die Einteilung in Materialgruppen erfolgte formunabhängig; sie basiert vorwiegend auf rein technologischen Kriterien. Diese beinhalten die Farbe des Mantels und des Kerns; Eigenschaften, die Rückschlüsse auf die Brenntechnik zulassen; ferner die Magerung, wobei die Magerungsmittel und Grösse der beigemengten Teile untersucht werden. Schliesslich sind die Brennhärte und der Grad der Sinterung warendefinierend.

Die Farben der Innen- und Aussenseite (= Mantel aussen; Mantel innen) der Gefässe sowie des Scherbenbruchbilds (= Kern) wurden anhand der Farbwerte der Munsell Soil Color Charts²⁶⁸ definiert. Bei uneinheitlich gebrannten Gefässen mit grossen Farbunterschieden war eine Farbbeschreibung kaum möglich. Desgleichen waren bei verbrannter und russgeschwärzter Keramik die ursprünglichen Farbwerte des Scherbens und der Glasur oft nicht mehr ermittelbar. Bei Bodenfundstücken können die Lagerung im Boden und die Bodenzusammensetzung zudem die Farbe sekundär beeinträchtigt haben. Je nach Verwendung des Gefässes kann auch eine nachträgliche Farbveränderung stattgefunden haben; Kochtöpfe, die auf dem Herd stets einer hohen Temperatur ausgesetzt waren, dunkelten nach. Die Munsell Soil Color Charts, die vorwiegend matte Farbwerte berücksichtigt, eignet sich nicht für die Bestimmung der oft glänzenden Glasurfarben; hierfür wurde die RAL-K1 Farbenübersichtstafel beigezogen²⁶⁹.

Die Werte, die zur Angabe der Brandhärte dienen, richten sich nach der Mohs'schen Härteskala²⁷⁰. Die Bestimmung der Magerungspartikel folgt der Unterteilung nach den allgemein üblichen Richtlinien²⁷¹: fein (0,063 – 0,2 mm), mittel (0,2 – 0,63 mm), grob (0,62 – 2 mm) und sehr grob (>2 mm – 6,3 mm).

Jede Hauptgruppe wurde zusätzlich in Untergruppen unterteilt. Aufgrund eben genannter Bestimmungskriterien konnten für das Fundmaterial aus dem untersuchten Zeitraum vom ausgehenden 13. bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts folgende Warenarten definiert werden²⁷²:

I Unglasierte Irdenware (unglas. IRW)

- I.1 Graue grobe Irdenware
- I.2 Graue feine Irdenware
- I.3 Grauschwarze Irdenware
- I.4 Graue Irdenware mit grauschwarzem Mantel
- I.5 Graue Irdenware mit rotbraunem Kern
- I.6 Orange grobe Irdenware
- I.7 Orange feine Irdenware

II Glasierte Irdenware (glas. IRW)

- II.1 Graue glasierte Irdenware
- II.2 Orange grobe glasierte Irdenware
- II.3 Orange feine glasierte Irdenware
- II.4 Orange grobe glasierte Irdenware mit Engobe
- II.5 Orange feine glasierte Irdenware mit Engobe
- II.6 Orange glasierte Irdenware mit Malhorndekor
- II.7 Beige glasierte Irdenware mit Engobe
- II.8 Helle glasierte Irdenware
- II.9 Beidseitig glasierte Irdenware

III Steinzeug (STZ)

IV Fayence (FAY)

6.2.1 I Unglasierte Irdenware (unglas. IRW)

Bei der unglasierten Irdenware handelt es sich um eine poröse Keramik, die bei einer niedrigen Temperatur von ca. 900°C–1000°C oxidierend, reduzierend oder im Wechselbrand gebrannt wurde²⁷³.

Die unglasierte Irdenware umfasst folgendes Spektrum an Untergruppen:

I.1 Graue grobe IRW (Abb. 132.1)

- Farbe Mantel aussen: grau
- Farbe Kern: grau
- Farbe Mantel innen: grau
- Farbwerte: 10 YR 6/1; 2.5 Y 5/2; 5 Y 6/1–5/1
- Brandart: reduzierend
- Brandhärte: hart
- Magerungsgrösse: grob
- Katalogverweis Bsp.: Tafel 3,1; Tafel 3,7; Tafel 5,4; Tafel 9,4; Tafel 25,1; Tafel 71,10

Diese Warenart zeichnet sich durch eine sandige, rauhe Oberfläche, hervorgerufen durch die groben Magerungskörner, aus.

Verwendungsbereich: 13. bis Mitte 14. Jahrhundert zur Hauptsache für Kochkeramik (Töpfe) (Abb. 116).



Warenart I.1	Topf	Henkeltopf	Dreibeintopf	Bügelkanne	Ausguss- gefäß	Dreibein- pflanne	Schüssel	Teller	Platte	Siebgefäß	Sonderform	Deckel	Lämpchen
2. Hälfte 13. Jh.	●		○		○						●	●	●
1. Hälfte 14. Jh.	●			○								●	
2. Hälfte 14. Jh.													
1. Hälfte 15. Jh.											○		
2. Hälfte 15. Jh.	○											○	
1. Hälfte 16. Jh.													
2. Hälfte 16. Jh.													
1. Hälfte 17. Jh.													

I.2 Graue feine IRW (Abb. 132. 2)

- Farbe Mantel aussen: grau
- Farbe Kern: grau
- Farbe Mantel innen: grau
- Farbwerte: wie bei I.1
- Brandart: reduzierend
- Brandhärte: mittel bis hart
- Magerungsgrösse: fein bis mittel
- Katalogverweis Bsp.: Tafel 1,3–4; Tafel 3,6; Tafel 4,3; Tafel 5,1; Tafel 10,2; Tafel 12,3; Tafel 25,2; Tafel 26,3; Tafel 33,2; Tafel 44,11

Die Oberfläche fühlt sich fein und glatt an; die Gefässe dieser Keramikart sind in der Regel dünnwandig.

Verwendungsbereich: 13. bis 15. Jahrhundert vorwiegend für Kochkeramik (Töpfe, Dreibeinpflanzen, Deckel) und Wasserbehälter (Bügelkannen) (Abb. 117).

Abb. 117 Verteilung der Warenart I.2 auf die wichtigsten Gefässarten und Epochen.

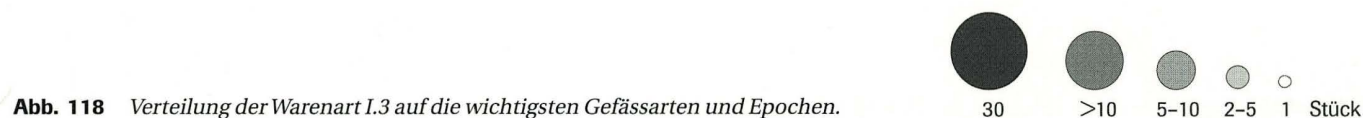
Warenart I.2	Topf	Henkeltopf	Dreibeintopf	Bügelkanne	Ausguss- gefäss	Dreibein- pfanne	Schüssel	Teller	Platte	Siebgefäss	Sonderform	Deckel	Lämpchen
2. Hälfte 13. Jh.													
1. Hälfte 14. Jh.													
2. Hälfte 14. Jh.													
1. Hälfte 15. Jh.													
2. Hälfte 15. Jh.	 												
1. Hälfte 16. Jh.													
2. Hälfte 16. Jh.													
1. Hälfte 17. Jh.													

I.3 Grauschwarze IRW (Abb. 132.3)

Farbe Mantel aussen:	dunkelgrau bis grauschwarz, metallisch, geglättet
Farbe Kern:	dunkelgrau bis grauschwarz
Farbe Mantel innen:	dunkelgrau bis grauschwarz, metallisch, geglättet
Farbwerte:	2.5 YR N4–N2.5; 7.5 YR N3; 10 YR 3/1; 2.5 Y N4–N3; 5 Y 4/1–5 Y 4/2
Brandart:	reduzierend
Brandhärte:	hart bis sehr hart
Magerungsgrösse:	fein bis mittel
Katalogverweis Bsp.:	Tafel 1,1; Tafel 2,12; Tafel 3,5; Tafel 10,3; Tafel 13,2; Tafel 13,6–7; Tafel 27,10; Tafel 39,4; Tafel 52,2

Die grauschwarze Irdenware ist das Produkt einer speziellen Brenntechnik. Auf der Oberfläche der Keramik bildet sich bei starkem Reduktionsbrand eine feine Russsschicht, welche die «Haut» der Keramik abdichtet. Dadurch wird die Wasserundurchlässigkeit erhöht, d.h. die Russsschicht erfüllt annähernd die gleiche Funktion wie eine Glasur²⁷⁴.

Verwendungsbereich: zweite Hälfte 13. Jahrhundert für Kochkeramik (Töpfe) und Lämpchen; erste Hälfte 14. Jahrhundert bis Beginn 15. Jahrhundert vereinzelt auch für Wasserbehälter (Bügelkannen) (Abb. 118).



Warenart I.3	Topf	Henkeltopf	Dreibeintopf	Bügelkanne	Ausguss- gefäss	Dreibein- pfanne	Schüssel	Teller	Platte	Siebgefäss	Sonderform	Deckel	Lämpchen
2. Hälfte 13. Jh.	30		2-5									2-5	
1. Hälfte 14. Jh.	30			>10									2-5
2. Hälfte 14. Jh.	>10			2-5									
1. Hälfte 15. Jh.	2-5			2-5									
2. Hälfte 15. Jh.	2-5						1						
1. Hälfte 16. Jh.													
2. Hälfte 16. Jh.													
1. Hälfte 17. Jh.													

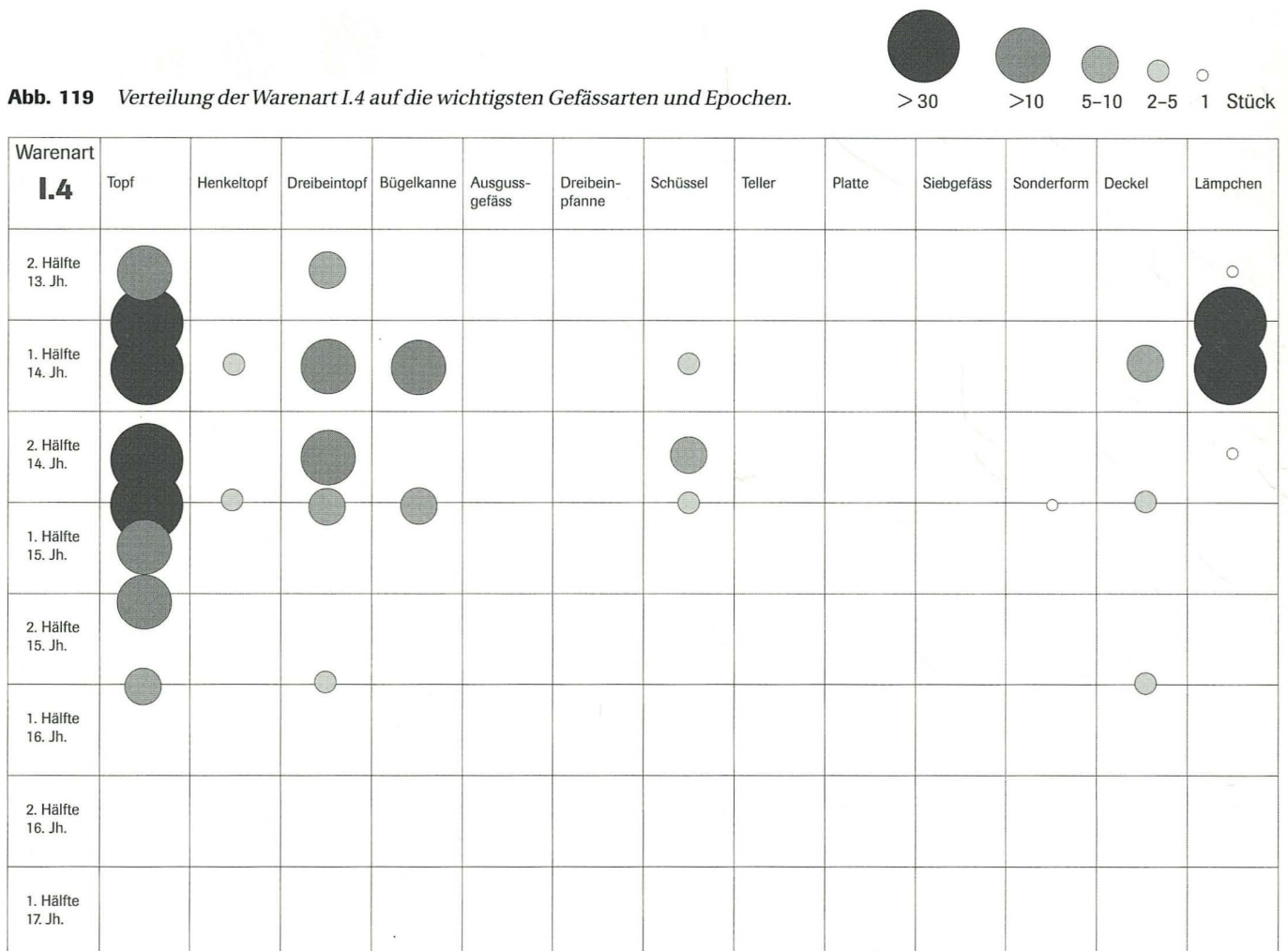
I.4 Graue IRW mit grauschwarzem Mantel (Abb. 132.4)

Farbe Mantel aussen:	dunkelgrau bis grauschwarz, metallisch, geglättet
Farbe Kern:	hellgrau bis grau
Farbe Mantel innen:	wie Farbe aussen
Farbwerte Mantel aussen und innen:	wie bei I.3
Farbwerte im Kern:	wie bei I.1
Brandart:	reduzierend
Brandhärte:	mittel bis hart
Magerungsgrösse:	fein bis mittel
Katalogverweis Bsp.:	Tafel 2,8; Tafel 10,8; Tafel 12,7; Tafel 13,4; Tafel 26,1; Tafel 29,2; Tafel 44,1; Tafel 46,1; Tafel 53,6

Verwendungsbereich: 13. bis ausgehendes 15. Jahrhundert, mit Schwerpunkt im 14. Jahrhundert für Kochkeramik (Töpfe und Dreibeintöpfe); vereinzelt auch für Wasserbehälter und Tafelgeschirr (Schüsseln) (Abb. 119).

Das Charakteristische dieser Warenart ist die uneinheitliche Scherbenfarbe, die auf eine nicht konstante Brennatmosfera zurückzuführen ist. Nach einem ersten Reduktionsbrand setzen sich als Folge der starken Rauchentwicklung im geschlossenen Ofen feinste Russpartikel auf der Oberfläche der Keramik ab. Die Oberfläche ist mit einem harten Gegenstand vor dem Brand geglättet worden. Auf den glatten Partien haben sich während dem Brand Russpartikel abgelagert, die eine beinahe schwarze, metallisch wirkende Oberfläche erzeugten. Im Unterschied zur grauschwarzen Irdenware (I.3) hebt sich der Kern vom Mantel in einer hellgrauen/grauen Farbe ab.

Abb. 119 Verteilung der Warenart I.4 auf die wichtigsten Gefässarten und Epochen.



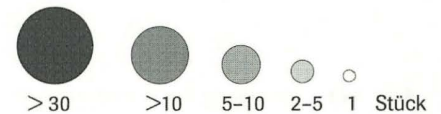
I.5 Graue IRW mit rotbraunem Kern (Abb. 133.1)

Farbe Mantel aussen: (grau bis) dunkelgrau
 Farbe Kern: rotbraun
 Farbe Mantel innen: (grau bis) dunkelgrau
 Farbwerte Mantel aussen und innen: 5 Y 3/1; 7,5 YR N4
 Farbwerte im Kern: 5 YR 4/6; 7,5 YR 5/4-5/6
 Brandart: Wechselbrand
 Brandhärte: mittel bis hart
 Magerungsgrösse: fein bis mittel
 Katalogverweis Bsp.: Tafel 1,7; Tafel 2,1; Tafel 2,9-10;
 Tafel 6,1; Tafel 28,5; Tafel 28,8;
 Tafel 30,6; Tafel 45,3; Tafel 52,1;
 Tafel 60,1; Tafel 60,12

Bezeichnend für diese Keramikart ist ein grauer Scherben mit einem meist gleichmässig rotbraunen Kern. Hier hat während des Brandes ein Wechsel der Brennatmosphäre stattgefunden. Nach einem oxidierenden Brand trat eine kurze Reduktion ein²⁷⁵. Die Oxidation hat den Kern rot gefärbt, während durch eine erneute Reduktion der Mantel sich anschliessend grau bis dunkelgrau verfärbte.

Verwendungsbereich: 13. bis 15. Jahrhundert für Kochkeramik (Töpfe), hauptsächlich im 14. Jahrhundert auch für Dreibeintöpfe; 13. bis Mitte 14. Jahrhundert auch für Wasserbehälter (Bügelkannen) (Abb. 120).

Abb. 120 Verteilung der Warenart I.5 auf die wichtigsten Gefässarten und Epochen.



Warenart I.5	Topf	Henkeltopf	Dreibeintopf	Bügelkanne	Aussuss- gefäss	Dreibein- pfanne	Schüssel	Teller	Platte	Siebgefäss	Sonderform	Deckel	Lämpchen
2. Hälfte 13. Jh.	●			●								●	●
1. Hälfte 14. Jh.	●			●			●				○	●	●
2. Hälfte 14. Jh.			●										
1. Hälfte 15. Jh.	●		●				○						
2. Hälfte 15. Jh.	●												
1. Hälfte 16. Jh.			○										
2. Hälfte 16. Jh.													
1. Hälfte 17. Jh.													

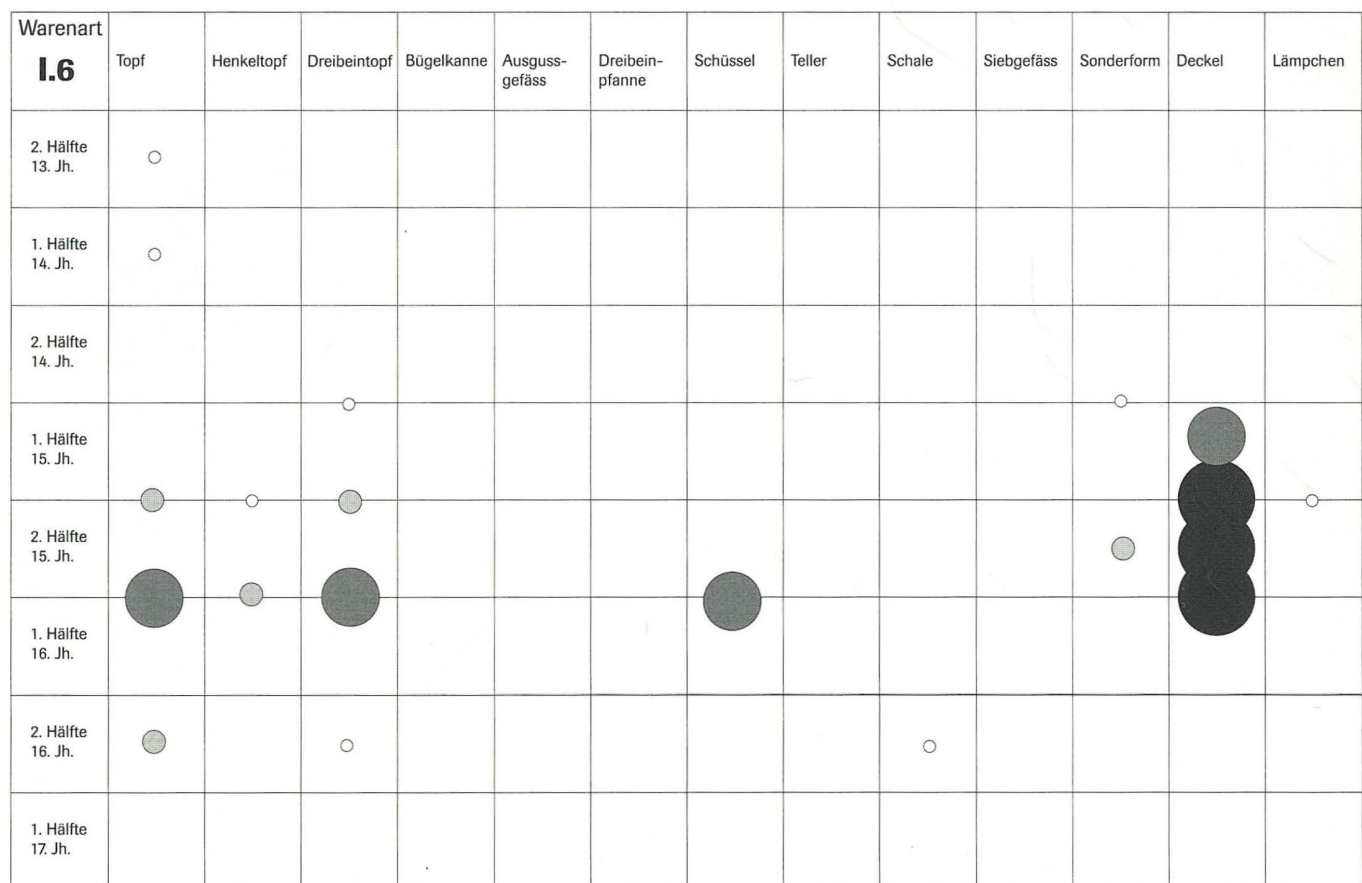
I.6 Orange grobe IRW (Abb. 133.2)

Farbe Mantel aussen:	orange bis orangerot
Farbe Kern:	orange bis orangerot
Farbe Mantel innen:	orange bis orangerot
Farbwerte:	5 YR 6/6–6/8; 5 YR 5/6–5/8; 7,5 YR 6/6–6/8; 7,5 YR 5/6–5/8
Brandart:	oxidierend
Brandhärte:	hart
Magerungsgrösse:	grob, meist reichlich
Katalogverweis Bsp.:	Tafel 2,6; Tafel 52,4; Tafel 63,7–8; Tafel 65,1; Tafel 69,7

Die Kern- und Oberflächenstruktur der orangen groben Irdenware entsprechen denjenigen der grauen groben Irdenware.

Verwendungsbereich: vor allem für Deckel aus dem 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts; im ausgehenden 15./beginnenden 16. Jahrhundert auch für Kochkeramik (Töpfe, Dreibeintöpfe) und Tafelkeramik (Schüsseln) (Abb. 121).

Abb. 121 Verteilung der Warenart I.6 auf die wichtigsten Gefässarten und Epochen.



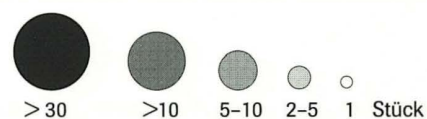
I.7 Orange feine IRW (Abb. 133.3)

Farbe Mantel aussen:	orange bis orangerot
Farbe Kern:	orange bis orangerot
Farbe Mantel innen:	orange bis orangerot
Farbwerte:	5 YR 6/6–6/8; 5 YR 5/6–5/8; 7.5 YR 6/6–6/8; 7.5 YR 5/6–5/8
Brandart:	oxidierend
Brandhärte:	hart
Magerungsgrösse:	fein bis mittel
Katalogverweis Bsp.:	Tafel 2,7; Tafel 7,4; Tafel 25,8; Tafel 27,9; Tafel 30,5; Tafel 43,4; Tafel 64,3; Tafel 65,6; Tafel 71,4; Tafel 74,1; Tafel 89; Tafel 90,1

Die Gefässe der orangen feinen Irdenware zeigen eine glatte, feine Scherbenoberfläche. Kern- und Oberflächenstruktur entsprechen auch hier denjenigen der grauen, feinen Irdenware.

Verwendungsbereich: erste Hälfte 14. Jahrhundert, schwerpunktmässig 15. und Beginn 16. Jahrhundert für Kochkeramik (Töpfe) (Abb. 122).

Abb. 122 Verteilung der Warenart I.7 auf die wichtigsten Gefässarten und Epochen.



Warenart I.7	Topf	Henkeltopf	Dreibeintopf	Bügelkanne	Aussuss- gefäss	Dreibein- pfanne	Schüssel	Teller	Platte	Siebgefäss	Sonderform	Deckel	Lämpchen
2. Hälfte 13. Jh.													
1. Hälfte 14. Jh.	●		○	●								●	○
2. Hälfte 14. Jh.	●	●					●		○				○
1. Hälfte 15. Jh.	●										○	●	
2. Hälfte 15. Jh.	●		○				●				○	●	
1. Hälfte 16. Jh.	●		●				●				○	●	
2. Hälfte 16. Jh.	●										○		
1. Hälfte 17. Jh.												○	

Die glasierte Irdenware umfasst sämtliche Gefäße, die mit einer farblosen oder farbigen Glasur versehen sind, einen porösen Scherben aufweisen und bei niedrigen Temperaturen gebrannt wurden. Im gesamten Betrachtungszeitraum wurden stets Bleiglasuren verwendet.

II.1 Graue glasierte IRW (Abb.133.4)

Farbe Mantel aussen:	grau bis dunkelgrau
Farbe Kern:	grau bis dunkelgrau
Farbe Mantel innen:	grau bis dunkelgrau
Glasurauftrag:	innen oder aussen ohne Engobe
Glasurfarben:	oliv bis grün, 5 Y 4/4
Brandart:	reduzierend
Brandhärte:	hart
Magerung:	fein bis grob
Katalogverweis Bsp.:	Tafel 55,1; Tafel 76,3

Die graue glasierte Irdenware gehört in das Frühstadium dieser Herstellungstechnik. Die Farbigkeit der Bleiglasuren wird bei reduzierendem Brand stark beeinträchtigt, verliert an Farbtintensität und wirkt matt und dunkel.

Verwendungsbereich: nur vereinzelt nachweisbar, sowohl bei Kochkeramik (Töpfe, Dreibeintöpfe) wie auch bei Tafelgeschirr (Schüsseln und Sonderformen) (Abb. 123).

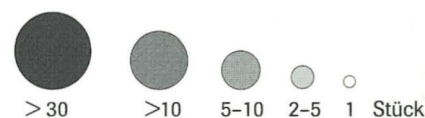


Abb. 123 Verteilung der Warenart II.1 auf die wichtigsten Gefäßarten und Epochen.

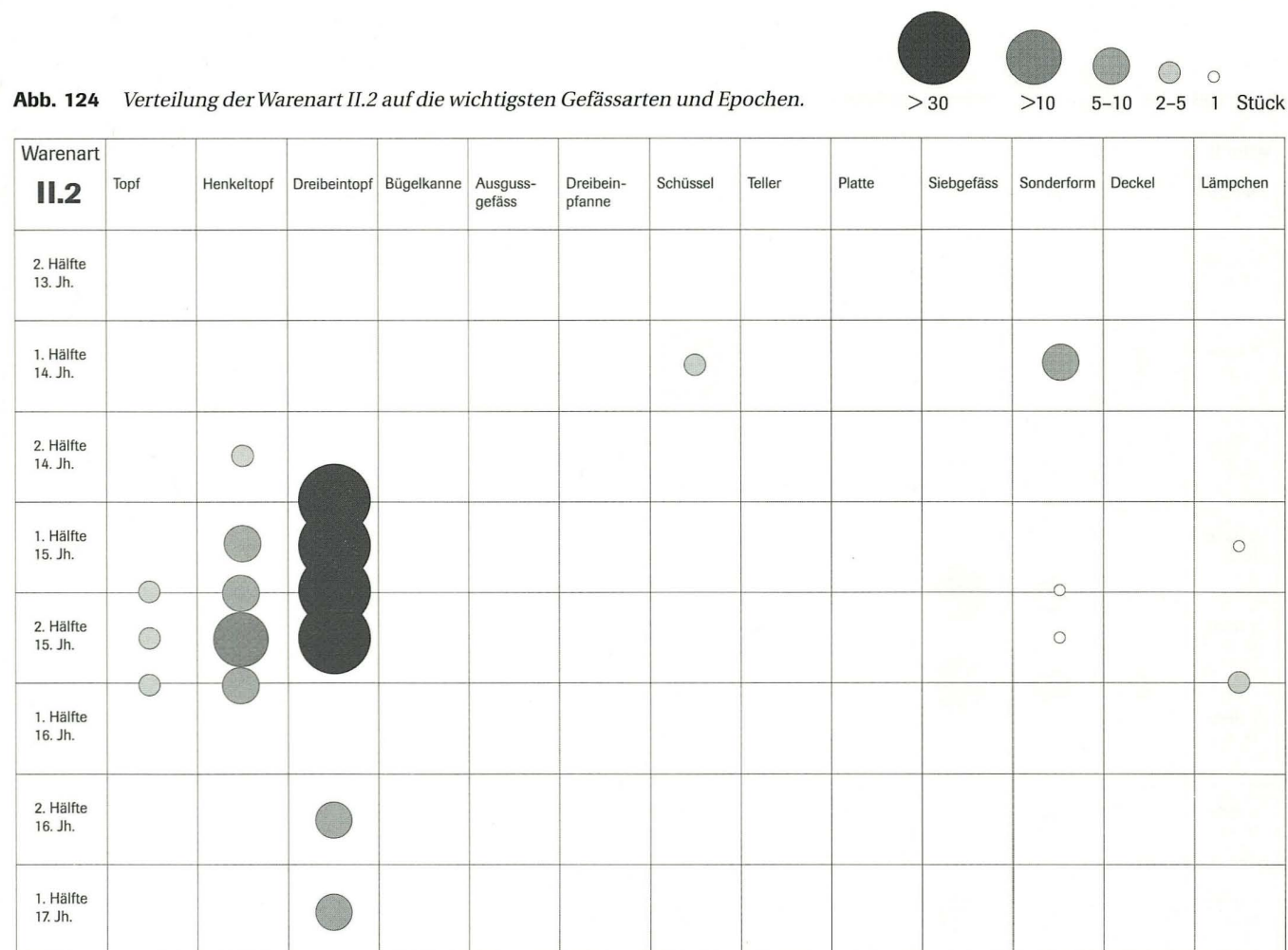
Warenart II.1	Topf	Henkeltopf	Dreibeintopf	Bügelkanne	Ausguss- gefäß	Dreibein- pfanne	Schüssel	Teller	Platte	Siebgefäß	Sonderform	Deckel	Lämpchen
2. Hälfte 13. Jh.											○		
1. Hälfte 14. Jh.							○						
2. Hälfte 14. Jh.													
1. Hälfte 15. Jh.			○										
2. Hälfte 15. Jh.	○		○				○				○		
1. Hälfte 16. Jh.													
2. Hälfte 16. Jh.													
1. Hälfte 17. Jh.													

II.2 Orange grobe glasierte IRW (Abb. 134.1)

Farben:	wie bei I.6
Glasurauftrag:	in der Regel innen ohne Engobe, je nach Gefäß nur partiell
Glasurfarben:	farblos, oliv, 5 Y 4/4; 5 Y 5/6, grün, RAL 6 003, RAL 6 007
Brandart:	oxidierend
Brandhärte:	hart
Katalogverweis Bsp.:	Tafel 31,4; Tafel 53,3; Tafel 62,2; Tafel 65,3; Tafel 73,1; Tafel 82,3; Tafel 116,2

Charakteristisch für diese Warenart sind die oft reichlich beigemischten grobsandigen Magerungspartikel, die zuweilen durch die dünne Glasurschicht hinausragen und diese haptisch beeinträchtigen.

Verwendungsbereich: vor allem zweite Hälfte des 14. bis Beginn des 16. Jahrhunderts für Kochkeramik (Dreibeintöpfe und Henkeltöpfe), zum Teil bis Mitte des 17. Jahrhunderts (nur noch Dreibeintöpfe) (Abb. 124).



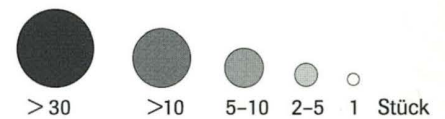
II.3 Orange feine glasierte IRW (Abb. 134.2)

Farben:	wie bei I.6
Glasurauftrag:	in der Regel innen, ohne Engobe, je nach Typ nur partiell
Glasurfarben:	farblos, oliv, 5 Y 4/4; 5 Y 5/6, grün, RAL 6 003, RAL 6 007
Brandart:	oxidierend
Brandhärte:	hart
Magerung:	fein bis mittel
Katalogverweis Bsp.:	Tafel 16,1–7; Tafel 32,2; Tafel 47,2; Tafel 48,1

Der feine, gering gemagerte Scherben ermöglichte ein glattes Ausschmelzen der Glasur.

Verwendungsbereich: erste Hälfte 14. Jahrhundert, hauptsächlich für Dreibeinpfannen; ansonsten im gesamten Betrachtungszeitraum nicht für eine bestimmte Gefäßgattung oder -art benutzt. Es kann lediglich ein Schwerpunkt vom 15. bis Anfang 16. Jahrhundert im Bereich der Kochkeramik (Henkeltöpfe und Dreibeintöpfe) beobachtet werden (Abb. 125).

Abb. 125 Verteilung der Warenart II.3 auf die wichtigsten Gefäßarten und Epochen.



Warenart II.3	Topf	Henkeltopf	Dreibeintopf	Bügelkanne	Ausguss- gefäß	Dreibein- pfanne	Schüssel	Teller	Platte	Siebgefäß	Sonderform	Deckel	Lämpchen
2. Hälfte 13. Jh.													
1. Hälfte 14. Jh.	○		○			●					●		
2. Hälfte 14. Jh.		○	●			●	●						○
1. Hälfte 15. Jh.											○		
2. Hälfte 15. Jh.	○	●	●			●							○
1. Hälfte 16. Jh.	●	●	●			●		●			○		○
2. Hälfte 16. Jh.		●	○										
1. Hälfte 17. Jh.			●			●	●	●					

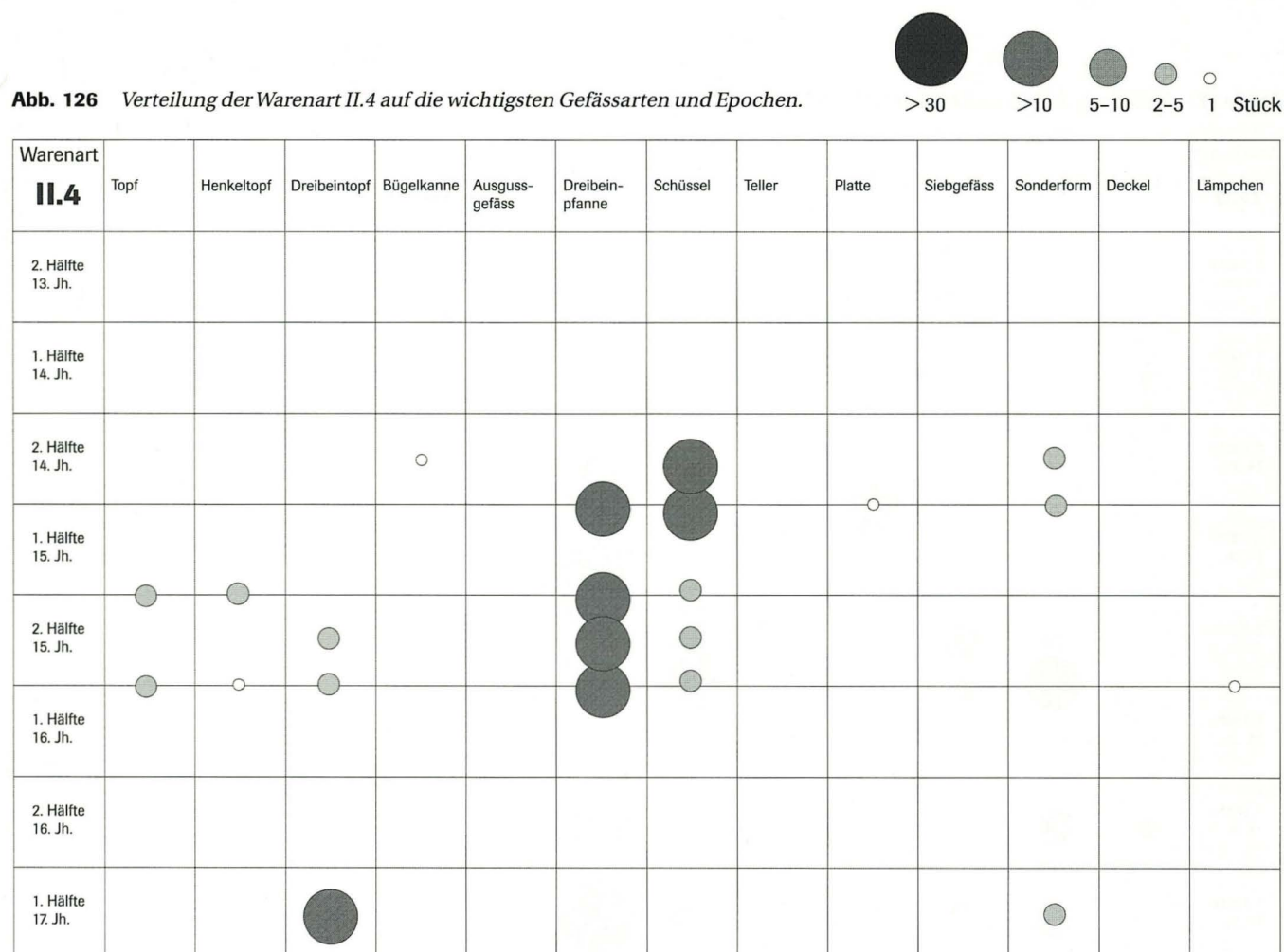
II.4 Orange grobe glasierte IRW mit Engobe (Abb. 134.3)

Farben:	wie bei I.6
Glasurauftrag:	in der Regel innen auf einer weissen Engobe, deckend
Glasurfarben:	hell bis dunkelgrün, RAL 6 002, 6 029, 6 032, 6 010, 6 017, 6 009; gelb 2.5 Y 6/6
Brandart:	oxidierend
Brandhärte:	hart
Magerung:	grob, meist reichlich
Katalogverweis Bsp.:	Tafel 49,5; Tafel 50,1–2; Tafel 66,1 und 8; Tafel 68,3; Tafel 83; Tafel 115,1

Die Gefässe, welche die Glasur auf einer Engobe tragen, sind in lederhartem Zustand mit einem kalkhaltigen Tonschlicker (Engobe) versehen worden. Die Engobe, die in der Regel die Gefässoberfläche vollständig bedeckt, so dass die Keramikfarbe nicht mehr sichtbar ist, bewirkt zum Einen ein besseres Haften der Glasur und lässt zum Anderen die Farbe derselben intensiver und weicher erscheinen.

Verwendungsbereich: seit der Mitte des 14. Jahrhunderts bis zu Beginn des 16. Jahrhunderts vorwiegend für Tafelgeschirr, vor allem Schüsseln und Dreibeinpflanzen; in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts auch für Dreibeintöpfe (Abb. 126).

Abb. 126 Verteilung der Warenart II.4 auf die wichtigsten Gefässarten und Epochen.



II.5 Orange feine glasierte IRW mit Engobe (Abb. 134.4)

- Farben: wie bei I.7
- Glasurauftrag: in der Regel innen auf einer weissen Engobe, deckend,
- Glasurfarben: hell bis dunkelgrün, RAL 6 002, 6 029, 6 032, 6 010, 6 017, 6 009; gelb, 2.5 Y 6/6
- Brandart: oxidierend
- Brandhärte: hart
- Magerung: fein bis mittel
- Katalogverweis Bsp.: Tafel 33,1; Tafel 45,5; Tafel 48,2; Tafel 65,6; Tafel 66,4; Tafel 68,1; Tafel 117,1; Tafel 120,3

Die charakteristischen Merkmale dieser Warenart entsprechen der orangen feinen Keramik I.7 Bei der glasierten Irdenware ist diese Untergruppe am stärksten vertreten.

Verwendungsbereich: erste Hälfte 14. bis Mitte 17. Jahrhundert, insbesondere für Tafelkeramik (Schüsseln, Teller, Platten und Sonderformen); seit Mitte des 14. Jahrhunderts auch für Kochkeramik (Dreibeinpfannen, Dreibeintöpfe und Henkeltöpfe) (Abb. 127).

Abb. 127 Verteilung der Warenart II.5 auf die wichtigsten Gefässarten und Epochen.

Warenart II.5	Topf	Henkeltopf	Dreibeintopf	Bügelkanne	Ausguss- gefäß	Dreibein- pfanne	Schüssel	Teller	Platte	Siebgefäß	Sonderform	Deckel	Lämpchen
2. Hälfte 13. Jh.													
1. Hälfte 14. Jh.													
2. Hälfte 14. Jh.													
1. Hälfte 15. Jh.							 						
2. Hälfte 15. Jh.		 	 			 					 		
1. Hälfte 16. Jh.													
2. Hälfte 16. Jh.													
1. Hälfte 17. Jh.													

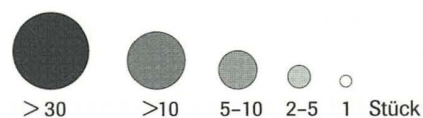
II.6 Orange glasierte IRW mit Malhorndekor (Abb.135.1)

Farben:	orange bis rot
Glasurauftrag:	innen
Glasurfarben:	farblos, oliv bis grün auf weissem Malhorndekor
Brandart:	oxidierend
Brandhärte:	hart
Magerungsgrösse:	fein bis mittel
Katalogverweis Bsp:	Tafel 121,4–7

Bei dieser Warenart wurde mit einem mit Tonschlicker (einer cremefarbenen Engobe) gefüllten Malhörnchen zuerst der vorgebrannte Scherben bemalt und dieser anschliessend farblos oder grün glasiert.

Verwendungsbereich: erste Hälfte 17. Jahrhundert nur für Tafelkeramik (Schüsseln und Schalen) (Abb. 128).

Abb. 128 Verteilung der Warenart II.6 auf die wichtigsten Gefässarten und Epochen.



Warenart II.6	Topf	Henkeltopf	Dreibeintopf	Bügelkanne	Ausguss- gefäss	Dreibein- pfanne	Schüssel	Teller	Schale	Siebgefäss	Sonderform	Deckel	Lämpchen
2. Hälfte 13. Jh.													
1. Hälfte 14. Jh.													
2. Hälfte 14. Jh.													
1. Hälfte 15. Jh.													
2. Hälfte 15. Jh.													
1. Hälfte 16. Jh.													
2. Hälfte 16. Jh.													
1. Hälfte 17. Jh.													

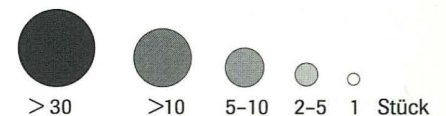
II.7 Beige glasierte IRW mit Engobe (Abb. 135.2)

Farbe Mantel aussen:	beige, hellbeige Farbe
Kern:	beige bis orange, rosa
Farbwerte Mantel aussen:	10 YR 8/4–8/6; 10 YR 7/3–7/4; 10 YR 6/3–6/4; 7.5 YR 7/3–7/4
Farbwerte Kern:	5 YR 7/3–7/4
Glasurauftrag:	in der Regel innen über Engobe
Glasurfarben:	wie bei II.4 und II.5
Brandart:	oxidierend
Brandhärte:	hart
Magerung:	sehr fein
Katalogverweis Bsp.:	Tafel 84,8; Tafel 96,3–4; Tafel 97,1–2; Tafel 115,2; Tafel 118,3; Tafel 120,2

Die beige Irdenware stellt eine eigenständige Gruppe innerhalb der gesamten Irdenware dar. Das Hauptmerkmal ist die stets feine bis sehr feine Keramik ohne Magerungszusätze; die dünnwandigen Gefässe zeugen von einer qualitativ anspruchsvollen Ware.

Verwendungsbereich: seit der Mitte des 14. Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts für Bügelkannen; schwermächtig 15./Beginn 16. Jahrhundert für Tafelkeramik (Schüsseln, Teller, Sonderformen); erst in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts für Kochkeramik (Dreibeintopf) (Abb.129).

Abb. 129 Verteilung der Warenart II.7 auf die wichtigsten Gefässarten und Epochen.



Warenart II.7	Topf	Henkeltopf	Dreibeintopf	Bügelkanne	Ausguss- gefäss	Dreibein- pfanne	Schüssel	Teller	Platte	Siebgefäss	Sonderform	Deckel	Lämpchen
2. Hälfte 13. Jh.													
1. Hälfte 14. Jh.													
2. Hälfte 14. Jh.							○						
1. Hälfte 15. Jh.	○			●			●						
2. Hälfte 15. Jh.							●				●		
1. Hälfte 16. Jh.	○	●				○	●	●					●
2. Hälfte 16. Jh.		○					●	○			○		
1. Hälfte 17. Jh.			●			○	●						

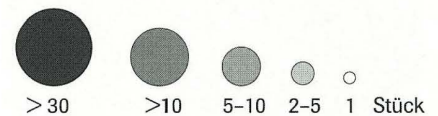
II.8 Helle glasierte IRW (Abb. 135.3)

Farbe Mantel aussen:	hell, beinahe weiss
Farbe Kern:	hell, beinahe weiss
Farbwerte:	2.5 Y 8/2-8/3; 10 YR 8/2
Glasurauftrag:	innen ohne Engobe
Glasurfarben:	gelb, oliv, grün
Brandart:	reduzierend
Brandhärte:	mittel bis hart
Magerungsgrösse:	sehr fein bis fein
Katalogverweis Bsp.:	Tafel 78,4

Die helle Irdenware hat einen beinahe weissen Scherben; der Ton ist in der Regel äusserst fein und glatt gearbeitet. Wie bei der beigen Irdenware handelt es sich auch hier um eine Qualitätsware.

Verwendungsbereich: erst ab Beginn des 17. Jahrhunderts vereinzelt für Dreibeintöpfe, Schüsseln und Sonderformen (Abb. 130).

Abb. 130 Verteilung der Warenart II.8 auf die wichtigsten Gefässarten und Epochen.



Warenart II.8	Topf	Henkeltopf	Dreibeintopf	Bügelkanne	Aussuss- gefäss	Dreibein- pfanne	Schüssel	Teller	Platte	Siebgefäss	Sonderform	Deckel	Lämpchen
2. Hälfte 13. Jh.													
1. Hälfte 14. Jh.													
2. Hälfte 14. Jh.													
1. Hälfte 15. Jh.													
2. Hälfte 15. Jh.													
1. Hälfte 16. Jh.													
2. Hälfte 16. Jh.													
1. Hälfte 17. Jh.			○				○				○		

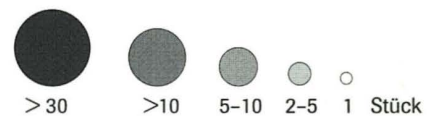
II.9 Beidseitig glasierte IRW (Abb. 135.4)

Farbe Kern:	orange oder grau
Farbwerte:	7,5 YR 5/6
Glasurauftrag:	beidseits über Engobe
Glasurfarben:	gelb und grün
Brandart:	oxidierend oder reduzierend
Brandhärte:	hart
Magerung:	fein bis mittel
Katalogverweis Bsp.:	Tafel 108,4; Tafel 109,4; Tafel 120,1

Bei der beidseitig glasierten Irdenware tragen die Gefäße sowohl auf der Aussen- wie auch auf der Innenseite eine deckende, oftmals unterschiedlich farbige Glasur (z. B. aussen grün, innen gelb). Die Bruchfarbe kann orange (oxidierend gebrannt) oder grau (reduzierend gebrannt) sein.

Verwendungsbereich: erst in der frühen Neuzeit; seit Mitte des 16. Jahrhunderts für Henkeltöpfe sowie für Tafelkeramik (Schüsseln und Teller) (Abb. 131).

Abb. 131 Verteilung der Warenart II.9 auf die wichtigsten Gefässarten und Epochen.



Warenart II.9	Topf	Henkeltopf	Dreibeintopf	Bügelkanne	Ausguss- gefäß	Dreibein- pfanne	Schüssel	Teller	Platte	Siebgefäß	Sonderform	Deckel	Lämpchen
2. Hälfte 13. Jh.													
1. Hälfte 14. Jh.													
2. Hälfte 14. Jh.													
1. Hälfte 15. Jh.													
2. Hälfte 15. Jh.													
1. Hälfte 16. Jh.													
2. Hälfte 16. Jh.		●											
1. Hälfte 17. Jh.	●	●					●	●					

Mantel aussen

Kern

Mantel innen



Abb. 132.1 I.1 Graue grobe Irdenware.



Abb. 132.2 I.2 Graue feine Irdenware.



Abb. 132.3 I.3 Grauschwarze Irdenware.



Abb. 132.4 I.4 Graue Irdenware mit grauschwarzem Mantel.

Mantel aussen

Kern

Mantel innen



Abb. 133.1 I.5 Graue Irdenware mit rotbraunem Kern.

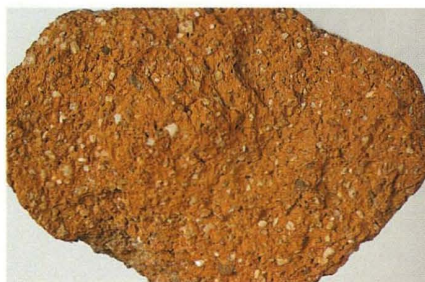


Abb. 133.2 I.6 Orange grobe Irdenware.



Abb. 133.3 I.7 Orange feine Irdenware.



Abb. 133.4 II.1 Graue glasierte Irdenware.

Mantel aussen

Kern

Mantel innen

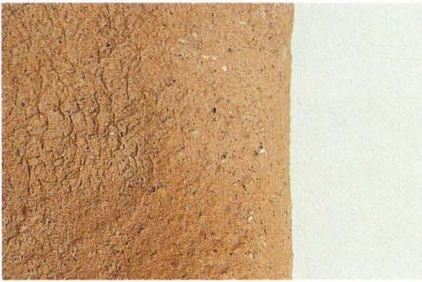


Abb. 134.1 II.2 Orange grobe glasierte Irdenware.



Abb. 134.2 II.3 Orange feine glasierte Irdenware.



Abb. 134.3 II.4 Orange grobe glasierte Irdenware mit Engobe.



Abb. 134.4 II.5 Orange feine glasierte Irdenware mit Engobe.

Mantel aussen

Kern

Mantel innen

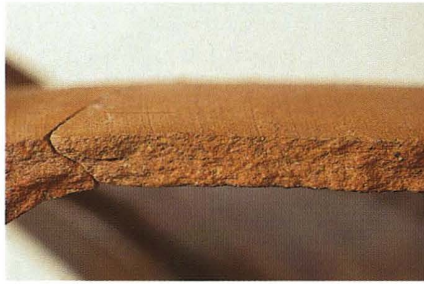


Abb. 135.1 II.6 Orange glasierte Irdenware mit Malhorndekor.

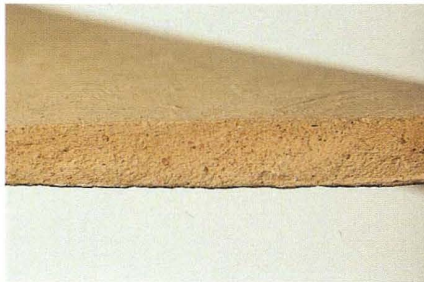


Abb. 135.2 II.7 Beige glasierte Irdenware mit Engobe.

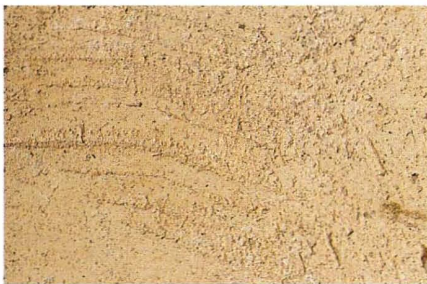


Abb. 135.3 II.8 Helle glasierte Irdenware.



Abb. 135.4 II.9 Beidseitig glasierte Irdenware.

Mantel aussen



Kern



Mantel innen

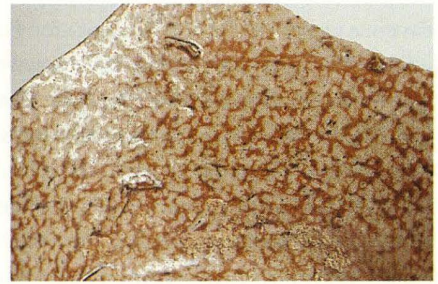


Abb. 136.1 III Steinzeug.

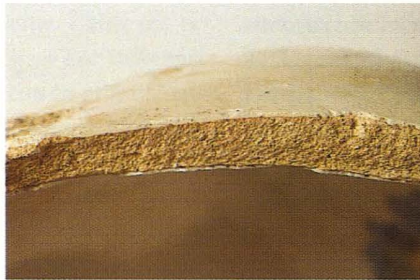
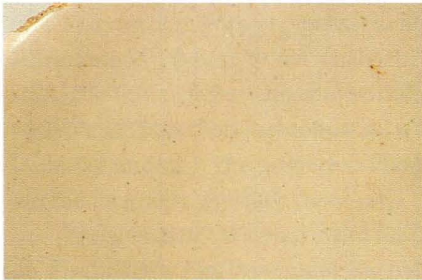


Abb. 136.2 IV Fayence.

6.2.3 III Steinzeug (STZ) (Abb. 136.1)

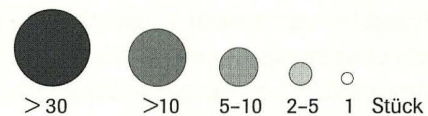
Das echte Steinzeug wurde im Rheinland und im benachbarten Elsass als wertvolle Massenware hergestellt. Das besonders geschätzte Steinzeug war bis zur Erfindung des Porzellans die einzig völlig gesinterte, wasserundurchlässige und mit einer untOXischen Glasur (in der Regel einer Salzglasur) versehene Ware. Steinzeug war daher stossunempfindlich und weniger fragil als die Irdenware.

Farbe Kern:	hellgrau, braun
Glasurauftrag:	beidseits, teilweise nur partiell
Glasurfarben:	farblos, manganviolett
Brandart:	reduzierend
Brandhärte:	sehr hart
Magerung:	sehr fein
Katalogverweis Bsp.:	Tafel 24,3-4; Tafel 34,3-4; Tafel 50,7; Tafel 87,1-2

Steinzeug ist durch einen klingend hart gebrannten, grauen bis braunen Scherben charakterisiert und in der Regel mit einer farblos transparenten oder manganviolett Salzglasur auf der Gefäßaußenseite (bei Krügen) oder auf beiden Seiten (bei Tassen und Bechern) versehen.

Verwendungsbereich: hauptsächlich für Trink- und Schankgefäße (Krüge, Becher und Tassen); in Basel in Fundkomplexen aus dem Zeitraum zwischen Anfang 14. bis Mitte 16. Jahrhundert durch wenige Einzelstücke vertreten (Abb. 137).

Abb. 137 Verteilung der Warenart III auf die wichtigsten Gefäßarten und Epochen.



Warenart III	Krug	Becher	Tasse
2. Hälfte 13. Jh.			
1. Hälfte 14. Jh.		●	
2. Hälfte 14. Jh.	●	○	○
1. Hälfte 15. Jh.			○
2. Hälfte 15. Jh.		●	
1. Hälfte 16. Jh.		○	
2. Hälfte 16. Jh.			
1. Hälfte 17. Jh.			

Fayence war in der frühen Neuzeit eine Porzellanimitation und wird heute noch oft mit Porzellan verwechselt. Zinnglasierte Ware wurde bereits im 13. Jahrhundert im umbrischen Orvieto hergestellt; als Luxuskeramik erlebte die Fayence im 15. Jahrhundert in der Toskana ihre Blütezeit²⁷⁶. Anfänglich orientierten sich die norditalienischen Werkstätten noch an spanisch-maurischen Vorbildern (Mallorca = Majolika), bis die Töpfer in Faenza (Fayence) einen eigenen Stil entwickelten und die Führung bei der Fayence-Produktion übernahmen²⁷⁷. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts begann der Italiener Benedete Angelo, der sich 1512 in Lyon niedergelassen hatte, auch in Frankreich Fayence zu produzieren²⁷⁸. Es folgten Gründungen von Fayence-manufakturen in Rouen, die hauptsächlich Apothekengefässe herstellten²⁷⁹. Die französischen Manufakturen lehnten sich dabei stark an die italienischen Vorbilder an. Schliesslich wurde um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Stadt Delft in den Niederlanden zum Zentrum der Fayenceproduktion. In Deutschland stammen die ältesten zinnglasierten Apothekengefässe nachweislich aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts²⁸⁰. Zu den berühmten Fayenceherstellern in der Schweiz gehörte die Familie Pfau, die während der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Winterthur eine Manufaktur betrieb²⁸¹. In den Manufakturen, von denen einige bereits im 15. Jahrhundert kunsthandwerklich hochwertige Erzeugnisse herstellten, wurden vor allem Apothekengefässe produziert. Das luxuriöse Fayence-Tafelgeschirr wurde nicht in grossen Mengen exportiert, weshalb es nicht erstaunt, dass bei archäologischen Ausgrabungen nur vereinzelt Fayencegeschirr gefunden wird. Dass auch in Italien, einem der grössten Produktionszentren spätmittelalterlicher Fayence, diese Ware als Luxusartikel angesehen wurde, belegen folgende Worte Lorenzo de Medici's (1490): «Sie gefallen mir wegen ihrer Vollkommenheit und Kostbarkeit; sie sind für mich eine Neuheit, und ich schätze sie mehr, als wenn sie aus Silber wären ...»²⁸².

Farbe Kern:	beige, ocker, rosa
Glasurauftrag:	beidseits
Glasurfarben:	weiss
Brandart:	oxidierend
Brandhärte:	hart
Magerung:	fein bis sehr fein
Katalogverweis Bsp.:	Tafel 113,4–5; Tafel 124,2 und 7

Fayence zeichnet sich durch einen porösen, hell gebrannten Scherben und eine die Scherbenfarbe überdeckende, weisse Zinnglasur aus; die Deckkraft der Glasur ist vom Zinnoxid-gehalt abhängig. Fayence wird zwei- bis dreimal gebrannt. Die beidseits aufgetragene Glasur trägt meistens eine polychrome Bemalung.

Verwendungsbereich: Die wenigen Fayenceobjekte aus dem untersuchten Fundmaterial stammen aus der frühen Neuzeit; es handelt sich um Apothekergefässe (Albarelli) und Tafelgeschirr (Tassen) (Abb. 138).

Warenart IV	Albarello	Teller	Tasse
2. Hälfte 13. Jh.			
1. Hälfte 14. Jh.			
2. Hälfte 14. Jh.			
1. Hälfte 15. Jh.			
2. Hälfte 15. Jh.			
1. Hälfte 16. Jh.			
2. Hälfte 16. Jh.			●
1. Hälfte 17. Jh.	●		

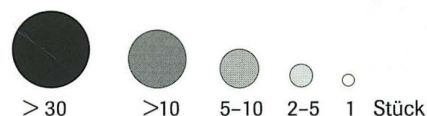


Abb. 138 Verteilung der Warenart IV auf die wichtigsten Gefässarten und Epochen.

6.2.5 Chronologische Einordnung der Warenarten und Verteilung auf die Gefässarten

Über den gesamten Betrachtungszeitraum ist ein steter Wechsel der Warenarten zu beobachten, hervorgerufen unter anderem durch den technischen Fortschritt bei der Herstellung und Verarbeitung sowie durch die Erweiterung des Gefässspektrums. Die verschiedenartige Verarbeitung des Rohstoffes zeugt vom Erproben der Möglichkeiten, die die Ausgangsmaterialien boten. Doch die Verwendung bestimmter Warenarten für bestimmte Funktionstypen zeigt sehr deutlich, dass die Warenart im Hinblick auf die Funktion des jeweiligen Gefässes (Koch-, Tafel-, Ziergerät) ausgewählt worden ist. Kochtöpfe, die immer wieder dem offenen Feuer und hohen Temperaturen ausgesetzt waren, mussten aus einem beständigen und hitzeunempfindlichen Material sein, denn nur stark gemagerter Ton hält den Spannungen beim Erhitzen des Gefässes stand. Hingegen sind Gefässe, die zum Auftragen der Speisen verwendet wurden (Schüsseln, Schalen und Teller), aus der feinen, glasierten und engobierten Ware hergestellt.

Der augenfälligste Wandel hinsichtlich der Warenarten im Zeitraum vom ausgehenden 13. Jahrhundert bis in die Mitte

des 17. Jahrhunderts liegt in der zunehmenden Verwendung der glasierten, oxidierend orangerot gebrannten Irdenware anstelle der unglasierten, reduzierend grau gebrannten. Dieser Trend beginnt sich in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts abzuzeichnen, verstärkt sich im 15. Jahrhundert und ist im 16./17. Jahrhundert abgeschlossen. Gleichzeitig wurde die mehrheitlich grobe Keramik durch eine feinere Ware – vor allem bei den Schüsseln – ersetzt.

Wie aus der Übersichtstabelle (Abb. 125) ersichtlich ist, sind die frühesten glasierten Dreibeinpfannen (Typ 1 und 2) ausschliesslich in der feinen, oxidierend gebrannten Irdenware mit deckender Glasur ohne Engobenunterlage hergestellt worden. Erst mit dem Formenwechsel in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts (Typ 3) findet auch ein Wechsel der Warenart statt. Die Innenglasur wird nun vorherrschend in grünen, zuweilen auch in gelben Farbtönen auf einer Engobe aufgetragen (Abb. 126 und 127). Die glasierten Pfannen ohne Engoben treten mengenmässig zurück (Abb. 125).

Eine neuartige Warenart wird für die vermehrte Produktion von Tafelgeschirr verwendet: die beige Irdenware, Warenart II.7 (Abb. 129). Vor dem 16. Jahrhundert ist diese Warenart dem «feineren» Tafelgeschirr vorbehalten: den Bügelkannen, Schüsseln, Schalen und Tellern. Der fein gemagerte, hell brennende Ton eignete sich für Kochgefässe nicht. Erst in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurden vereinzelt auch Gefässe für die Nahrungszubereitung wie Dreibeintöpfe und Henkeltöpfe in dieser feinen Warenart hergestellt. Man ist jedoch versucht anzunehmen, dass diese Gefässe nicht für den Gebrauch im Feuer gedacht waren, sondern als Vorratsgefässe dienten, zumal die dünnwandigen Gefässe den grossen Hitzeeinwirkungen kaum standgehalten hätten.

In der frühen Neuzeit, die allemal durch eine grössere Variation verschiedener Warenarten charakterisiert ist, kann die beidseitig glasierte Ware als *die* technische Verbesserung und Verfeinerung bezeichnet werden.

Als Novität der frühen Neuzeit sei abschliessend die sogenannte helle Irdenware, Warenart II.9 (Abb. 131) erwähnt, von der jedoch aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts nur wenige Einzelstücke überliefert sind. Der jetzige Forschungsstand lässt Aussagen über die Provenienz dieser Warenart noch nicht zu.

6.2.6 Lokale und importierte Warenarten

Die glasierte und unglasierte Irdenware sind Hafnerprodukte, die in jeder mittelalterlichen und spätmittelalterlichen Stadt angeboten wurden. Sie dienten der Selbstversorgung der Bevölkerung mit Keramik und stammten aus den städtischen und ländlichen Hafnerwerkstätten in der Umgebung. In Basel sind die unglasierte und glasierte Irdenware (I und II) und die meisten von deren Untergruppen lokal hergestellt worden. Bei der beigen und hellen glasierten Keramik (II.7 und II.8) ist Basel als Herkunftsort beim jetzigen Kenntnisstand nicht gesichert. Die Tonstruktur und -farbe weicht von den anderen

Warenarten der Gruppe I und II deutlich ab; dies lässt vermuten, dass der Rohton zumindest in anderen Tongruben abgebaut wurde.

Das im 10. Jahrhundert in China entwickelte Porzellan konnte in Westeuropa erst im 18. Jahrhundert, nach der Entdeckung geeigneter Tonwerkstätten, hergestellt werden²⁸³; somit kommt diese Warenart für den zur Diskussion stehenden Zeitraum nicht in Betracht.

Die wenigen Steinzeug- und Fayenceobjekte im untersuchten Material müssen als «Importe» in unsere Region gelangt sein²⁸⁴. Bei Import denkt man vorerst an grössere Mengen von Steinzeug- und Fayencegeschirr, die auf dem Wasser- oder Landweg als Handelsgut nach Basel gebracht worden sind. Der auffallend geringe Anteil an sog. Importkeramik im vorliegenden Fundmaterial, der keine zehn Steinzeug- und Fayenceobjekte umfasst, macht aber deutlich, dass man im vorgegebenen Zeitraum nicht von einem Massenimport – sei es aus den rheinischen oder elsässischen Steinzeug- oder den italienischen Fayencezentren – sprechen kann. Ein Handel mit Keramik hat allenfalls kleinräumig – so etwa mit den angrenzenden Dorftöpfereien im benachbarten Elsass, in Baselland und allenfalls Südbaden – stattgefunden: weiträumiger Keramikhandel ist für Basel vom Spätmittelalter bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts nicht nachzuweisen. Dies erstaunt, zumal bekannt ist, dass gerade rheinisches Steinzeug über weite Distanzen gehandelt worden ist²⁸⁵. Offenbar schienen die Basler an Steinzeuggeschirr kaum Interesse gehabt zu haben. Die wenigen Objekte ausländischer Provenienz sind deshalb weniger als Handelsgüter zu betrachten, sondern wurden vielmehr von Handelsreisenden oder Pilgern als Andenken mitgebracht – etwa ein bemalter oder dekorierte Schauteller – oder als Warenbehälter für Gewürze und Arzneien erworben.

Die städtischen Haushalte wurden offensichtlich primär mit lokaler Ware versorgt. Aus den städtischen Zunftordnungen wird ersichtlich²⁸⁶, dass die Einfuhr «fremder» Waren von den Zünften unterbunden wurde und Keramik nicht in grossen Mengen importiert werden konnte.

6.3 Die glasierte Irdenware

Die glasierte Irdenware aus der Region Basel ist in Fundensembles aus der Mitte des 13. Jahrhunderts erstmals nachzuweisen. Aber erst im 15. Jahrhundert wurde in den lokalen Hafnerwerkstätten überwiegend glasierte Keramik produziert. Da deren Herstellung im Vergleich zur unglasierten Ware technisch aufwendiger und die Warenart von besserer Qualität war, werden Aufkommen, Entwicklung, Herstellung und Bedeutung der glasierten Keramik nachstehend kurz behandelt.

6.3.1 Begriffserklärung

Glasuren sind pulvrige oder flüssige Substanzen, die bei einer bestimmten Temperatur geschmolzen werden. Nach dem Abkühlen bilden sie einen harten, transparenten, matten bis

glänzenden Überzug²⁸⁷. Beim Brand ist der Glasurbrei anfänglich dünnflüssig, wird mit zunehmender Temperatur zäher und erstarrt beim Abkühlen zu einer festen glasigen Masse. Obschon die Glasur einen eigenen Körper bildet, verschmelzen beim Brennprozess Glasur und Scherben an der Berührungsfläche miteinander. Die zu glasierenden Gefässe wurden bei niedriger Temperatur vorgebrannt (Vor-, Verglüh- oder Schrühbrand bis 900°C), dann in die Glasurmasse eingetaucht, mit dieser übergossen bzw. mit Glasurpulver bestreut und ein zweites Mal gebrannt (sog. Glatbrand bei ca. 1000°C–1050°C)²⁸⁸. Die Farbe einer Glasur wird durch die beigemengten Metalloxide bewirkt.

6.3.2 Funktion der Glasur

Die Glasur verleiht einem rauen keramischen Scherben eine glatte, dichte Oberfläche und macht das Gefäss zugleich wasserundurchlässig. Ein glasierter Gegenstand lässt sich leichter reinigen, und bei einem Kochgefäss lagern sich Kochrückstände weniger schnell ab: Koch- und Tafelgeschirr mit einer Innenglasur sind deshalb hygienischer und nutzen sich weniger schnell ab; ein im spätmittelalterlichen Alltag nicht unwichtiger Faktor. Nebst der abdichtenden Wirkung und der deckenden Eigenschaft der Glasuren werten diese die Gefässe durch die optische Wirkung von Farbe, Glanz und Oberflächenstruktur – im Kontrast zur rauen Keramik – auf. Die nur auf der Aussenseite aufgetragene Glasur hat primär rein dekorative Funktion: deren Glanz und die olivgrüne oder braune Farbe, z. B. bei den Aquamanilien, sollten entsprechende Metallgefässe imitieren. Dies trifft vor allem auf die aussen glasierten Tafelgefässe aus dem 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts zu.

6.3.3 Zusammensetzung der Glasuren

Die Geschirrk Keramik des 13. bis 17. Jahrhunderts wurde in der Regel mit einer Bleiglasur versehen. Diese besteht zur Hauptsache aus Quarzsand, einem Flussmittel wie Bleioxid oder Bleiglätte²⁸⁹ und den farbgebenden Metalloxiden (Kupfer-, Eisen-, Zinn-, Zinkoxid u. a.)²⁹⁰. Bleiglasuren haben ein besonders gutes Lösungsvermögen für farbbestimmende Metalloxide. Bei entsprechenden Mischungen fallen die Farben warm, satt und leuchtend aus. Bezüglich Bleiglätte ist von den Freiburger Hafnern überliefert, dass sie diese als ein Nebenprodukt des Bleisilberbergbaus, der seit dem 13. Jahrhundert im Südschwarzwald betrieben wurde, erworben haben²⁹¹. Auch die Breisacher Hafner haben Bleiglätte importiert, wie einer Zolleintragung aus dem Jahre 1397 zu entnehmen ist: «... ein zentner glatti ... das hafener bruchent zu glasure ...»²⁹². Die Basler Händler, die Bergwerkseigner im Schwarzwald waren²⁹³, lieferten die Bleiglätte aus dem Schwarzwald, und zwar aus den Silberbergwerken von Todtnau²⁹⁴ und aus den Tälern südlich von Freiburg i. Bg., an die Hafnerwerkstätten. Von Basel

aus wurden das Blei und die Bleiglätte weiter an das Luzerner Kaufhaus vertrieben²⁹⁵.

Bleiglätte musste zusammen mit Sand und anderen Zusätzen unter Zugabe von Wasser in einer Glasurmühle gemahlen werden. Wegen seines tiefen Schmelzpunktes war Blei ein geeignetes Flussmittel. Nur so konnte die bei verhältnismässig niedrigeren Temperaturen gebrannte Keramik ein zweites Mal bei höheren Temperaturen glasiert werden; denn bei unzureichender Hitze im Ofen bleibt die Glasur matt.

Das Blei in der Glasur löst sich beim Kontakt mit säurehaltigen Nahrungsmitteln, welche die Glasuroberfläche angreifen, und es entsteht eine toxische Lösung, die mit der Nahrung aufgenommen wird²⁹⁶. Ob den Konsumenten die toxische Wirkung des Bleis bekannt war, ist nicht anzunehmen²⁹⁷. Vor allem die Hafner, die die Glasuren in ihren Werkstätten auführten, waren den giftigen Dämpfen der rohen Bleiglasuren ausgesetzt²⁹⁸. Erst im 19. Jahrhundert wurden in Grossbritannien Untersuchungen über Bleivergiftungen durchgeführt; danach hat man nach alternativen Flussmitteln gesucht, die das Blei in den Glasuren ersetzen sollten²⁹⁹.

6.3.4 Glasurfarben

Die folgenden Ausführungen beschränken sich auf die Bleiglasuren. Da Salzglasuren (Steinzeug) und Zinnglasuren (Fayence) nur auf wenigen importierten Einzelstücken vorkommen, wurden diese nicht in die Untersuchung der Glasurfarben miteinbezogen.

Die Glasurfarben haben die Eigenschaft, sich beim Brennen farblich zu verändern. Die färbenden Metalloxide gehen während des Brandes eine chemische Verbindung mit den Silikatgemischen (Quarz, Ton etc.) ein; dabei entstehen Farbsilikate. Eine Rohglasur kann je nach Oxidation oder Reduktion beim Brand einen anderen Farbwert erlangen (siehe Tabelle). Ein anderes Mischungsverhältnis der Minerale führt zu unterschiedlichen Farben und Strukturen. Die beigemischte Menge der farbgebenden Metalloxide hat dabei Einfluss auf die Farbintensität³⁰⁰.

Metall	Brennatmosphäre	Glasurfarbe
Kupferoxid	oxidierend	grün
Kupferoxid	reduzierend	rot, purpur oder braun ³⁰¹
Eisenoxid 1% – 3%	oxidierend	gelb ³⁰²
Eisenoxid bis zu 8%	oxidierend	rotbraun ³⁰³

Auch Temperaturschwankungen haben andere Glasurfarben zur Folge. Je höher die Brenntemperatur, desto dunkler fällt die Glasurfarbe aus. Bei Bodenfunden kann sich aufgrund der Korrosion die Glasurfarbe nachträglich verändert haben. Die Farboxide können wegen ihrer Härte nur mühselig fein gemahlen werden. Die gröberen Partikel bilden Einlagerungen in der Glasurmasse, die als dunkle Farbpunkte erscheinen (Abb. 139). Bei diesen an der spätmittelalterlichen glasierten Irden-

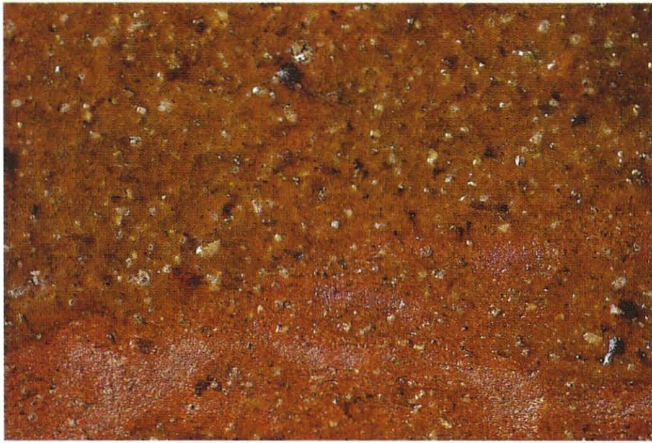


Abb. 139 Scherben mit farbloser Transparentglasur. Die dunklen Punkte sind Verunreinigungen oder grobe Oxidpartikel.

ware immer wieder beobachteten Farbpunkten handelt es sich also primär nicht um einen beabsichtigten Ziereffekt, sondern um das Ergebnis einer ungenügend durchmischten Rohglasur. Letztlich ist eine Glasurfarbe oft ein Zufallsprodukt. Je nach Zusatz und Feinheit der Metalloxide und je nach Brenntemperatur der Gefäße kann die Endfarbe bei gleicher Ausgangslage unterschiedlich ausfallen.

Die Voraussetzung für eine optimale Farbe der Bleiglasur ist die oxidierende Brandführung. In Freiburg i. Bg. sind aus einer Abortgrube des Augustinereremitenklosters reduzierend gebrannte, glasierte Keramikgefäße aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts überliefert³⁰⁴. Dass sich die reduzierende Brandführung nachteilig auf die Glasurfarben auswirkte, ist aus den dunklen olivgrünen und beinahe blauschwarzen unschönen Glasurfarben ersichtlich³⁰⁵. Die in dieser Art glasierten Gefäße aus den Freiburger Latrinen zeugen meines Erachtens von einer Versuchs- und Übergangsphase, in der die Breisgauer Töpfer mit der neu übernommenen Glasurtechnik traditionell hergestellte, reduzierend gebrannte Töpfe versahen³⁰⁶. Aus Basel können hingegen glasierte Gefäße mit einem grauen, reduzierend gebrannten Scherben nur vereinzelt nachgewiesen werden, wie aus der Verteilungskarte (Abb. 123) ersichtlich ist. Die Hafner haben in dieser «Keramikregion» also bereits in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts mit einer Glasur versehene Erzeugnisse oxidierend gebrannt: Das heisst sie kannten die Vorzüge einer oxidierenden Brenn-atmosphäre für eine optimale Farbe der Bleiglasur.

Das Spektrum der Bleiglasurfarben aus dem gesamten Betrachtungszeitraum beschränkt sich auf die Grundfarben «farblos», olivgrün, olivgelb, grün und gelb und deren Abstufungen.

Farblose Glasuren

Die farblosen transparenten Glasuren wurden stets direkt auf den Scherben ohne Engobe aufgetragen. Bei einem oxidierend gebrannten, orangeroten Gefäß nimmt die transparente Glasur die Farbe des darunterliegenden Scherben in einem dunkleren Farbton auf und wirkt deshalb braun. Je nach Dicke der Glasur variiert die braune Farbwirkung von hell bis dunkel.

Farblose Glasuren wurden keinesfalls nur in der Früh- oder Anfangsphase der glasierten Irdenware angewendet, sondern bis in die Neuzeit hinein beibehalten. Sie stellten eine eher schlichte und in diesem Sinne möglicherweise auch preisgünstigere Glasurtechnik dar und waren nicht bestimmten Funktionsgruppen vorbehalten, sondern wurden für alle Gefäßarten verwendet.

Verwendung als Aussenglasur:

- 2.H.13. Jh.: auf Aquamanilien
- 1.H.14. Jh.: auf Sonderformen wie Bechern (Tafel 18,9–13)
- ausgehendes 14./beginnendes 15. Jh.: auf Bügelkannen Typ 3 (Tafel 45,5)

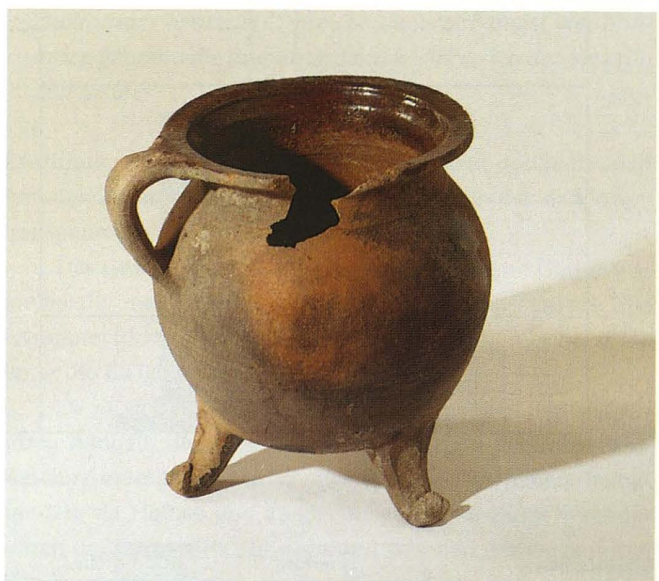
Verwendung als Innenglasur:

- 1.H.14. Jh.: in Dreibeinpfannen (Typ 1) und Henkelschüsseln (Typ 2)
- 2.H.14. Jh. bis ausgehendes 16. Jh.: in Dreibeintöpfen nur partiell am Rand und im Bodenbereich! (Typ 4–7)
- 15. Jh.: in Henkeltöpfen (Typ 1–5)
- ab Mitte 15. Jh.: in Öllämpchen (Typ 2–3)
- 1.H. 14. Jh. bis 17. Jh.: in konischen Schüsseln (Typ 7)

Bei den Dreibeintöpfen mit farbloser Innenglasur ist auffallend, dass die Glasur jeweils nur gerade die Bodeninnenseite und den Rand bis zum Halsansatz bedeckt, die Wandung hingegen stets unglasiert ist (Abb. 140).

Weshalb hier auf eine flächendeckende Innenglasur verzichtet worden ist, entzieht sich unserer Kenntnis. Wir können lediglich vermuten, dass diese Dreibeintöpfe als billige Variante der mehrheitlich verwendeten metallenen Dreibeingefäße anzusehen sind. Die partielle Innenglasur reichte gerade aus, um ein Ankleben der Speisen am Boden zu verhindern; die am

Abb. 140 Dreibeintopf, Basel, Aeschenvorstadt 12, 15. Jahrhundert. Die Innenseite ist nur partiell am Randbereich und im Boden farblos, transparent glasiert.



Rand partiell aufgetragene Glasur vermittelte hingegen den Anschein eines vollständig glasierten, also wertvolleren Gegenstandes, erleichterte aber bestenfalls das Abstreichen des Kochlöffels am Rand oder erschwerte das Anhaften beim Ausgießen der gekochten Speisen. Erst im ausgehenden 16. und dann vor allem im 17. Jahrhundert wurde die ganze Innenseite der Dreibeintöpfe farbig glasiert.

Olivgrüne und olivgelbe Glasuren

Olivgrüne und olivgelbe Glasurfarben sind für die frühen glasierten Gefässe charakteristisch. Die Verteilung der wichtigsten Glasurfarben auf die einzelnen Epochen (Abb. 141) zeigt, dass diese beiden Farben hauptsächlich von der ersten Hälfte des 14. bis zu Beginn des 15. Jahrhunderts verwendet wurden, also mit dem Aufkommen der Glasurtechnik in Verbindung stehen. Wie bei den farblosen Glasuren fehlt hier eine Engobe. Zwischen farblosen, schwach olivgrünen und olivgelben Glasuren kann zuweilen nicht eindeutig unterschieden werden. Die farblosen Glasuren auf den Gefässen aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts sind stellenweise olivgrün oder olivgelb, ein wohl unbeabsichtigter, aufgrund von Verunreinigungen mit Kupferoxiden entstandener Farbeffekt.

Verwendung als Aussenglasur:

- 2.H.13. Jh.: auf Aquamanilien

Verwendung als Innenglasur:

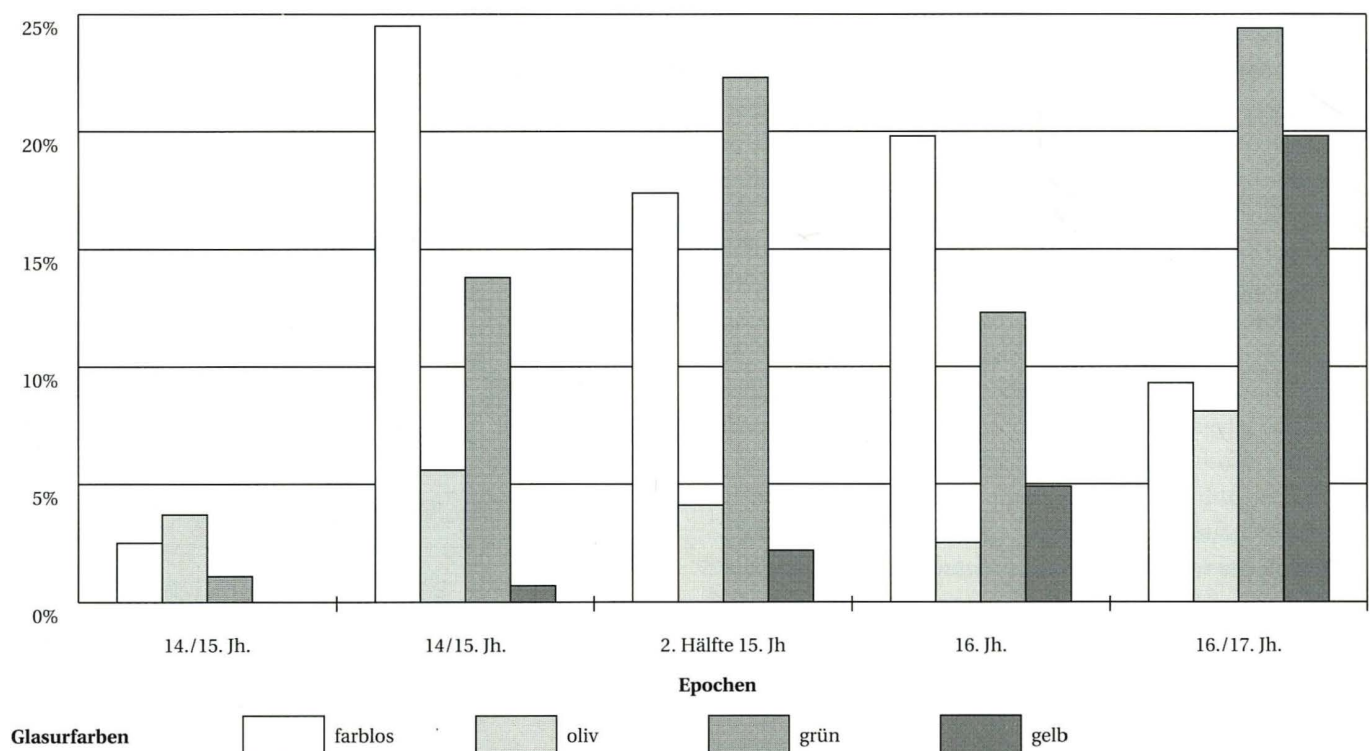
- 1.H.14. Jh.: in Dreibeinpfannen (Typ 1) und Henkelschüsseln (Typ 2–3)

Grüne Glasuren

Grün ist die dominierende Farbe bei der glasierten Keramik (einschliesslich der Ofenkeramik) aus dem gesamten Betrachtungszeitraum. Grün scheint – sei es aus ästhetischen, technischen oder farbsymbolischen Gründen – die Farbe der glasierten Keramik vom Spätmittelalter bis in die Frühe Neuzeit gewesen zu sein. Die hauptsächlich grün glasierte Geschirrkemik verleitet dazu, das Spätmittelalter im Bereich der Wohnkultur als «die Epoche mit dem grünen Service» zu charakterisieren.

Bei den grünen Glasuren gibt es viele Farbnuancen, die von hell- bis dunkelgrün variieren. Diese Farbenvielfalt ist auf einen unterschiedlichen Gehalt an Kupferoxiden zurückzuführen. Bei einer dunkelgrünen Glasur liegt der Kupfergehalt verhältnismässig hoch und Glasuren mit helleren Grüntönen weisen entsprechend weniger Kupferoxid auf (vgl. Tabelle S.143). Die Dicke der Glasur wirkt sich ebenfalls auf die Farbintensität aus: Während die Farbe einer dünnen, lasierenden Glasur kaum zur Geltung kommt, wirken dick aufgetragene Glasuren intensiv; die Farbe ist dunkler und kräftiger. Eine Intensivierung der grünen Farbe – überhaupt der bunten Glasuren – wurde auch durch die vor dem Glasieren aufgetragenen hellen, beinahe weissen Engoben erreicht, die in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts zum ersten Mal auf Schüsseln und Ofenkacheln zur Anwendung kamen. Ob die verschiedenen Farbnuancen beabsichtigt waren oder ob sie vielmehr zufällig sind, sei dahingestellt. Nachdem die Glasur einmal Einzug in die Hafnerproduktion genommen hatte, wurden Mischungsverhältnisse und Farbeffekte wohl immer wieder neu ausprobiert.

Abb. 141 Verteilung der Glasurfarben auf die wichtigsten Gefässarten im 14. – 17. Jahrhundert.



Die grüne Glasurfarbe wurde vor allem für das Tafelgeschirr verwendet: in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts zunächst nur für die Schüsseln, mit dem Aufkommen von Tellern, Platten und Schalen im 15./16. Jahrhundert auch für diese Tafelgeräte – meistens über einer Engobe.

Verwendung als Aussenglasur:

- 2.H.13. Jh.: auf Aquamanilien
- 1.H.15. Jh.: auf Bügelkannen, nur partiell in der oberen Gefäßhälfte (Tafel 53,7; Tafel 54) (Typ 4, S. 75)
- 2.H.15. Jh.: auf Sparhäfen (Tafel 97,4)

Verwendung als Innenglasur:

- 1.H.14. Jh.: in Schüsseln (Typ 4–20)
- ab 2.H.14. Jh.: in Dreibeinpfannen (Typ 3–6)
- ab Anfang 15. Jh.: in Henkeltöpfen (Typ 4–5)
- 2.H.15. Jh.: in Platten (Tafel 68,6)
- ab 2.H.15. Jh.: in Tellern
- 16./17. Jh.: in Nachttöpfen (Tafel 97,3)
- 16./17. Jh.: in Dreibeintöpfen (Tafel 119)

Bei der Kochkeramik wurde seit dem ausgehenden 14. Jahrhundert die grüne Glasur bei Dreibeinpfannen über einer Engobe aufgetragen, während die gleichzeitigen Dreibeintöpfe ausschliesslich farblose Glasuren aufweisen.

Gelbe Glasuren

Die gelben Glasuren verdanken die Farbe dem Eisenoxid und sind in unserer Region erstmals auf Gefässen aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts festzustellen. Bis ins ausgehende 15. Jahrhundert wurden die gelben Glasuren vorwiegend für Dreibeinpfannen und Schüsseln verwendet. Erst mit der Entstehung neuer Gefässformen im ausgehenden 16. Jahrhundert wurden auch Henkeltöpfe, Teller und Nachttöpfe innen gelb glasiert. Mit dem Aufkommen der farbigen Innenglasuren bei Dreibeintöpfen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts kann nun erstmals auch in dieser Gefässgruppe Gelb als Glasurfarbe beobachtet werden. Die gleichzeitige Ofenkeramik wurde ebenfalls, aber weniger häufig gelb glasiert. Auf einigen Kacheln ist sogar eine Vermischung der gelben und grünen Glasuren auf ein und demselben Objekt zu beobachten (Tafel 59,2). Als Aussenglasur ist Gelb nur einmal auf einem Sparhafen aus der Latrine Münsterplatz 16 nachgewiesen (Tafel 124,1).

Die bislang erwähnten Farben und die gelben Glasuren bestimmten die Farbpalette aller glasierten Gefässe bis in das 17. Jahrhundert. Erst im ausgehenden 17. und dann vor allem im 18. Jahrhundert kamen neue Glasurfarben – Blau, Braun, Rot oder Schwarz, um nur einige zu nennen – hinzu. Neu sind auch Farbeffekte, die durch das Vermischen verschiedener Farbtöne beim Auftragen, die sog. marmorierte und geflammte bunte Glasur, entstehen³⁰⁷.

Verwendung als Aussenglasur:

- 2.H.15. Jh.: auf Sparhäfen, nur partiell in der oberen Gefäßhälfte (Tafel 124,1)

Verwendung als Innenglasur:

- 1.H.15. Jh.: in Dreibeinpfannen (Typ 3–6)
- ab 1.H.15. Jh.: in Schüsseln (ab Typ 6)
- ab 2.H.15. Jh.: in Tellern
- 16./17. Jh.: in Nachttöpfen
- 1.H.17. Jh.: in Dreibeintöpfen (Typ 10 und 11)

6.3.5 Glasurrezepte

Mittelalterliche Glasurrezepte sind kaum erhalten; wenige schriftlich überlieferte Glasurzusammensetzungen liegen erst aus der frühen Neuzeit und aus dem 19. Jahrhundert vor³⁰⁸. Bis in die Neuzeit wurden die Glasurzusammensetzungen vom Meister dem Gesellen mündlich weitergegeben und nur selten niedergeschrieben, u. a. auch, weil nicht alle städtischen Hafner des Schreibens kundig waren. Heute noch gehören die Glasuren zum Geheimrezept eines Töpfers und stehen deswegen im Mittelpunkt seines Schaffens, denn an den Glasuren wurden und werden die Qualitäten eines Töpfers gemessen.

In Basel sind lediglich Rezepte zur Herstellung von Ziegelglasuren für die Münsterbedachung aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts überliefert³⁰⁹. Darin finden wir folgende Glasurzusammensetzungen:

- gelbe Ziegel
«Rp.Bleypulver, (i. bleyweiss ut arbitror) sechs mäss; weiss wackenpulver (i.kisslig pulver) sechs mäss; schlosserflidenpulven 1 mäss. Dises alles temperier under einandern unnd streich es auf gebrante ziegel von huberden, brenn dann die ziegel wider, so werden sie gelb»³¹⁰.
- rote Ziegel
«Rp.Bleypulver sechs mäss; weissen wackenpulver sechs mäss; Schlosserflidenpulver sechs mäss; Dises alles temperier under einandern, streichs dann auf schlechte gebrante rote ziegel und brenne sie wider, so werden die ziegel rot»³¹¹.
- grüne Ziegel
«Rp.Bleypulver 10 mäss; weiss wackenpulver 10 mäss; von abgang neuer kesslen pulver 2 mäss. Solches alles temperier auch under einandern, streichs dann auf ziegel von huberden gebrant; die brenne alsdann wider, so werden sie grün von lasur»³¹².

Es könnte sich beim Rezept für die rote Glasur durchaus auch um die Zusammensetzung zur Herstellung der farblosen, transparenten Glasur handeln.

Das Gewinnen von Kupferoxid für die grüne Glasur war mühevoll; man liess Kupfergefässe oxidieren, kratzte die Schuppen (den «Grünspan») vom Kupfer ab und mischte diese unter die Bleiglasur³¹³.

Da es sich bei den Ziegelglasuren ebenfalls um Bleiglasuren handelt, dürfte die Zusammensetzung derjenigen der Geschirrkera-mikglasuren in etwa entsprochen haben; insbesondere da Hafner und Ziegler in derselben Zunft vereinigt waren und unter den Meistern und Gesellen der verwandten Handwerkszweige auch ein beruflicher Austausch stattgefunden

den haben könnte. Es ist auch denkbar, dass sie dieselben Rohstoffe benutzten (siehe dazu 9.2, unter *Regelungen und Bestimmungen*). Besonders interessant ist, dass für die Ziegelherstellung bereits im 15. Jahrhundert weisse Zinnglasuren zur Anwendung kamen, die lokalen Töpfer diese bis ins 17. Jahrhundert jedoch nie für ihr Geschirr verwendet haben; hingegen wurden gelegentlich Ofenkacheln bereits im 15./16. Jahrhundert weiss glasiert³¹⁴.

Zur Technik der Zinnglasur schreibt Garzoni:

... *«will man aber unterschiedliche Farben daran haben / so brennet man sie halb / wenn sie trucken sind / ... / streuwet das Glasur darüber / unnd brennet sie also vollends auß / so werden sie schön und glänzendt / wie man sihet. Wan man sie aber durchauß will weiß haben, daß sie seyen wir Porcellana / so nimpt man gecalciniert Zin unter das Glasur ...»*³¹⁵.

Und er betont, dass bunt glasierte Gefässe mit besonderem Holz gebrannt werden müssen, das *«weich und trucken»* ist, *«... welches nit viel Daempff geben / damit die Farben nicht verderbt werden ...»*³¹⁶.

6.3.6 Glasuranalysen

Bei der Bearbeitung der glasierten Irdenware stellte sich die Frage nach der chemischen Zusammensetzung der jeweiligen Glasuren und nach deren Veränderung im Laufe der Jahrhunderte. Im Geochemischen Labor des Mineralogisch-Petrographischen Instituts der Universität Basel³¹⁷ wurde von A. Burkhardt eine Auswahl an glasierten Fragmenten mittels der energiedispersiven Röntgenfluoreszenzspektrometrie (ED-XRF) im Hinblick auf die chemische Zusammensetzung untersucht. Mit dieser Methode, einem Simultanverfahren zur Analyse von Festkörpern, können 11–92% aller chemischen Elemente erfasst werden, falls sie als Haupt- oder Nebenkomponten vorliegen³¹⁸.

Untersucht wurden bei 35 Proben die häufigsten Glasurfarben farblos, oliv und grün; leider konnten die gelben Glasuren aus Zeitgründen nur am Rande in die Analyse miteinbezogen werden. Bei den grünen und farblosen Glasuren wurden Gruppen mit 5–8 Objekten aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts bzw. aus dem 15. Jahrhundert gebildet. So konnte die Zusammensetzung früher Glasuren aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts mit derjenigen späterer Glasuren – als die glasierte Irdenware zur dominierenden Warenart geworden war – verglichen werden.

Die Analysen haben gezeigt, dass Farbunterschiede bei den Glasuren hauptsächlich auf der Verwendung anderer farbbestimmender Metalle beziehungsweise Metalloxide beruhen (Tabelle 1).

Metalloxide und ihre Auswirkungen auf die Glasuren

Blei und Bleioxide

Die Bleioxidkonzentrationen sind vom 14. bis in das 16./17. Jahrhundert relativ konstant. *«Unter den 20 analysierten Ele-*

*menten sind die relativ hohen und einheitlichen Bleikonzentrationen signifikant, die mehrheitlich bei über 50% PbO liegen»*³¹⁹. Aufgrund dieses gleichbleibenden Gehalts an PbO kann davon ausgegangen werden, dass die toxische Wirkung der Bleiglasuren nicht bekannt war oder, falls doch, keine alternativen Stoffe/Flussmittel zur Verfügung standen.

Eisen und Eisenoxide

Der Anteil an Eisenoxiden (Fe_2O_3) ist bei den farblosen, oliven und gelben Glasuren bedeutend höher als bei den grünen Glasuren.

«Während die 14 Proben mit farblosen Keramikglasuren aus dem 14. und 15. Jahrhundert Eisenkonzentrationen von 2–7% Fe_2O_3 aufweisen (durchschnittlich 3,5% Fe_2O_3), erreichen die Konzentrationen bei den 13 Proben mit grüner Glasur maximal 1,5% Fe_2O_3 (0,9% Fe_2O_3 durchschnittlich).

Aluminiumoxide

Der Gehalt an Aluminiumoxiden Al_2O_3 ist bei den verschiedenfarbigen Glasuren relativ konstant mit 2–4%.

Aluminiumoxid gehört zu den wichtigsten Bestandteilen einer Glasur. Es dient als Stabilisator zwischen den Flussmitteln und den Glasbildnern, bewirkt eine farblose, transparente Glasurmasse und verhindert – wie das Kalziumoxid – die Bleilöslichkeit³²⁰. Zusammen mit Siliziumoxid (SiO_2) erhöht Aluminiumoxid (Al_2O_3) den Glanz und die Transparenz einer Glasur.

Die für die heutige Glasurherstellung empfohlene Menge liegt zwischen 5% und 15%³²¹. Eine Konzentration unter 5% – wie bei den untersuchten Objekten festgestellt – verursacht leichtflüssige Glasuren, die an den Ablaufspuren im Randbereich der innen glasierten Gefässe und gelegentlich auf der Wandung der Aussenseite zu erkennen sind.

Kupfer- und Kupferoxide

Der Anteil an Kupfer (Cu) bestimmt die Intensität der grünen Glasurfarbe. Dementsprechend tief liegen die Werte bei den farblosen Glasuren. *«Während die grüne Glasur sehr einheitliche Konzentrationen von 2–3% Cu aufweist (durchschnittlich 3% Cu), enthalten die farblosen Glasuren nur Spuren von Cu (durchschnittlich nur 0,3% Cu) (Grafik 1).»*

Gelegentlich ist bei farblosen Glasuren dennoch verhältnismässig viel Kupfer zu verzeichnen; dieses wurde unbeabsichtigt beigemischt und ist – als eine Art Glasurverunreinigung zu deuten – in einer farblosen Glasur für die olivgrünen, meist punktuellen Verfärbungen verantwortlich. Solche Verfärbungen sind vor allem bei den frühesten farblosen und olivgelben Glasuren aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts zu beobachten.

Zink und Zinkoxide

Das bei den grünen Glasuren ebenfalls stärker vorhandene Zinkoxid (ZnO) wird als zusätzliches Flussmittel bei oxidierend zu brennenden Glasuren eingesetzt. Ferner wirkt es der Haarrissigkeit entgegen und verstärkt gerade bei grünen Glasuren die Farbwirkung des Kupfers³²².

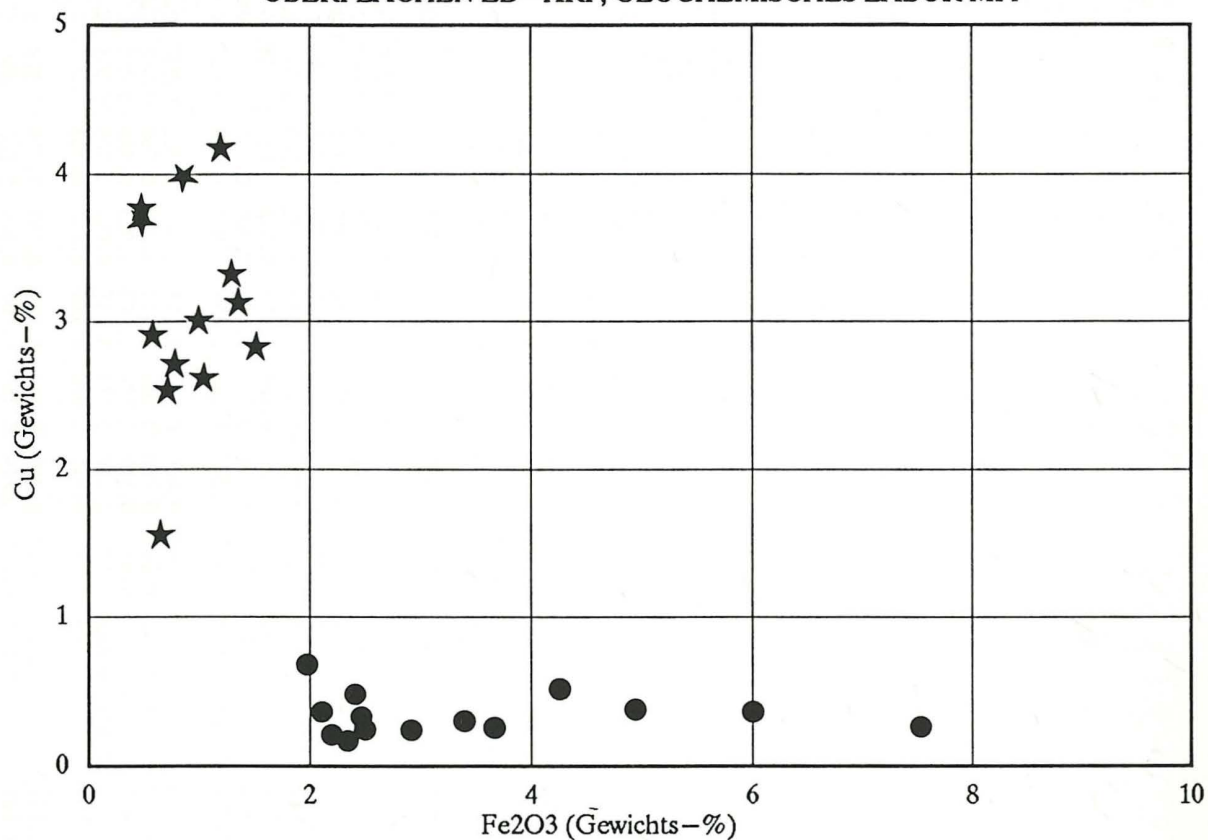
SAMPLE LABEL	GLASUR-FARBE	ENGÖBE	KERAMIK TYP	DATIERUNG approx.	PBO %	SiO2 %	Al2O3 %	Fe2O3 %	CaO %	P2O5 %	MNO %	MGO %	Na2O %	SO3 %	K2O %	TiO2 %	ZNO %	CU %	NI %	BA %	SR %	ZR %	CL %
L2457	FARBLOS	NEIN	3BEIN-PF.	14. Jrh.	65.8	26.2	3.4	2.112	0.624		0.030	0.728			0.281	0.168	0.038	0.358	0.060	0.202		0.016	
L1177	FARBLOS	NEIN	3BEIN-PF.	14. Jrh.	70.3	21.6	3.2	2.494	0.597		0.014	0.751		0.080	0.269	0.197		0.240	0.023	0.219		0.021	
A479	FARBLOS	NEIN	3BEIN-PF.	14. Jrh.	66.9	22.7	4.7	2.336	1.738	0.601	0.014	0.204			0.201	0.219	0.023	0.163	0.027	0.131		0.016	
L1637	FARBLOS	NEIN	3BEIN-PF.	14. Jrh.	68.6	23.4	3.0	1.971	0.506	0.042	0.003	0.640			0.384	0.282	0.003	0.680	0.107	0.294		0.095	
L2460	FARBLOS	NEIN	3BEIN-PF.	14. Jrh.	59.4	25.6	5.3	4.948	1.079	0.101	0.057	1.130	0.043		0.596	0.429	0.029	0.373	0.009	0.837	0.028	0.107	
L1351	FARBLOS	NEIN	3BEIN-PF.	14. Jrh.	73.7	17.5	3.6	2.418	0.533		0.052	0.586			0.401	0.179	0.016	0.468	0.014	0.540	0.004	0.072	
A478	FARBLOS	NEIN	SCHÜSSEL	14. Jrh.	59.6	20.7	3.9	2.205	0.450	5.099	0.028	0.577	0.593		0.303	0.204	0.027	0.200	0.016	0.118		0.006	
B664	FARBLOS	NEIN	3BEIN-TOPF	15. Jrh.	48.7	38.3	3.6	4.254	1.861	0.285	0.129	0.807		0.199	0.479	0.296	0.144	0.516	0.010	0.423	0.014	0.069	
B645	FARBLOS	NEIN	3BEIN-TOPF	15. Jrh.	62.2	28.5	4.6	2.477	0.704		0.069	0.346			0.284	0.249	0.002	0.313	0.036	0.200		0.036	
B524	FARBLOS	NEIN	3BEIN-TOPF	15. Jrh.	57.5	29.5	2.7	7.531	0.909		0.022	0.355			0.404	0.318	0.002	0.259	0.043	0.371	0.006	0.050	
B521	FARBLOS	NEIN	3BEIN-TOPF	15. Jrh.	68.7	21.1	3.2	3.661	0.586	0.055	0.038	0.633	0.154		0.394	0.288	0.012	0.246	0.044	0.617	0.031	0.219	
B662	FARBLOS	NEIN	SCHÜSSEL ?	15. Jrh.	37.9	48.8	3.6	6.010	1.259		0.048	0.741			0.573	0.211	0.046	0.352	0.012	0.344	0.035	0.111	
B666	FARBLOS	NEIN	TOPF	15. Jrh.	62.8	27.5	3.5	2.929	0.879	0.091	0.023	0.499	0.255		0.538	0.281	0.009	0.236	0.041	0.340		0.065	
B530	FARBLOS	NEIN	TOPF	15. Jrh.	66.3	23.5	3.8	3.413	0.670		0.035	0.746			0.337	0.286	0.007	0.292	0.154	0.388	0.019	0.076	
L2041	OLIV	NEIN	3BEIN-PF.	14. Jrh.	77.4	14.4	3.3	1.828	0.695	0.131	0.010	0.218	0.046	0.069	0.353	0.136	0.003	0.796	0.037	0.433		0.103	
L2364	OLIV	NEIN	3BEIN-PF.	14. Jrh.	74.5	17.4	2.7	1.894	0.843	0.177	0.032	0.332			0.293	0.132	0.003	1.155	0.174	0.303		0.069	
L1345	OLIV	NEIN	KACHEL ?	14. Jrh.	60.1	22.5	4.9	2.111	2.853	2.192	0.048	0.704	0.059	0.465	0.434	0.214	0.026	0.744	0.001	0.499	0.005	0.040	0.092
L2455	OLIV	NEIN	SCHÜSSEL	14. Jrh.	60.5	22.9	4.9	2.556	3.642	1.653	0.062	1.054	0.285	0.823	0.332	0.213	0.017	0.861	0.053	0.168			
L2292	OLIV	NEIN	SCHÜSSEL	14. Jrh.	64.8	24.6	3.3	2.106	1.690	0.422	0.007	0.619			0.593	0.198	0.010	1.353	0.146	0.106	0.005	0.011	
L2032	OLIV	NEIN	SCHÜSSEL	14. Jrh.	59.6	24.7	4.2	3.842	1.691	0.489	0.081	0.798			3.357	0.331	0.041	0.445	0.022	0.320		0.104	
B550	GRÜN	JA	3BEIN-PF.	15. Jrh.	65.2	26.3	1.1	0.657	2.338	0.935	0.053	0.235		0.109	0.657	0.184	0.417	1.538	0.025	0.124	0.009	0.031	
B547	GRÜN	JA	3BEIN-PF.	15. Jrh.	80.0	3.4	0.4	0.478	5.752	4.808	0.032	0.016		0.338	0.304	0.092	0.013	3.682	0.011	0.196	0.046	0.042	0.388
S1645	GRÜN	JA	BODENKA.	15/16. Jrh.	61.6	13.4	1.8	0.716	8.908	8.551	0.037	0.347	0.011	0.114	0.447	0.171	0.378	2.514	0.013	0.162	0.013	0.079	
S1240	GRÜN	JA	BODENKA.	15. Jrh.	57.2	26.7	5.2	0.773	2.455	1.361		0.632		0.432	1.318	0.280	0.557	2.697	0.006	0.245	0.028	0.037	0.162
B696	GRÜN	JA	NAPFKA.	15. Jrh.	75.5	15.3	2.6	1.515	0.770			0.356		0.018	0.247	0.292	0.056	2.811	0.078	0.360	0.007	0.106	
B598	GRÜN	JA	NAPFKA.	15. Jrh.	48.1	24.9	3.5	1.177	8.375	6.965	0.049	0.404		0.298	0.737	0.382	0.499	4.180	0.013	0.020	0.033	0.028	0.405
B665	GRÜN	JA	SCHÜSSEL ?	15. Jrh.	60.1	28.2	4.7	1.355	0.654		0.004	0.354	0.185	0.277	0.511	0.351	0.021	3.098	0.008	0.106	0.025	0.071	
B581	GRÜN	JA	SIEB	15. Jrh.	63.3	10.4	0.5	0.583	9.526	10.309		0.254	0.231	0.831	0.109	0.227	0.207	2.893	0.011	0.115	0.025	0.026	0.426
L1048	GRÜN	JA	NAPFKA.	14. Jrh.	61.0	17.3	3.6	1.271	7.080	4.137	0.002	0.488		0.123	0.449	0.446	0.543	3.293	0.021	0.182	0.007	0.062	0.023
A576	GRÜN	JA	NAPFKA.	14. Jrh.	56.1	22.6	4.1	0.849	4.313	3.598		0.490	1.001	1.200	0.843	0.280	0.465	3.941	0.012	0.069	0.002	0.021	0.072
L1047	GRÜN	JA	NAPFKA. ?	14. Jrh.	65.1	19.1	4.3	1.026	4.038	2.249	0.002	0.404		0.553	0.319	0.079	2.590	0.023	0.118	0.008	0.039		
L899	GRÜN	JA	SCHÜSSEL	14. Jrh.	55.3	20.1	0.6	0.476	8.453	8.549	0.058	0.314	0.325	0.833	0.122	0.080	0.338	3.657	0.044	0.108	0.003	0.007	0.565
A409	GRÜN	JA	SCHÜSSEL	14. Jrh.	58.3	25.9	5.3	0.990	2.523	1.660	0.031	0.509		0.179	0.631	0.475	0.008	2.980	0.006	0.103	0.002	0.015	0.318
B552	GELB	JA	3BEIN-PF.	15. Jrh.	56.8	28.4	2.0	5.474	2.565	2.406		0.154		0.925	0.442	0.275	0.014	0.271	0.011	0.179	0.026	0.033	
L584	GELB	JA	HENKELTOPF	15/16. Jrh.	66.1	23.9	4.3	2.892	0.624	0.241	0.005	0.165		0.577	0.281	0.264	0.059	0.104	0.004	0.328	0.038	0.105	
L579	GELB	JA	3BEIN-TOPF	16/17. Jrh.	67.9	21.9	3.9	1.972	1.532	0.776	0.080	0.190		0.296	0.758	0.275	0.018	0.033	0.010	0.308	0.037	0.026	0.012
L1047	ENGÖBE				0.1	71.4	20.0	2.566	0.951	0.367	0.019	1.133	0.024		2.295	1.076	0.005	0.014	0.004	0.026	0.011	0.040	0.014
B581	ENGÖBE				0.1	64.2	25.9	2.307	1.139	0.252	0.029	1.373			3.106	1.285	0.019	0.013	0.003	0.042	0.114	0.038	0.122

Tabelle 1

Grafik 1

MITTELALTERLICHE KERAMIK AUS BASEL

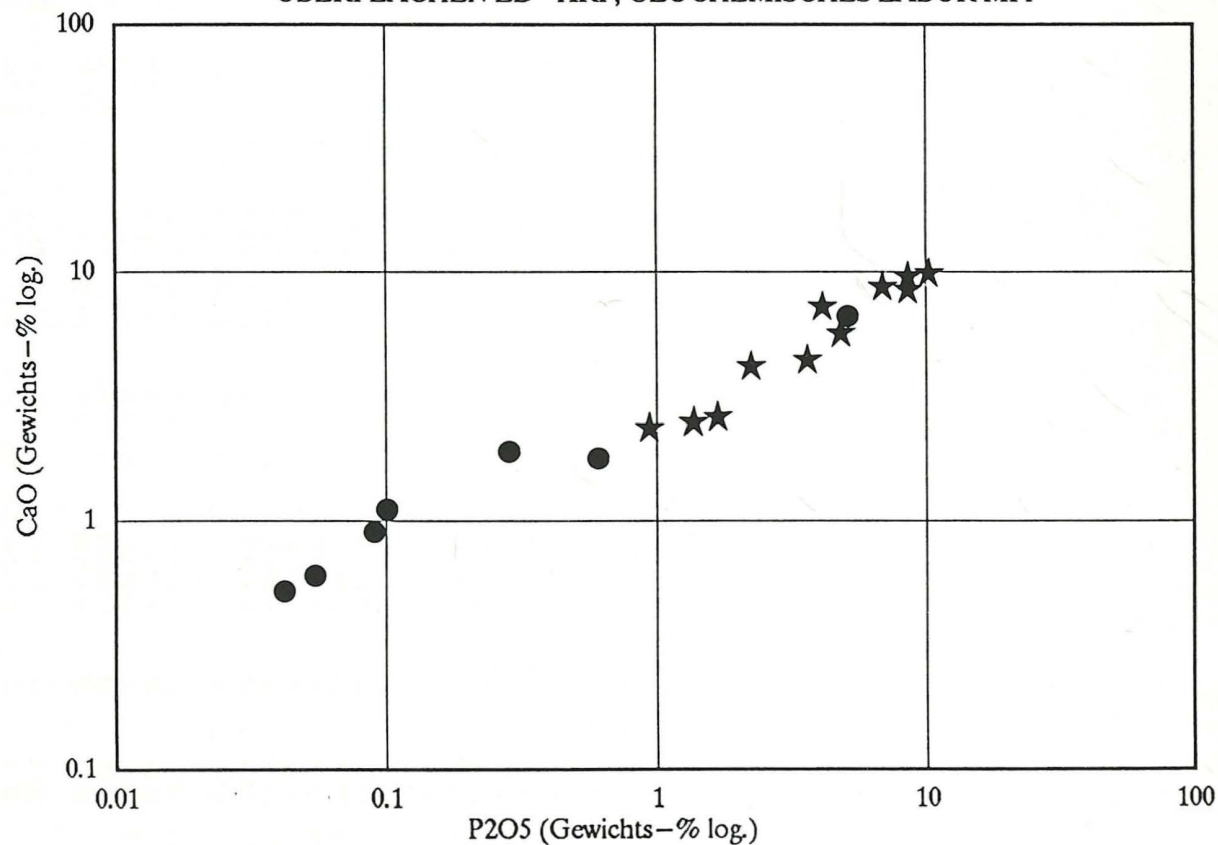
OBERFLÄCHEN ED-XRF, GEOCHEMISCHES LABOR MPI



Grafik 2

MITTELALTERLICHE KERAMIK AUS BASEL

OBERFLÄCHEN ED-XRF, GEOCHEMISCHES LABOR MPI



Kalziumoxid und Phosphoroxid

Der höhere Anteil an Kalziumoxid (CaO) und Phosphoroxid (P₂O₅) (=Knochenasche) bei den grünen Glasuren auf Engobe schien durch die darunterliegende Engobenschicht bedingt zu sein. Die gesondert untersuchten Engobenproben enthielten jedoch keinesfalls so hohe Anteile, d.h. Kalziumoxid gehört ebenfalls zu den Glasurrohstoffen³²³. Es wirkt aufgrund seines hohen Kontraktionsvermögens der Haarrissigkeit in den Glasuren sowie dem Verziehen der Ware entgegen und wird oft bei niedrig zu brennenden Waren (unter 1100°C) zugesetzt. Mit dem Natrium-, Kalium- und Bleioxid bildet Kalziumoxid bei Temperaturen bis 1000°C eine glasige Schmelze und verleiht so den Glasuren Härte und Säurefestigkeit³²⁴. Ein hoher Anteil an P₂O₅ führt zu einer stumpfen Oberfläche und zur Blasenbildung in der Glasur. Interessant ist ferner, dass Kalzium- und Phosphoroxid die Bleilöslichkeit verringern³²⁵. Vielleicht haben die spätmittelalterlichen Töpfer die hohen Anteile an Kalziumoxid bei einigen Schüsseln und einem Sieb absichtlich der Glasur zugesetzt, um eine Bleivergiftung des Benützers zu verhindern.

«Die chemischen (ED-XRF) und mineralogisch-kristallographischen (XRD) Untersuchungen des vorliegenden Materials zeigen, dass Knochenasche hier offenbar gezielt als Flussmittel in der Glasurherstellung eingesetzt wurde, vergleichbar der Verwendung in der Glasproduktion (vgl. W.B.Stern, Festvortrag zum 80. Geburtstag von Prof. Elisabeth Schmid, 11. Juni 1992, unpubl.). An 2 Keramikproben, bei denen die Glasur vollständig bis auf die Engobe abgeschliffen wurde, ist CaO und P₂O₅ nur noch als Spurenelement nachweisbar, d.h. Knochenasche wurde hier für die Glasur nachweislich verwendet.» (Grafik 2)

Für die chemischen Untersuchungen wurden bewusst Proben von verschiedenen Gefässarten zur Analyse eingereicht. Neben den Ofenkacheln sind auch Bodenfliesen auf die Glasurzusammensetzung untersucht worden. Die grünen Glasuren all dieser Objekte zeigen einheitliche Komponenten. Man darf also davon ausgehen, dass zwischen Glasuren für Bodenfliesen, Ofenkacheln oder Dreibeinpfannen keine Unterschiede hinsichtlich Farbe und Mischverhältnisse bestehen, d.h. es sind keine qualitativen Unterschiede in der Zusammensetzung der Glasuren, wie dies bei Kochgefäßen zu erwarten wäre, vorhanden. Die Hafner gebrauchten ihre einmal gemischten Glasuren für all jene Produkte, die sie in ihrer Werkstatt herstellten und zum Verkauf anboten.

Um auf die eingangs gestellte Frage – ob sich die chemische Zusammensetzung der Glasuren im Laufe der Jahrhunderte verändert hat – zurückzukommen, seien folgende Ergebnisse zusammengefasst:

- Die Untersuchungen zeigen sehr deutlich, dass sowohl bei der Ofenkeramik wie auch beim Koch- und Tafelgeschirr von der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts bis in das 16. Jahrhundert der Bleigehalt gleich hoch ist. Man hat also nicht versucht, die Bleikonzentration herabzusetzen.

- Ob die Hafner im Laufe der Jahrhunderte mit einem grösseren Anteil an Kupferoxiden eine intensivere grüne Glasur erreichen wollten, kann anhand der vorliegenden Glasuranalysen nur annähernd beantwortet werden. Die Problematik liegt sicherlich in der Menge der analysierten Proben. Für eine haltbare Aussage wären weitere Untersuchungen nötig. Ferner zeigen die Proben, dass die Ofenkeramik in der Regel in einem satteren, dunkleren Grün glasiert wurde, während man beim Tafelgeschirr im Laufe des 15. Jahrhunderts allmählich dazu überging, die Schüsseln mit einem feineren, helleren Grün zu glazieren.
- Die Zusammensetzung und somit die Grundmischung der Glasuren vom 14. bis zum ausgehenden 15./16. Jahrhundert ist kaum verändert worden. Verändert und weiterentwickelt wurden hingegen die verschiedenen Grün- und Gelbabstufungen der Glasurfarben, was durch einen ungleich hohen Anteil an färbenden Metalloxiden bewirkt werden konnte.

6.3.7 Bemerkungen zur Entwicklung der glasierten Irdenware in Basel

In der Mitte des 13. Jahrhunderts wurden am Oberrhein erneut die Glasuren eingeführt, wobei es sich nicht etwa um eine Neuerfindung, sondern um die Wiederentdeckung einer seit spätrömischer Zeit nicht mehr angewandten Technik handelt. Mit Ausnahme einiger weniger Einzelstücke aus der weiteren Umgebung ist im ganzen Früh- und Hochmittelalter ausschliesslich unglasierte Keramik produziert worden³²⁶. Ob die Töpfer um die Mitte des 13. Jahrhunderts auf überlieferte Rezepte zurückgreifen konnten oder ob sie die Zusammensetzung wieder neu herausfinden mussten, ist wegen der fehlenden schriftlichen Quellen nicht bekannt. Doch darf angenommen werden, dass die Glasuren aus dem islamischen Kulturbereich durch die Kontakte während der Kreuzzüge – wie manch andere kulturelle Erscheinungen auch – zu uns gelangt sind.

Die erste schriftliche Überlieferung, in der das Glasieren erwähnt wird, datiert in das Jahr 1283: «Item obiit figulus in Slezistat, qui primus in Alsatia vitro vasa fictalia vestiebat»: In Schlettstadt starb der Töpfer, der als erster im Elsass Gefässe mit Glas überzog³²⁷.

Bereits Ilg hat als Herausgeber von Heraclius' «De coloribus et artibus romanorum»³²⁸ in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts diese Quelle erwähnt. Er weist aber nachdrücklich darauf hin, dass es sich bei dieser «Erfindung» nicht um eine Neuerung für die ganze Welt, sondern lediglich um ein Ereignis von lokaler Bedeutung gehandelt habe³²⁹. Die Überlieferung dient einzig als Beweis dafür, dass die damals schon bekannte Glasurtechnik in Schlettstadt angewendet worden ist. Damit ist jedoch noch nicht geklärt, seit wann in der Töpferkunst Gefässe glasiert worden sind, denn dies kann bereits Jahrzehnte früher geschehen sein. Die ältesten glasierten Gefässe aus Basel datieren um die Mitte und in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts, d.h. die Verwendung der Glasur korre-

spondiert mit dem Datum der oben genannten Schrift. Bei den ältesten, glasierten Keramikobjekten aus der Region handelt es sich hauptsächlich um Repräsentationsstücke für den Tafelgebrauch: ein Aquamanile³³⁰ und einen aussen grün glasierten Krug oder Topf³³¹. Das Alltagsgeschirr setzte sich bis ins 14. Jahrhundert noch aus unglasierter, grauer Irdenware zusammen. Den frühesten glasierten Gefäßen gemeinsam ist eine transparente bis leicht opake, farblose bis olivgrüne Aussen Glasur, durch deren schwacher Glanz meines Erachtens eine Imitation der metallenen Vorbilder angestrebt wurde.

Die Glasur hatte anfänglich nur als Dekor gedient, erst in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts nutzte man den Vorteil der abdichtenden Innenglasur. Die Hafner begannen zunächst nur die Dreibeinpfannen und die Schüsseln mit einer Innenglasur zu versehen. Bereits in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts diente als Glasuruntergrund eine helle, cremefarbene Engobe (Tafel 32,5). Dadurch kamen die weichen, warmen Farben der Bleiglasuren besser zur Geltung und die Engoben bewirkten eine bessere Haftung der Glasur. Dennoch wurden bis in die Neuzeit auch weiterhin Keramikgefäße nur mit einer farblosen Glasur – ohne Engobenunterlage – versehen.

Im ausgehenden 14. und beginnenden 15. Jahrhundert gewann die glasierte Irdenware allmählich an Bedeutung. Bis in das ausgehende 16. Jahrhundert sind vorwiegend die Innenseiten von Koch- und Tafelgeschirr mit farblosen, grünen oder gelben Glasuren überzogen worden. Seit dem ausgehenden 14. Jahrhundert sind bei bestimmten Funktionstypen als Zierde erneut auch die Aussenseiten mit einer Glasur versehen. Dies zeigen im Besonderen die Bügelkannen (Abb. 62) (Tafel, 45,5; Tafel 54,2–4) und die Sparhäfen (Tafel 39,5; Tafel 50,5 und Tafel 124,1). Mit dem Ausweiten des Formenspektrums durch Teller, Platten und Schalen nahm der Anteil an glasiertem Tafelgeschirr zu.

Erst in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts kamen beidseitig glasierte Gefäße auf, wobei sich die Aussen- und Innenglasuren oft durch eine andere Farbe unterscheiden: Die Aussenseite zierte stets eine grüne Glasur, während die Innenseite grün oder gelb glasiert ist.

Zum Schluss bleiben folgende Fragen offen:

- Bestimmten die lokal verfügbaren Metalloxide die Farben der Glasuren?
- Hat der Hafner die Glasurfarben zufällig verwendet oder wählte er die Farben gezielt aus?
- War die Glasurfarbe von den Wünschen der Konsumenten abhängig?
- Wurden für bestimmte Funktionstypen spezielle Farben verwendet?
- Hatten die Farben gar eine symbolische Bedeutung?

Eine Beantwortung dieser Fragen ist aufgrund der heute bekannten Quellenlage (noch) nicht möglich; sie erinnern daran, dass der Aussagemöglichkeit von Sachquellen Grenzen gesetzt sind. Sie mögen aber als Anregung dienen, entsprechende Probleme im interdisziplinären Dialog aufzugreifen.

6.4 Herstellungstechnik und Formgebung

Die Form, die haptische und die optische Erscheinung eines Gegenstandes aus Ton sind von verschiedenen technischen Hilfsmitteln und Entwicklungen abhängig:

- **Die Form** ist abhängig von der Funktion eines Gegenstandes, dem lokal vorhandenen Zeitgeschmack sowie bestimmten – zum Teil von den Zünften vorgeschriebenen – Normen und Traditionen. Eine Form wird jedoch auch durch die jeweiligen technischen Möglichkeiten mitbestimmt. Die Ausformungen sind verschieden, wenn ein Gefäß von Hand aufgebaut, auf der Drehscheibe gedreht oder in ein Model gegossen worden ist. Meistens können aufgrund der Herstellungsspuren die angewandten Techniken eruiert werden.
- **Die haptische Erscheinung** der Keramik wird durch die Qualität des verwendeten Tones, durch die Art und Menge der beigemischten Magerung, durch die Höhe der Brenntemperatur sowie durch die Oberflächenbehandlung bestimmt.
- **Die optische Erscheinung** ist primär von der Farbe des verwendeten Rohstoffes und seiner Veränderung im Feuer abhängig; ferner beeinflussen die Brenn-atmosphäre und –temperatur die Farbe des Endproduktes. Bei den Glasuren bestimmen die beigemischten Metalloxide, die Brenn-atmosphäre und das Vorhandensein einer Engobenunterlage Farbe und Qualität der Glasuren. Zum optischen Erscheinungsbild zählen ferner die verschiedenen Verzierungsarten und -techniken.

Im Folgenden sollen Form, haptische und optische Erscheinung bzw. deren Veränderungen im Laufe der Jahrhunderte in Bezug auf die Abhängigkeit von der technischen Entwicklung beim Töpferhandwerk untersucht werden.

6.4.1 Die Form

Sämtliche Realien, die zur Untersuchung beigezogen wurden, gehören zu den schlichten und alltäglichen Gebrauchsobjekten, deren materieller Wert, Funktion und Aussehen im Laufe der Zeit änderten. Dabei waren die Formen der mittelalterlichen Alltagsgegenstände nicht von einem überregionalen Stil beeinflusst, sondern lokalspezifisch geprägt; sie dokumentieren lokale Traditionen, Innovationen und Bedürfnisse. Für einmal war nicht die obere Gesellschaftsschicht Auftraggeber; vielmehr ist das Formengut von einer breiten Gesellschaftsschicht geschaffen worden³³².

Das für die Gefäßherstellung bedeutendste technische Hilfsmittel ist die Töpferscheibe. Mit Ausnahme von wenigen Spezialgefäßen ist die Gefäßkeramik aus dem Betrachtungszeitraum vorwiegend auf der Drehscheibe hergestellt worden. Im Spätmittelalter kommen dafür die Hand- oder die Fusstöpferscheibe in Frage³³³. Beide Hilfsmittel sind in vorchristlichen Hochkulturen (Handtöpferscheibe in Ägypten um

2600 v. Chr.; Fusstöpferscheibe im 3. Jh. v. Chr.) mehrfach belegt³³⁴. Der Vorteil der Fusstöpferscheibe war, dass der Töpfer ohne zusätzliche Hilfe eine gleichmässige Drehung erzeugen konnte und – im Gegensatz zur Handtöpferscheibe – beide Hände für das Hochziehen des Gefässes zur Verfügung hatte. Bei der Handtöpferscheibe musste er entweder zwischen- durch seine Arbeit unterbrechen, um der Scheibe mit der einen Hand neuen Schwung zu verleihen, was eine unregelmässige Drehbewegung zu Folge hatte, oder er war auf einen Gehilfen angewiesen, der die Scheibe in gleichmässige Rotation versetzte. Wie zahlreiche zeitgleiche Abbildungen bezeugen, ist die Fusstöpferscheibe das «modernere» und seit dem 15. Jahrhundert allgemein verwendete Arbeitsinstrument der Hafner (vgl. Abb. 113, S. 112).

Die schnell rotierende Fusstöpferscheibe erlaubte die Herstellung neuer Gefässformen. Ausgezogene, umgeschlagene und profilierte Ränder, wie sie seit dem 15. Jahrhundert für Töpfe und Schüsseln charakteristisch waren und bis in das 17. Jahrhundert weiter entwickelt wurden, stark gegliederte Gefässprofile, abgesetzte Böden und scharf geknickte Wandungen konnten nur dank der schnellaufenden Fusstöpferscheibe so ausgeformt werden. Auch das Ausformen der langgezogenen Karniersränder war nur auf der schnellaufenden Drehscheibe möglich, indem der Rand dünnwandig ausgedreht und umgeschlagen wurde³³⁵.

Die sorgfältige und gleichmässige Ausformung eines Gefässes hängt jedoch weniger von der Art der Töpferscheibe als vom Geschick des Töpfers ab: Das Zentrieren der Tonmasse auf der Scheibe sowie das Hochziehen und Ausformen derselben erfordert viel Geschick und Können. Sorgfältig gearbeitete Tongefässe, die auf einer langsamen Scheibe (oder von Hand geformt) hergestellt wurden, sind hinsichtlich ihrer formalen Ausgestaltung von Erzeugnissen auf der schnell rotierenden Scheibe kaum zu unterscheiden. Rückschlüsse auf die Art der Drehscheibe können unter anderem die in der Oberfläche vorhandenen Drehrillen geben. Feine, eng anliegende Drehrillen entstehen, wenn das Gefäss auf einer schnell rotierenden Scheibe hochgezogen wird; bei der Herstellung auf einer langsam laufenden Drehscheibe sind die Drehrillen breiter angelegt und zuweilen zu Drehwülsten ausgebildet.

6.4.2 Die haptische Erscheinung

Oberflächenstruktur

Die Oberflächenstruktur eines Gefässes ist bedingt durch die Zusammensetzung des Tones, durch die Bearbeitung des Rohstoffes und durch die Bearbeitung (respektive Überarbeitung) von dessen Oberfläche. Ist der Roh-ton mit einer grobsandigen Magerung angereichert oder stark verunreinigt, so fühlt sich die Oberfläche sandig an. Gefässe mit sandiger Oberfläche – die Magerungskörner treten an der Oberfläche hervor – sind nach dem ersten Austrocknen nicht überarbeitet, also vor dem Brand weder geglättet noch poliert worden. Eine rauhe, sandige Oberfläche kann aber auch dadurch entstehen, dass nach

dem Ausformen das Objekt mit einem nassen Tuch abgewischt wird; dabei geht die oberste Tonschicht verloren und noch anhaftende Sandkörner stehen an der Oberfläche hervor (vgl. Abb. 132.1, S. 131).

Stark gemagerte Objekte gehen seltener zu Bruch beim Brennen, da die Magerung dem Ton eine zusätzliche Festigkeit verleiht; die im Gegensatz zum Ton gröbere Magerung schliesst die Masse des Tones auf, so dass das Wasser beim Trocknen leichter entweichen kann. Da diese Keramik hitzebeständiger ist, wurden vorwiegend Kochgefässe, die ständig im Feuer standen, stark gemagert; die Tafelgefässe wiesen hingegen eine feine Tonstruktur auf.

In einer handwerkstechnischen Abhandlung aus dem 17. Jahrhundert wird berichtet, dass die Hafner «*von den Erden gute Kundschaft haben sollen, denn die Erde aus der man Töpfe machen soll, muss fest und zäh sein, welche sich aber zu Schüsseln nicht zum Besten schicket*»³³⁶. Die Schüsseln würden reissen; und in gleichem Zuge wird erwähnt: «*Dergegen aber wann man die Töpfen auß der Schüsselterde machen wolte/wuerden sie im Brandt nit halten / sondern zerspringen*»³³⁷.

Bei einem fein oder kaum gemagerten Ton fühlt sich die Oberfläche fein und glatt an. Dieselbe Oberflächenbeschaffenheit weisen auch geglättete Gefässe auf, deren Aussenseite mit einem festen Gegenstand in lederhartem Zustand poliert worden ist (Abb. 142). Vom ausgehenden 13. bis in das 17. Jahrhundert wurden die Aussenseiten der Kochgefässe, Töpfe, Henkeltöpfe, Dreibeintöpfe und -pfannen kaum überarbeitet, sie haben in der Regel eine grobe, rauhe Aussenseite. Die Aussenseite des Bodens bei den Töpfen mit Wölbboden des 13. und beginnenden 14. Jahrhunderts zeigen hingegen meistens eine überarbeitete und verstrichene Oberfläche, während die Standbodentöpfe kaum mehr Überarbeitungsspuren aufweisen. Beim Tafelgeschirr hingegen – Bügelkannen, Schüsseln, Teller und Schalen – hatte bereits der kaum gemagerte Ton eine feinere Oberflächenstruktur zur Folge.

6.4.3 Die optische Erscheinung

Zur optischen Erscheinung zählen die Eigenfarbe der Keramik und die Belebung durch Glasuren und Verzierungen.

Die Farbe der rohen Tonmasse unterscheidet sich stets von der Farbe des gebrannten Scherbens, sie wird von verschiedenen Faktoren beeinflusst: Die primär farbbestimmenden Elemente sind gelbe oder grüne Eisenverbindungen, die im Ton enthalten sind. Je nach Brenn-atmosphäre werden die Eisenoxide in ein orangerotes bis rotbraunes Eisen-III-Oxid oder in ein graues oder braunes bis grauschwarzes Eisen-II-Oxid umgewandelt³³⁸. Eine gefleckte Oberfläche kann einerseits durch eine ungleichmässige Brenn-atmosphäre entstanden sein; andererseits kann auch die Bodenzusammensetzung auf archäologische Funde farbverändernd eingewirkt haben. Die regelmässige und einheitliche Farbe der Keramik, wie sie in Basel erst bei nach Beginn des 15. Jahrhunderts entstandenen Gefässen zu beobachten ist, zeugt von einer verbesserten Brenntechnik.

Im 13. und zu Beginn des 14. Jahrhunderts dominierte die graue, reduzierend gebrannte Irdenware. Erst mit dem Aufkommen der farbigen Bleiglasuren ging man dazu über, die Keramik vorwiegend oxidierend zu brennen, d. h. orangefarbige Ware herzustellen, bis dann in der frühen Neuzeit die Produktion von «grauem Geschirr» allmählich ganz eingestellt wurde.

Oberflächenbehandlung

Politur

Das Polieren der Oberfläche eines unglasierten Gefäßes bewirkt zunächst ein Abdichten der Gefäßwand: Durch das Polieren mit einem festen Gegenstand werden die Tonteilchen an der Oberfläche zusammengedrückt; die Poren verschliessen sich und werden wasserundurchlässig. Dabei entsteht eine glänzende, dichte Oberfläche (Abb. 142), die bei der reduzierend gebrannten Keramik wie ein metallischer, dunkelgrauer bis schwarzer Überzug wirkt. Bei der oxidierend gebrannten orangeroten Keramik wird die rote Farbe intensiver und kommt einem Engobenüberzug gleich. Die Glättungen sind dabei meist nicht ganz flächendeckend, sondern streifenartig, mit nicht geglätteten Zwischenräumen. Dadurch entsteht ein dekoratives, geflecktes Muster. Bei den ungeglätteten Zwischenräumen sind die Poren nicht geschlossen; diese Partien sind deshalb nicht dicht.

Mehrheitlich ist Oberflächenpolitur auf den unglasierten Dreibeintöpfen aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts anzutreffen. Durch diese Oberflächenbehandlung wurde das Aussehen metallener Vorbilder imitiert. Dreibeintöpfe aus Metall waren – wie aus den zeitgenössischen Quellen hervorgeht – häufig verwendete Kochgeräte. Mit den Dreibeintöpfen aus Keramik konnte eine preisgünstige, aber dennoch metallisch wirkende Ausgabe dieses Kochgerätes angeboten werden³³⁹.

Eine Innenpolitur, wie sie gelegentlich auf Schüsseln aus dem 15. bis in das 17. Jahrhundert festzustellen ist, hatte beinahe die gleiche Wirkung wie eine Glasur: Die Poren werden geschlossen und die Oberfläche des Gefäßes glänzt schwach.

Abb. 142 Politur.



Verzierung der Oberfläche

Die Oberfläche der Keramik kann auf verschiedene Art und Weise verziert werden. Die einfachste Art der Verzierung sind herstellungsbedingte Spuren wie Drehrillen und Drehriefen auf der Gefäßaussenseite. Die bewusst als optische Bereicherungen eingesetzten Ornamente beschränken sich auf wenige einfache Motive, die auf den Gefässen sehr grosszügig und oft unsorgfältig angebracht wurden. Mit einfachen Hilfsmitteln (Hölzchen, Fingernägeln, Figerkuppen u.a.) wurden die Motive in die lederharte Gefässwand oder in die Oberfläche eines Gegenstandes eingetieft. Bis in die frühe Neuzeit zeichnen sich die lokalen Keramikgefässe durch bescheidene äussere Verzierungen aus und sind als reine Gebrauchsform bis zum Aufkommen neuer Techniken wie Sgraffito und Malhorn von geringem ästhetischem Wert.

Negative Technik:	Einstiche Kerben Stempel Rollrädchen Wellenlinien Riefen und Rillen Kanneluren Druckmulden Sgraffito
Positive Technik:	Leisten plastische Applikationen
Gemalter Dekor:	Malhorndekor

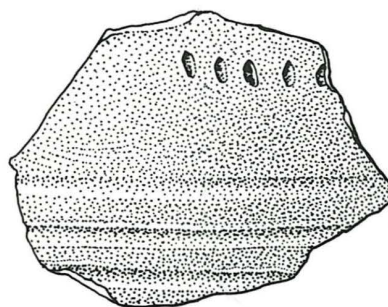


Abb. 143 Einstichdekor.

Negative Technik

Einstiche (Abb. 143)

Beim Einstichdekor wird mit einem spitzen Gegenstand durch Einstechen die Wandung des Gefässes dekoriert, sog. Ritztechnik. Meistens handelt es sich um feine, aneinandergesetzte Striche. Vor allem die kleinformatigen Ausgussgefässe aus dem 13. Jahrhundert sind mit mehrzeiligem Einstichdekor versehen (siehe Abb. 64.3 und 4, S. 76). Im ausgehenden 13. Jahrhundert ging diese Verzierungsart allmählich verloren bis sie im Spätmittelalter ganz in Vergessenheit geriet.



Abb. 144 Lange, schmale Kerben.



Abb. 145 Kurze, dreieckige Kerben.



Abb. 146 Stempel mit Gittermuster.



Abb. 147 Mehrzeiliges Rollrädchenmuster.

Kerben (Abb. 144 und 145)

Die Henkel der Bügelkannen aus dem ausgehenden 13. und der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts sind mit Querkerben unterschiedlicher Machart verziert; dabei handelt es sich primär um eine technische Vorkehrung: Die dicken Henkel mussten eingeschnitten werden, um zu verhindern, dass sie beim Brennen reißen oder nicht genügend durcherhitzt werden. Ein herstellungstechnisch bedingtes Formelement wurde bei den Bügelkannen als Dekor ausgestaltet. Vereinzelt hat man auch die Beine der ältesten Dreibeingefäße (zweite Hälfte 13. Jahrhundert) mit Querkerben versehen; wie diese auch bei den metallenen Vorbildern nachzuweisen sind³⁴⁰.

Stempel (Abb. 146)

Stempeleindrücke finden sich im bearbeiteten Fundmaterial nur auf Flachdeckeln mit kombinierter Handhabe (Typ 1) aus der Mitte bzw. aus dem ausgehenden 13. Jahrhundert. Die Holzstempel mit Gittermuster wurden in die Oberfläche der Deckel gedrückt (Tafel 6,1 und 2). Mit diesem Deckeltyp verschwindet im ausgehenden 13. Jahrhundert auch die Verzierungsart.

Rollrädchen (Abb. 147)

Mehrzeilige Rollrädchenmuster (Tafel 10,1; Tafel 25,1) gehören mit dem Einstichdekor (Tafel 28,4) und den Wellenlinienmotiven (Tafel 28,9) zu den im Fundmaterial des ausgehenden 13. und beginnenden 14. Jahrhunderts nur noch vereinzelt auftretenden Verzierungsarten. Diese sind zur Hauptsache auf Töpfen im Hochmittelalter anzutreffen.

Wie Scholkmann bemerkt, erforderten diese Ornamente keine Herstellung auf der schnellaufenden Drehscheibe³⁴¹. Möglicherweise steht das Verschwinden dieser Dekorart mit dem Aufkommen der schnellaufenden Drehscheibe im ausgehenden 13. Jahrhundert und der damit einhergehenden Riefen- und Rillenverzierung im Zusammenhang.

Wellenlinien (Abb. 148)

Eingeritzte Wellenlinien auf Gefäßwänden sind vorwiegend bei den Töpfen des 13. Jahrhunderts zu finden. Im Laufe des 14. Jahrhunderts verschwindet auch dieses Motiv gänzlich.

Riefen oder Rillen (Abb. 149 und 150)

Der Riefen- oder auch Rillendekor gehört zur einfachsten Art, ein keramisches Gefäß zu verziern, vor allem dann, wenn die Gefäße auf der Drehscheibe hergestellt werden. Die unterschiedliche Rotiergeschwindigkeit der Drehscheibe erzeugt verschiedene Riefen; diese können eng anliegend und fein (Abb. 149) – beinahe Drehrillen – oder breit, flach oder gar gratig sein (Abb. 150). Beim Drehen setzt man einen harten, spitzen Gegenstand – oder den Fingernagel – auf die Gefäßwand und erreicht durch leichten Druck eine unterschiedlich ausgeprägte Rille.

Rillen und Riefen sind seit der Verwendung der Drehscheibe die am meisten anzutreffende Dekorart auf spät-

Abb. 148 Wellenlinien.



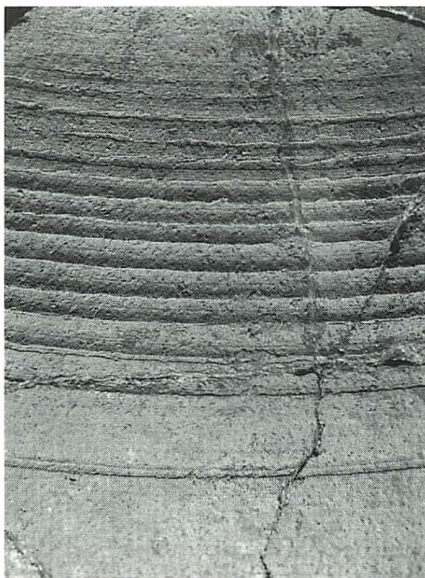


Abb. 149 Riefen oder Rillendekor.



Abb. 150 Riefendekor.



Abb. 151 Kanneluren.

mittelalterlicher Keramik. Sie beleben vor allem den Schulter- und Bauchbereich von Töpfen, Henkeltöpfen, Dreibeintöpfen, Bügelkannen, Ausgussgefässen und Schüsseln. Diese Verzierungsart wurde bis in das 17. Jahrhundert beibehalten; verändert hat sich im Laufe der Zeit die Position des Riefendekors auf der Gefässwand. Während vom ausgehenden 13. Jahrhundert bis in das 15. Jahrhundert der Schulterbereich der Töpfe mit Riefen dekoriert wurde, finden sich danach (bis in das ausgehende 15./beginnende 16. Jahrhundert) wenige Riefen an der Stelle des grössten Gefässdurchmessers, die den Bauch betonen. Die Lage der Riefen wechselte vom Bauch (13. Jh.) über die Schulter (14.–15. Jh.) wieder zum Bauch (16./17. Jh.).

Kanneluren (Abb. 151)

Kanneluren finden sich in unterschiedlicher Zahl auf den Beinen sämtlicher Dreibeingefässe. Sie sind erst seit der Mitte des 14. Jahrhunderts nachzuweisen, wurden jedoch bis in die frühe Neuzeit unverändert beibehalten. Kanneluren sind ein weiteres Beispiel für ein herstellungstechnisch bedingtes Formelement, das zugleich als Dekor diente. Nach dem Andrücken der ausgezogenen Beine an den Gefässkörper wird durch senkrechtes Abstreichen mit dem Daumen die Kontaktstelle zwischen Bein und Körper verstärkt, dabei entstehen Kanneluren. Die Beine an grossen und schweren Dreibeintöpfen mussten zur Verstärkung mit drei Kanneluren versehen werden, während bei kleineren Gefässen eine genügte (Tafel 61). Die Anzahl der Kanneluren ist also nicht, wie zunächst vermutet, zeit-spezifisch, sondern hängt von der Grösse der Beine bzw. Dreibeintöpfe ab.

Druckmulden (Abb. 152 und 153)

Die rundovalen Vertiefungen auf Keramik, die durch den Druck mit der Fingerkuppe im lederharten Ton erzeugt wurden, beleben durch die Schattenwirkung die Oberfläche. Auf den Flachdeckeln des ausgehenden 13. Jahrhunderts und aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts sind solche Druckmul-

den auf der Deckeloberfläche willkürlich – weder in regelmässigen Abständen noch in gleicher Grösse – angeordnet (Abb. 152). Die unsorgfältigen Vertiefungen erwecken den Anschein einer schnell ausgeführten Arbeit. Ausser den Deckeln wurden seit der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts vermehrt auch die Henkel der Bügelkannen mit regelmässig und paarweise angeordneten Druckmulden verziert (Abb. 153). Im 15. Jahrhundert hat man nur wenige, allenfalls nur noch zwei einzelne Druckmulden angebracht (Tafel 50); gleiches gilt für die Bügelhenkel der Tragschüsseln (Tafel 24,1; Tafel 45,6). Ein Dreibeintopf mit Druckmuldendekor auf dem randständigen Bügelhenkel (Tafel 58,3) muss als Ausnahme gedeutet werden, da die Henkel der Dreibeintöpfe in der Regel unverziert sind. Hingegen sind am unteren Henkelansatz bei den Dreibeintöpfen hin und wieder Druckmulden zu beobachten (Tafel 59,6; Tafel 89,1). Hier wurde durch Fingerdruck das Anhaften des Henkels am Gefäss verstärkt. Solche Druckmulden können vorwiegend auf frühneuzeitlichen Gefässen beobachtet werden. Bei den Nachttöpfen ist die Schauseite der Randverstärkungen stets mit Druckmulden verziert (Tafel 93,3; Tafel 108; Tafel 118,3).

Kerben und Druckmulden sind Verzierungen, die durch Finger- und Nageleindrücke entstehen und wegen der einfachen Anwendung beliebte Dekormotive für Deckel (bis in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts) und Henkel waren.

Abb. 152 Druckmuldendekor





Abb. 153 Parallel angeordnete Druckmulden auf einem Bügelhenkel.

Sgraffito (Abb. 154)

Sgraffiti sind im 15. und 16. Jahrhundert vorwiegend auf Tellern nachzuweisen (Tafel 86,1; Tafel 111,1). In lederhartem Zustand wurden auf Spiegel und Fahne mit einem spitzen Gegenstand die Motive eingeritzt, danach wurde der Teller glasiert. Die Vertiefungen füllten sich mit Glasur und hoben sich nach dem Brand durch die dunklere Farbe von der glatten Fläche ab, weshalb die Ritzzeichnung gut zur Geltung kommt. So lässt die gelbe Glasur, die sich auf dem Teller aus einer Grube am Petersgraben (Tafel 111,1 und Abb. 154) in den Vertiefungen angesammelt hat, die Zeichnung braun erscheinen. Zu diesem Teller existiert ein Vergleichsstück von auffallend ähnlicher Machart, das aus derselben Werkstatt stammen dürfte (Abb. 155)³⁴². Die Wandung ist mit Blumenranken verziert; vom Dekor des Spiegels sind nur noch Reste zu erkennen, weshalb das Motiv im Spiegel nicht mehr rekonstruiert werden kann. Die Fahne trägt, umrahmt von zwei Wellenbändern, ein Spruchband mit dem fragmentarisch erhaltenen Schriftzug: « ... ganz ... du bist auch in unserem (H?) ... ». Spruchbänder gehören als

Teil der Tellerdekoration im 16. und 17. Jahrhundert zu den weit verbreiteten Bildmotiven; sie enthalten oft eine Jahreszahl, die weniger das Datum der Herstellung, sondern ein Erinnerungsdatum bezeichnet. Ein weiteres Tellerfragment mit Sgraffito (Tafel 86,1) trägt auf der Fahne eingeritzte Zeichen, die formal zwei gegengleichen stilisierten Federn entsprechen; auf der Wandung sind Bänder mit Querlinien zu erkennen.

In Köln und Frechen sind mehrere Teller aus dem 16. Jahrhundert zum Vorschein gekommen, die mit Sgraffitos dekoriert sind³⁴³. Zum Dekor auf Rand und Fahne gehören gekämmte Wellenbänder; die Spiegel sind mit geometrischen Motiven versehen. Die Teller sind entweder gelb oder grün glasiert. Der Fundort Köln kommt als Herstellungsort kaum in Frage. Vermutlich sind die Teller in Frechen hergestellt und



Abb. 154 Teller mit Sgraffito-Dekor. Zweite Hälfte 16. Jahrhundert, Petersgraben 47–55 (Taf. 114,2).



Abb. 155 Teller mit Sgraffito-Dekor. Zweite Hälfte 16. Jahrhundert, Theodorskirchplatz A, 1984/33.668.

Jahr- hundert	Einstiche	Kerben	Stempel	Roll- rädchen	Wellen- linien	Riefen / Rillen	Kanne- luren	Druck- mulden	Sgraffito
2.H.13.	Töpfe Ausguss- kanne	Bügel- kanne Deckel	Topf Deckel	Topf		Topf (Bauch) Ausguss- kanne Dreibein- topf (Hals) Schüssel		Deckel	
1.H.14.				Topf	Topf Schüssel (Rand- oberseite)	Topf (Schulter) Deckel Bügel- kanne Schüssel Dreibein- topf (Hals)	Dreibein- gefäße (Beine)	Deckel Henkel der Bügel- kanne	
2.H.14.						Topf (Schulter) Bügel- kanne Schüssel	Dreibein- gefäße (Beine)	Henkel der Bügel- kanne	
1.H.15.	Schüssel (Rand)					Topf (Schulter) Bügel- kanne Schüssel	Dreibein- gefäße (Beine)	Schüssel (Rand) Schüssel (Wand)	
2.H.15.						Topf Schüssel Henkel- topf Dreibein- topf (Bauch)	Dreibein- gefäße (Beine)	Nachttopf (Randver- stärkung)	Teller
1.H.16.						Topf (nur einzelne auf Bauch) Henkel- topf Dreibein- topf (Bauch) Schüssel	Dreibein- gefäße (Beine)	Nachttopf (Randver- stärkung)	
2.H.16.						Dreibein- topf (Bauch) Schüssel	Dreibein- gefäße (Beine)	Nachttopf (Randver- stärkung)	Teller
1.H.17.						Dreibein- gefäße: eine einzelne auf Bauch Henkeltopf	Dreibein- gefäße (Beine)	Nachttopf (Randver- stärkung)	

nach Köln verkauft worden oder Köln diente zumindest als Umschlagplatz³⁴⁴. Die Teller mit Sgraffito im vorliegenden Fundmaterial könnten einerseits auf dem Handelsweg via Köln vom ehemaligen Produktionsort am Niederrhein in unsere Region gelangt sein, oder sie sind von einheimischen Töpfern kopiert bzw. hergestellt worden. Allerdings lässt die geringe Funddichte von sgraffito-verzierten Tellern in Basel eine externe Produktion vermuten.

Positive Technik

Leisten (Abb. 156)

Plastische Leisten gehörten seit dem 13. Jahrhundert zum Dekor der Dreibeintöpfe³⁴⁵. Neu ist das Anbringen einer plastischen Leiste in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts an Töpfen und Bügelkannen. Völlig ausgereift kommt dieses Element jedoch erst auf den Töpfen (Tafel 41,1 und 3), Henkeltöpfen und Dreibeintöpfen aus dem 15. Jahrhundert vor (Abb. 156 und Tafel 60). Die regelmässige Ausformung und die Anordnung der umlaufenden Leiste ist nur auf einer gleichmässig rotierenden Scheibe möglich. Man ist versucht, die horizontal umlaufende Dekorleiste bei Dreibeintöpfen als Imitation der Gussnaht bei den metallenen Dreibeintöpfen zu deuten. Verfolgt man die Herstellung mittelalterlicher Grapen aus Metall, so wird aber deutlich, dass die Gussnaht vertikal zwischen den Henkeln verläuft und nicht horizontal³⁴⁶. Die umlaufenden Rippen oder Leisten dienten bei den grösseren Dreibeintöpfen aus Metall zur Verstärkung und Aussteifung des Rumpfes³⁴⁷. Gleichwohl sind die umlaufenden Leisten als Verzierungselement von den metallenen Vorbildern übernommen worden.

Halsleisten wurden als dekoratives Element erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts und vor allem im 15. Jahrhundert verwendet. Dadurch sollte die trichterförmig geöffnete Mündung bei den Dreibeintöpfen vom Gefässkörper deutlich abgesetzt werden (Tafel 52). Auch dies ist als Imitation der zeitgleichen metallenen Dreibeingefässe zu werten³⁴⁸. Die Kombina-

Abb. 156 *Leisten.*



tion von Leisten- und Riefendekor scheint vorwiegend in der ersten Hälfte und in der Mitte des 15. Jahrhunderts beliebt gewesen zu sein. Im ausgehenden 15. Jahrhundert verschwinden die Leisten auf Töpfen und Dreibeintöpfen.

Plastische Applikationen

Auf der ganzen spätmittelalterlichen Geschirr- und Gebrauchskeramik aus der Region Basel sind plastische Applikationen selten. Die Aquamanilien bilden in dieser Hinsicht eine Ausnahme; als repräsentatives Tafelobjekt waren diese Gefässe stets reich verziert, tiergestaltig oder menschenförmig modelliert und auf der Aussenseite glasiert. Sie gehörten aber nicht im eigentlichen Sinn zur Gebrauchskeramik, sondern waren als Schauobjekte künstlerisch gestaltet.



Abb. 157 *Plastische Applikationen.*

Hingegen zeigt das Wandfragment eines Henkelgefässes des ausgehenden 13./14. Jahrhunderts, welches zu einem Giessfass – der schlichteren Ausführung eines Aquamaniles – gehört haben dürfte, am unteren Henkelansatz eine stilisierte Blüte (Abb. 157 und Tafel 14,6). Parallelen hierzu sind aus Basel und Umgebung nicht bekannt. Ähnliche Objekte derselben Zeitstellung finden wir hingegen bei den metallenen Gefässen. So sei ein ehernes Giessfass erwähnt, das aus Frankreich oder den Niederlanden stammt und auf dem Gefässkörper ein Relief mit einer stilisierten Pflanze trägt (Abb. 158).

Ansonsten treten plastische Applikationen erst zu Beginn des 15. Jahrhunderts auf Schüsseln auf. Hier wurden im Bereich der Randzone Tonwülste auf den Gefässkörper aufgesetzt und durch Druckmulden zu einer Art Wellenband freihändig ausgeformt (Tafel 45,3 und 45,4). Diese Verzierungsart ist im 16. und 17. Jahrhundert bei den grösseren offenen Gefässen, die als Blumentöpfe dienten, wieder aufgenommen worden (Tafel 75,2; Tafel 105,2 und 105,4). Auflagen, die in Modellen geformt und danach auf die Keramikgefässe appliziert wurden, sind bislang bei der regionalen Geschirrkera-mik des Spätmittelalters und der Frühneuzeit keine bekannt geworden. Diese reich verzierte sogenannte Renaissancekeramik, wie sie vor allem aus Frankreich und Italien bekannt ist, fand in unserer Region erstaunlicherweise keine grosse Nachfrage.

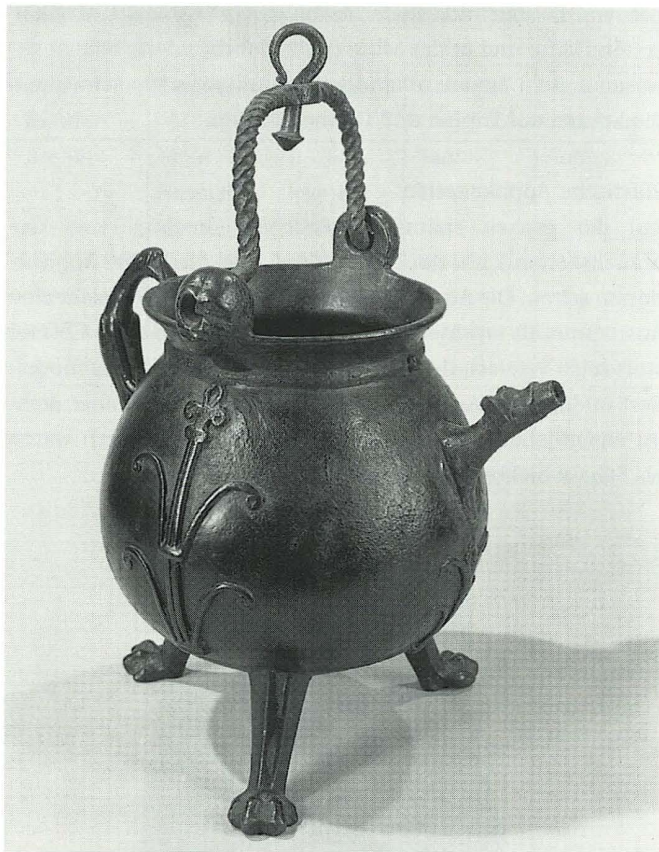


Abb. 158 Ehernes «Handfass», Handwaschgefäß aus Frankreich oder den Niederlanden. 14. Jahrhundert. Amsterdam Rijksmuseum.

Gemalter Dekor

Malhorndekor

Mittels eines Malhörnchens (Abb. 159), das mit einem crème-weißen Tonschlicker gefüllt war, wurden die figürlichen und

floralen Motive auf das lederharte Gefäß aufgemalt. Danach übergoss man das ganze Gefäß mit einer transparenten farbigen Glasur; nach dem Glasurbrand leuchtete das aufgemalte Motiv in einem helleren Farbton und hob sich so von der dunkleren Oberfläche des Gefäßes optisch ab.

Voraussetzung für diese neue Dekorationstechnik war die Produktion von offenen und flachen Formen, deren Innenseite eine geeignete Malfläche bot. So beschränkte sich die Bemalung hauptsächlich auf die Innen- und zugleich Schauseiten der Schüsseln, Teller und Schalen. Zu den Bildmotiven gehörten abstrakte und geometrische Formen sowie florale Motive, aber auch figürliche Darstellungen und Inschriften, die auf Gefäßen aus dem vorliegenden Fundmaterial zwar fehlen, aber den grössten Teil der malhorndekorierten Irdenware der frühen Neuzeit umfassten³⁴⁹.

Aus den Niederlanden ist diese Art der Verzierung bereits auf Keramik des 13./14. Jahrhunderts bekannt³⁵⁰. Im Laufe des 16. Jahrhunderts verbreitete sich auch in unserer Region – in Zusammenhang mit der Herstellung der ersten Teller in Keramik – die bleiglasierte, malhorndekorierte Irdenware, doch tritt diese Ware in den bearbeiteten Fundkomplexen des ausgehenden 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts nur in geringer Zahl auf.

Zwei bedeutende Fundstücke mit Malhorndekor stammen aus der Latrine Münsterplatz 16 und datieren in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts. Im Inneren einer Schüssel (Tafel 121,4) ist ein stilisiertes pflanzliches Motiv, dessen Stengel zu geschlossenen kreisrunden Linien ausgezogen sind, zu erkennen. Um den Kreis ziehen Linien ein Quadrat, in dessen Winkel je eine Schlaufe dargestellt ist. Zwischen den äusseren Kreislinien, die die Wandung von der Fahne abgrenzen, sind immer kleiner werdende Längsstriche und flüchtige Spiralen als Füllornamente angebracht. Die Fahne ziert ein gebrochenes Wellen-

Verteilung der Verzierungstechniken auf die Gefässarten: Positive Technik.

Jahrhundert	Leisten	Plastische Applikationen
2.H.13.	Dreibeintopf (Bauch- und Halspartie)	Aquamanile
1.H.14.	Dreibeintopf (Hals) Topf (Schulter) Bügelkanne (Schulter)	
2.H.14.	Topf (Schulter) Dreibeintopf (Hals, Schulter und Bauch)	
1.H.15.	Topf (Schulter) Bügelkanne (Schulter) Henkeltopf (Hals und Schulter) Dreibeintopf (Hals, Schulter und Bauch)	Ränder konischer Schüsseln Druckmuldenleiste unter dem Schüsselrand
Mitte 15.	Henkeltopf (Hals und Schulter) Dreibeintopf (Hals, Schulter und Bauch)	Ränder konischer Schüsseln Druckmuldenleiste unter dem Schüsselrand
2.H.15.	Henkeltopf (Bauch)	
1.H.16.	Topf (Bauch) Henkeltopf (Bauch)	
2.H.16.		Druckmuldenleiste auf Wand der Blumentöpfe



Abb. 159 Irdenes Malhörnchen mit Federkiel.

band. Bei der Pflanze könnte es sich um eine Tulpe handeln; stilisierte Tulpenblüten waren beliebte Pflanzenmotive. Bereits vor 1570 wurden die aus der Türkei kommenden Tulpen in den Niederlanden bekannt und gezüchtet. Wegen ihrer Kostbarkeit und ihrer symbolischen Bedeutung für Vergänglichkeit wurden sie ab dem 17. Jahrhundert gerne auf Tellern und Schüsseln abgebildet³⁵¹. Eine Schale mit herzförmigem Griffappen (Tafel 121,5) trägt auf der Fahne ebenfalls ein gebrochenes Wellenband. Auf der Innenseite sind vier Pflanzen (Tulpen?) aufgemalt. Der Spiegel ist mit einem schlichten, linearen Dekor verziert. Beide Gefäße könnten aus der gleichen Werkstatt stammen, zumal es sich bei beiden um ein und dieselbe Handschrift handeln dürfte. Die Motive klingen an die bemalte Irdenware vom Niederrheingebiet aus dem 16./17. Jahrhundert an, bei der ebenfalls als zentrales Motiv eine stilisierte Blüte, umschlossen von konzentrischen Malstreifen, im Spiegel erkennbar ist³⁵². Auch hinsichtlich der Füllornamente findet man unter den niederrheinischen Schüsseln Parallelen³⁵³. Das Motivrepertoire auf den beiden malhornverzierten Schüsseln aus der Latrine Münsterplatz 16 entspricht also demjenigen der zeitgleichen nordeuropäischen Teller, Schalen und Schüsseln. Diese Motive sind kaum die Idee eines einzelnen Töpfers. Anregungen wurden von Vorbildern übernommen, leicht abgeändert und in einen anderen Kontext eingebettet. Es ist durchaus denkbar, dass solche Motive in einem Musterbuch

Abb. 160.1 Töpfer an der Arbeit in einer Hafnerwerkstatt des 16. Jahrhunderts. Cyprian Piccolpasso 1560.



oder dergleichen von der einen Werkstatt zur anderen weitergegeben worden sind.

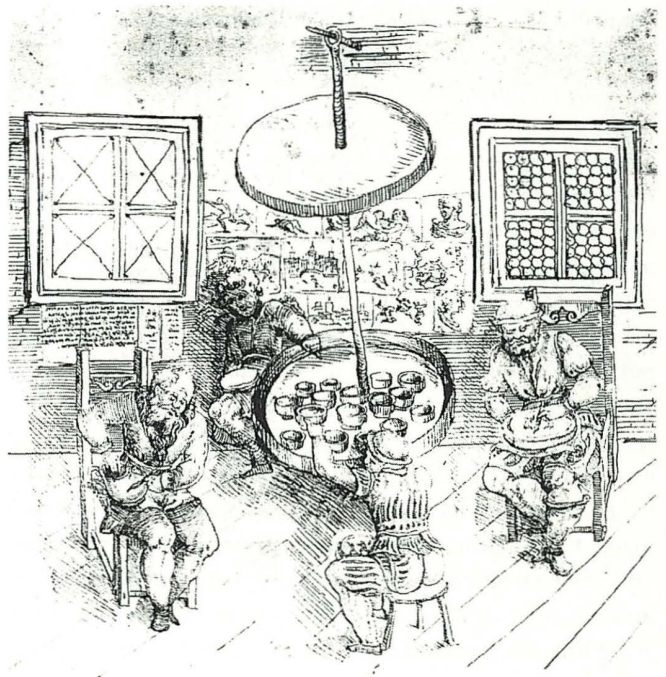
Das Bemalen der Keramik gehörte oft nicht mehr zu den Aufgaben eines Töpfers. Der Innsbrucker Maler Konrad Leitgeb bemalte im Jahre 1571 einen Krug, den zuvor ein Hafner modelliert hatte³⁵⁴. Häufig wurden die Ornamente und einfachen Figuren vom Hafner selber aufgetragen. Es gab auch Hafner, die sich in einer mehrjährigen Lehre das Malen aneigneten. Im Tirol beispielsweise besorgten die Männer das Drehen, während die Frauen Gefäße bemalten und glasierten³⁵⁵. Ob der in Basel ansässige «Kuchelmoler» Schweiger (1564–1627) (vgl. S. 181) wohl damit beschäftigt war, Schüsseln und Teller zu bemalen? Oder war er lediglich auf das Bemalen von Ofenkacheln spezialisiert?

Die Illustrationen zu Piccolpasso «*Li tre libri dell' arte del vasaio*»³⁵⁶ zeigen im Übrigen, wie sich in einer frühneuzeitlichen Hafnerwerkstatt die Handwerker ihre Arbeit aufteilten (Abb. 160. 1 und 2). Während die Töpfer damit beschäftigt waren, die Gefäße zu drehen, befassten sich andere Handwerker mit dem Bemalen der vorgebrannten Objekte.

6.4.4 Zusammenfassung

Trotz zahlreicher Möglichkeiten der Verzierung und Modellierung von Gefäßen kann zusammenfassend festgehalten werden, dass die Keramik vom ausgehenden 13. bis zum 15. Jahrhundert nicht mit sehr viel Sorgfalt hergestellt worden ist und sich die Verzierungsarten auf wenige einfache Techniken beschränkten. Bis in die frühe Neuzeit ist die Haushaltskeramik durch einfache zweckmässige Formen charakterisiert ohne besonderen ästhetischen Anspruch. Erst im 16. und dann im 17.

Abb. 160.2 Handwerker beim Bemalen von Gefäßen in einer Hafnerwerkstatt des 16. Jahrhunderts. Cyprian Piccolpasso 1560.



Jahrhundert wurde eine feinere Machart bevorzugt, die sich formal in grösseren Differenzierungen bei den Gefässproportionen und abgesetzten Rand- und Bodenpartien sowie in der Randausgestaltung (mehrfache Profilierung), ferner in der Art der Verzierung (vermehrt sorgfältige plastische Applikationen, Bemalung, Ritzdekor, Farbigkeit) und Oberflächenbehandlung (nachbehandelt, glasiert, bemalt, engobiert) äussert. Während die Oberfläche der Gefässe bis in das 15. Jahrhundert – die Deckel bis in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts – mit zwar einfachen aber verschiedenen Motiven geringfügig verziert wurde, blieb vom ausgehenden 15. Jahrhundert bis ins 17. Jahrhundert jeglicher Gefässdekor auf der Aussenseite weg. Allenfalls wurden nur wenige Rillen oder eine einzelne Rillen auf dem Bauch eingeritzt. Gleichzeitig ging man jedoch dazu über, der Gefässinnenseite mittels bunter Glasuren und in der Folgezeit mit Sgraffito und Malhorndekor mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Der Dekor wechselte also von der Aussen- auf die Innenseite; ein Prozess, der im 15. Jahrhundert begann und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts abgeschlossen war. Mit den doppelseitig glasierten Henkeltöpfen wurde in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts der Dekor in Form von Aussen- glasuren und plastischen Applikationen allmählich wieder auf die Aussenseite verlagert – ohne dass jedoch die Innenseite vernachlässigt wurde; eine Tendenz, die bis in die Moderne anhielt.

Aufwendig bzw. reich verzierte und bemalte Teller und Schalen, wie sie im 15. und 16. Jahrhundert in Italien und Frankreich hergestellt wurden, oder plastisch verzierte Krüge, wie man sie von den Westerwälder Produktionsstätten kennt, fassten in unserer Region aus unbekannten Gründen nicht Fuss.

7. Funktion und Stellenwert der Gefässe

7.1 Einleitende Bemerkungen

In diesem Kapitel soll die Frage nach der Verwendung der einzelnen Gefässe und in diesem Zusammenhang auch nach deren Bedeutung, d.h. deren Stellenwert und Wertschätzung erörtert werden. Da Untersuchungen, die sich nur auf die Typologie und Technologie von Gefässkeramik beschränken, bald einmal an die Grenzen der Aussagemöglichkeiten stossen, entsteht oft ein einseitiges und abstraktes Bild von Objekten, die einst Gebrauchsgeräte und Alltagsgegenstände waren. Ausserdem stellen die archäologischen Bodenfunde aufgrund verschiedener Umstände lediglich eine Auswahl dar³⁵⁷ und repräsentieren daher nur einen geringen Teil der spätmittelalterlichen Sachkultur. Um ein Mehr an Aussagen gewinnen zu können, müssen deshalb andere Quellengattungen beigezogen werden. Erst unter Berücksichtigung der zeitgenössischen Schrift- und Bildquellen gelingt es, die archäologischen Fundobjekte im Hinblick auf ihren ursprünglichen Kontext, ihre Bedeutung, Funktion und Wertschätzung zu deuten³⁵⁸. Ein Ausweiten der Aussagemöglichkeiten über die Geschirrkemik und das Einbetten derselben in einen grösseren kulturhistorischen Kontext ist aufgrund der Quellenlage jedoch erst für Objekte aus dem 15. Jahrhundert und der folgenden Zeit möglich.

7.2 Sache – Wort – Bild:

Quellen zum Funktionsbereich der Gefässarten

Das archäologische Fundgut ist eine Sachquelle, die aus der materiellen Hinterlassenschaft früherer Zeiten besteht. In den Fundbeständen ist die Keramik als dauerhaftes Material stets in der Überzahl. Machart, Farbe, Form und Qualität eines Gefässes können nur am Objekt erschlossen werden. Die Bildquellen hingegen zeigen das Gefäss im Zusammenhang mit anderen zeitgenössischen Sachgütern (Mobiliar, allgemeiner Hausrat, Mode u. s. f.). Die Schriftquellen überliefern schliesslich nicht nur die damalige Häufigkeit, zuweilen auch den Preis und den Stellenwert der keramischen Objekte, sondern berichten ausserdem von Gegenständen aus Materialien (Glas-, Holz-, Eisen und Buntmetalle), die im Boden nicht oder höchst selten erhalten geblieben sind, und ergänzen die Ergebnisse des archäologischen Fundmaterials. Für Fragen nach der Bedeutung, dem historischen Kontext und der Wertschätzung dieser Alltagsgegenstände sind alle drei Quellen beizuziehen, zumal sie alle nur Teilaussagen erlauben.

«... Keine dieser drei Quellengattungen ist so nebensächlich, dass man ohne sie, keine so wichtig, dass man mit ihr allein auskommen könnte, und keine der jeweiligen Methoden kann daher so etwas wie einen Monopolanspruch bei der Erforschung von Alltag und Sachkultur stellen.»³⁵⁹

Die Aussagen der archäologischen und archivalischen Quellen decken sich in vielen Fällen nicht (vgl. 7.3. *Überlegungen zur Diskrepanz zwischen den verschiedenen Quellen*); oft sind es gerade die Bodenfunde, die für die in Schrift- und Bildquellen überlieferten Gegenstände eine neue Interpretation ermöglichen.

Da das hier vorgestellte Fundmaterial aus dem 15. bis 17. Jahrhundert³⁶⁰ jener bürgerlichen Gesellschaftsschicht zuzuordnen ist, die sich Kochbücher leisten konnte und deren Inventare schriftlich aufgezeichnet worden sind (Basler Beschreibungsbüchlein), sind die hier angestellten Quervergleiche durchaus angebracht.

7.2.1 Sachquellen

Die Untersuchungen zur Funktion der einzelnen Gefässe beruhen primär auf Beobachtungen am Objekt selber. Art und Lage der Handhaben sind ebenso zweckgebunden wie die Gestaltung des Bodens und der Mündung. Brandspuren auf der Gefässaussenseite belegen die Verwendung beim oder im Feuer und deuten auf eine Verwendung als Kochgefäss hin. Die bei einzelnen Gefässen im Inneren anhaftenden Lebensmittlerückstände sind auf die mehrmalige Verwendung als Kochgefäss oder auf die Verwendung als Vorratsbehälter zurückzuführen. Kalkablagerungen an der Gefässwand lassen auf den Gebrauch als Wasserbehälter schliessen, ebenso schmale Ausgusstüllen und Bügelhenkel. Auch die Lage und Art der Glasuren sind für die Bestimmung der Funktion wichtige Elemente. Eine Aussenglasur soll nicht abdichten, sondern vorwiegend das Gefäss verzieren; sie schliesst somit den Gebrauch als Kochgefäss aus.

7.2.2 Schriftquellen

Die wichtigsten Schriftquellen, die etwas über die ursprüngliche Verwendung der Keramikgefässe, die Ernährungsgegewohnheiten, Tischsitten, die Nahrungszubereitung und die dazu erforderlichen Gerätschaften aussagen, sind die Koch- und Haushaltsbücher (Hausväterliteratur) des ausgehenden Mittelalters. Nebst der Aufzählung der verwendeten Nahrungsmittel und den Rezepten verschiedenster Gerichte werden bestimmte Koch- und Tafelobjekte sowie deren Funktion und Verwendung erwähnt. Geben die archäologischen Objekte Auskunft über das Herstellungsmaterial, die Form, die Verzierung und die Herstellungstechnik, so verweisen Kochbücher und Handschriften auf die Art der Verwendung des Objektes durch den Menschen. Für die Erforschung der spätmittelalterlichen Sachkultur sind vor allem die Inventaraufzeichnungen von besonderer Bedeutung: Sie stellen ein Gefäss in einen grösseren Kontext (optimale Vergesellschaftung) und dokumentieren dessen ursprüngliche Häufigkeit und dessen materiellen Wert; zuweilen wird auch der ursprüngliche Aufbewahrungsort (in der Küche, in der Stube, im Keller) erwähnt³⁶¹.

Aus dem Bestand der spätmittelalterlichen Schriftstücke, die sich auf den Hausrat beziehen oder zumindest auf Teile davon, seien in diesem Zusammenhang die Hausratsgedichte aus dem 15. und 16. Jahrhundert erwähnt³⁶²: eine Art Wegleitung für junge Brautleute mit der Auflistung all jener Gegenstände, die für einen Haushalt nötig waren.

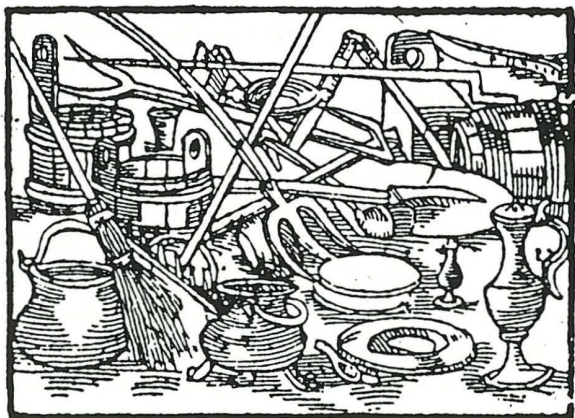
«Schüsslen / teller vnd tischlachen ... / Handzwehel vnd zinnengschirr. Vnd drey kanten oder vier. Häfen / holz vnd kessel. Ein bzeyten vnd vil schüssel. Ein dryfuss vnd vil pfannen. Ein bratspissz vnd ein wannen. Ein knetzuber vnd ein beutelfass ... ein rost vnd ein hael ... Ein Scheissstul vnd ein spiegel. ... Ein schär vnd ein salzfass. Ein löffelkratten vnd ein trinckglass. Ein pfefferbüchls vnd milchnapff. ... Ich müsst han häfen / kellen vnd schüssel. Hafenteckel / teller vnd vil löffel. ... Vnd ein büchsen mit salb... Ich muesst han Liechtstöck vnd taegel. ... Ein giessfass vnd ein becken» (1569)³⁶³.

Es lässt sich hieraus zwar die Vielfalt an Gefässen und Geräten erschliessen, doch fehlt das in einem archäologischen Fundmaterial überlieferte Sortiment an Keramikgeschirr weitgehend. Die Hausratsgedichte waren – wie die Kochbücher – mit Einblattholzschnitten illustriert, auf denen in der Regel eine ungeordnete Anhäufung von Mobiliar und Hausratsgegenständen zu erkennen ist (Abb. 161).

Abb. 161 Der Hausrat. Holzschnitt, gedruckt zu Basel 1569.

Der Haußradt.

Der Haußradt bin ich genannt/
Manchē güten gsellen wol erkannt.



Getruckt zu Basel/ bey
* * Samuel Apiario. * *
1 5 6 9.

Major stellte fest, dass sich der Bestand an Hausratsartikeln in einem Basler Hausratsgedicht von 1559 von demjenigen eines Hausratsgedichtes von 1480 und 1510 kaum unterscheidet³⁶⁴. Die gleichbleibende Zusammensetzung der Grundausrüstung ist denn auch beim gleichzeitigen archäologischen Fundgut festzustellen.

Bei der Interpretation zeitgenössischer Schriftquellen im Hinblick auf die Funktion eines bestimmten Gegenstandes ist aber dennoch Vorsicht angebracht, denn es macht einen Unterschied, in welchem Zusammenhang er aufgeführt wird, ob «... z.B. ein Löffel in einer Silberschmiedordnung genannt wird (normativer Text), in einer Versnovelle (pragmatischer Text), in einem Testament, ob er in einer Museums vitrine vor uns liegt oder in einer Abendmahlsdarstellung abgebildet wird»³⁶⁵.

Von den erwähnten Schriftquellen sollen lediglich die Inventaraufzeichnungen aus Basel, die sog. Basler Beschreibbüchlein, und die Kochbücher etwas eingehender betrachtet werden.

Die Basler Beschreibbüchlein

Die Basler Beschreibbüchlein³⁶⁶ sind gerichtlich aufgenommene Nachlassinventare von verstorbenen, flüchtig gewordenen oder zahlungsunfähigen Bewohnern der Stadt Basel aus den Jahren 1407 bis 1666. Die Aufzeichnungen umfassen Art und Anzahl der Räumlichkeiten sowie der Hausratsgegenstände, die in diesen Räumlichkeiten vorgefunden wurden. Je nach Amtsperson und Schreiber wurden die Aufzeichnungen mehr oder weniger vollständig und sorgfältig ausgeführt; so heisst es z.B. an einer Stelle von 1414 «... daz in einem gaden ist gar vil mengerley plunders und clutery, daz man nit wol als geschriben mag ...»³⁶⁷. Diese unbedeutenden, unter anderem als Plunder bezeichneten und deshalb nicht aufgeführten Dinge finden sich möglicherweise im archäologischen Fundmaterial als Abfall wieder.

Heierle hat die Beschreibbüchlein auf die genannten Gefässkategorien hin untersucht und diese – unabhängig vom Jahrgang der Erwähnung – nach Gefässgattungen und -bezeichnungen geordnet³⁶⁸. Es ist ihm gelungen, eine umfassende Übersicht über die Menge, die Materialien und die daraus erschlossene Bedeutung der verschiedenen Gefässarten zu geben. Seine Arbeit ist für die Erforschung der Geschirrkemik aus archäologischen Grabungen eine wertvolle Ergänzung, zumal sie deutlich macht, welch geringer Anteil eines einst vielfältigen Hausrates durch die Bodenfunde überliefert ist.

Die Inventarlisten ergänzen daher das Küchengeschirr um diejenigen Formen, die im archäologischen Fundmaterial fehlen. Hierzu einige Beispiele: In Basel sind im Fundmaterial des ausgehenden 13. bis 17. Jahrhunderts Trinkbecher aus Keramik kaum nachzuweisen. In den städtischen Inventarlisten werden hingegen zahlreiche Trinkgefässe aufgeführt, allerdings bestanden diese hauptsächlich aus Holz oder Zinn (abgesehen von den Trinkgläsern). Auch die in den Beschreibbüchlein erwähnten irdenen Krüge mit Silberbeschlag sind unter den Sachquellen so nicht überliefert. Krüge sind zwar erhalten, nicht aber die Silberbeschläge; denn das Edelmetall

wurde vor dem Entsorgen entfernt. Ferner wird in den Beschreibbüchlein die Bedeutung und Verwendung von hölzernen Tafelgeschirr festgehalten. Dieses ist im Boden im Laufe der Zeit zerfallen und deshalb nicht überliefert³⁶⁹. Aufschlussreich sind auch die Aufzeichnungen bezüglich der verschiedenartigen Metallgefässe. Auch diese sind als Bodenfunde höchst selten überliefert³⁷⁰, obschon sie im Haushalt recht häufig gebraucht wurden. Das spätmittelalterliche Recycling³⁷¹ und der materielle Wert sind die Hauptgründe für das Fehlen von Metallgegenständen im archäologischen Fundgut.

Trotzdem ergaben sich beim Versuch, zu den in den Beschreibbüchlein aufgeführten Gefässarten die entsprechenden Objekte unter den Funden festzustellen, einige Schwierigkeiten, weil in den Listen formale Details kaum aufgezeichnet sind und das Herstellungsmaterial oft nicht erwähnt wird.

Die spätmittelalterlichen Kochbücher

Bereits aus dem 14. Jahrhundert sind Kochrezepte als Handschriften erhalten. Das erste spätmittelalterliche Kochbuch in Form einer Pergamenthandschrift *«daz Buoch von guoter Spise»* stammt aus der Mitte des 14. Jahrhunderts³⁷². Um das Jahr 1490 wurde das erste deutsche Kochbuch – die sog. *«Küchenmeisterey»* – gedruckt³⁷³.

Nachdem sich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts der Buchdruck durchgesetzt hatte und die Möglichkeit bestand, Bücher mittels Holzschnitten zu illustrieren, ferner weitere Kreise der Bevölkerung lesen konnten, erfuhren die Kochbücher vermehrt Beachtung und zwar nicht mehr nur von den Köchen fürstlicher Küchen, sondern auch bei der wohlhabenden Stadtbevölkerung. Für Bürger mit geringem Einkommen waren Kochbücher noch ein Jahrhundert nach der Erfindung der Buchdruckerkunst viel zu teuer, die Rezepte wurden mündlich von Generation zu Generation weitergegeben³⁷⁴. In den grossen Städten hingegen, zu denen auch Basel zählte, *«... konnte man mit einem grossbürgerlichen Abnehmerkreis zählen ...»*³⁷⁵. Damals wie heute nahm man ein Kochbuch jedoch

nicht für die Zubereitung der Alltagskost zur Hand, sondern, je nach sozialem Stand und Gelegenheit, für das Kochen der meist mehrgängigen Festessen.

Aus der grossen Fülle an Kochbüchern aus dem ausgehenden Mittelalter³⁷⁶ wurde exemplarisch dasjenige der Anna Wecker ausgewählt: *«Ein köstlich new Kochbuch von allerhand Speisen / an Gemuesen / Obs / Fleisch / Geflügel / Wildpret / Fischen vnd Gepachens (...) Mit fleiss beschrieben durch F. Anna Weckerin»*³⁷⁷.

Es handelt sich um das erste, 1597 gedruckte Kochbuch aus der Feder einer Frau. Zwischen 1535 und 1540 wurde sie als Tochter des Isaac Keller in Basel geboren³⁷⁸, später heiratete sie den weit über die Grenzen hinaus bekannten Medicus und Stadtarzt Johann Jacob Wecker in Colmar. Durch ihren Mann erwarb sie Kenntnisse über die heilende Krankenkost. Doch wie sie selber immer wieder festhielt, waren die Rezepte nicht nur für Kranke gedacht, sondern – mit einigen Abänderungen – für jedermann bestimmt. Das Kochbuch war ein Riesenerfolg, bereits ein Jahr nach Erscheinen wurde die zweite Auflage gedruckt. Als gute Köchin kannte sie den Vorteil sämtlicher Küchengeräte und die Verwendung der verschiedenen Gefässe. So erwähnte sie bei den meisten Rezepten die Gefässarten, die man für die Zubereitung der Gerichte verwenden soll, und wie man damit umzugehen hat: *«... stell es auf heiss wasser (eine kleine oder grosse Schüssel) / oder sonst auf einen hafen ... / die nicht nah bey dem feuer darff stehen ...»*³⁷⁹.

Die verschiedenartigen Gefässe und deren Verwendung, wie sie von Anna Wecker aufgeführt werden, sind für die Rekonstruktion von Kücheninventaren anhand archäologischer Sachquellen eine anschauliche Ergänzung. Da Anna Wecker eine geborene Baslerin war und in der Region lebte, darf man annehmen, dass sie vor allem regional typische Speisen und Geräte beschrieben hat. Deshalb ist das Kochbuch der Anna Wecker für die Untersuchung der zeitgleichen Gefässe aus archäologischen Grabungen der Stadt (und auch Region) Basel von besonderem Interesse.



Abb. 162 Titelillustration zum Kochbuch von Anna Wecker, Holzschnitt von Jost Amman (1535–1591).

Der Versuch, die in Anna Wecker's Kochbuch genannten Gefässe unter den aus derselben Zeit stammenden Keramikfunden ausfindig zu machen, war von ähnlichen Schwierigkeiten begleitet wie im Falle der Inventarlisten. Einige Gefässzeichnungen in Wecker's Kochbuch stimmen mit keiner der aus den Fundmaterialien bekannten Gefässformen überein; sind hingegen Formen umschrieben, so lässt sich der Typ jeweils erraten: «... die sind unden und oben gleicher we(i?)te / wol verglasirt / also / dass sie schön glat sind / und an dem boden haben sie drey füßlein ...»³⁸⁰, zweifelsohne handelt es sich hier um eine innen glasierte Dreibeinpfanne. An anderer Stelle lesen wir von «ungehobelten haefen / die keine füß haben»³⁸¹, hier spricht sie von einem henkellosen Standbodentopf, also dem Topf schlechthin. Die Adjektive gross, klein, hoch und weit, mit denen sie die Häfen umschreibt, verweisen auf die entsprechende Formenvielfalt dieser Gefässart³⁸². Beim Durchlesen der Rezepte entsteht jedoch der Eindruck, dass öfters verschiedene Gefässe pauschal als Hafen bezeichnet wurden.

Die spätmittelalterlichen Kochbücher enthalten nicht nur Rezepte, sondern sie sind gleichsam zeitgeschichtliche Bilderbücher, die über die Kücheneinrichtung und Nahrungszubereitung der besser situierten Stände unterrichten.

7.2.3 Bildquellen

«Gerade zu Fragen des Keramikgebrauchs – und auch solchem, der von den Herstellern nicht intendiert war, wie Zweit- und Drittverwendung nach Beschädigung –, zu Nutzungskombinationen mit anderen Werkstoffen wie Metall, Holz, Glas usw., zu Fragen nach Serien, Services und Sets, kurz: zu solchen von Umfeld und Milieu, sind bildliche Darstellungen von Keramik und deren Handhabung durch den Menschen für uns unerlässlich».³⁸³

Sind die archäologischen Fundstücke aus ihrem ursprünglichen «Lebenszusammenhang» gerissen, so gelingt es anhand der schriftlichen und bildlichen Quellen, diesen wieder weitgehend zu rekonstruieren. Zu Beginn der Erläuterungen über die Art und Qualität der Bildquellen, die uns aus dem Spätmittelalter zur Verfügung stehen, seien ein paar grundsätzliche Gedanken zur Verwendung von abbildenden Kunstwerken als Quellen zur Sachkulturforschung festgehalten³⁸⁴. Mittelalterliche Bildwerke wollen primär religiöse Gefühle ansprechen und Glaubensinhalte vermitteln; sie enthalten deswegen auch vielschichtige Zeichen und Symbole³⁸⁵. Im 15. Jahrhundert verstärkte sich die Tendenz zum Realismus, d.h. es wurde versucht, Vorgänge durch alltägliche Gegenstände wie Kleidung, Hausratsobjekte, Möbel, Interieurs der bürgerlichen Oberschicht verständlich zu machen³⁸⁶. Die einzelnen Objekte sind teilweise aus Musterbüchern übernommen oder von älteren Bildvorlagen kopiert worden³⁸⁷. Dadurch wurden örtliche und zeitliche Traditionen mit Fremdmitteln vermischt, weshalb der Herkunftsort bzw. der Zeitpunkt der Herstellung der darge-

stellten Gebrauchsgegenstände nicht bekannt ist. Hingegen ist die Funktion eines Objektes in der Regel ersichtlich. Auf einer Geburtsdarstellung wird in einer Hintergrundszenen eine Dreibeinpfanne ebenso zum Braten über dem Feuer benutzt wie auf dem Holzschnitt einer Kochbuchillustration. Die Gegenstände aus dem Haushalt (beweglicher Hausrat, Mobiliar) haben in spätmittelalterlichen religiösen Darstellungen die Bedeutung von Accessoires – meistens aber auch symbolische Bedeutung³⁸⁸. Die dargestellten Objekte mussten zugleich für den zeitgenössischen Betrachter erkennbar, d.h. im Alltag gebräuchlich sein³⁸⁹. Mit dem Aufkommen der Stilleben im 16. Jahrhundert ging der religiöse Symbolgehalt der einzelnen Ge-

Abb. 163 Küchenmagd beim Zubereiten einer Mahlzeit. Hintergrundszenen der Geburtsdarstellung auf dem Lichtenalter Hochaltar, Baden-Baden. 1485. In der Dreibeinpfanne ist eine Eierspeise zu erkennen. Mit dem Kochlöffel rührt sie einen Brei in einem Topf.



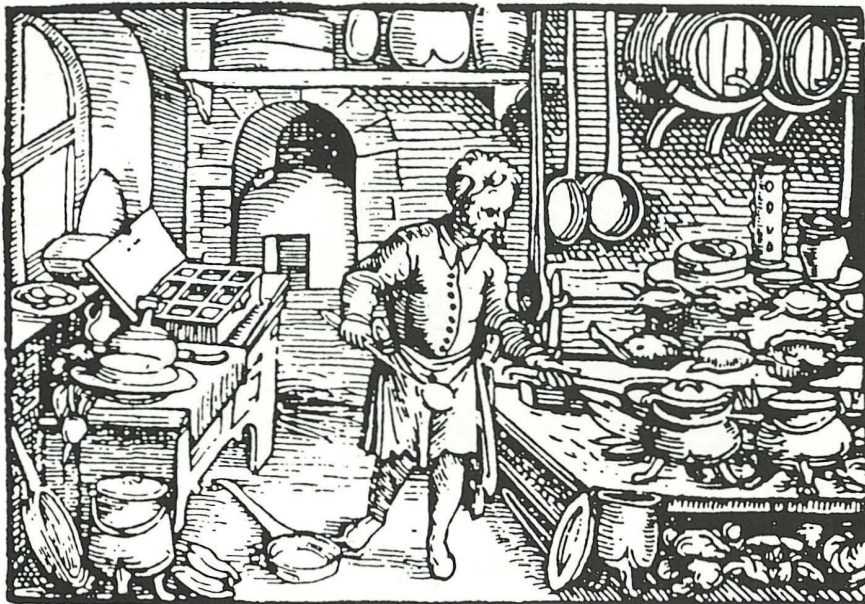


Abb. 164 Kochbuchillustration. Koch- und Kellermeisterei, Holzschnitt, 1577.

genstände nach und nach allmählich verloren; gleichzeitig wurden die dargestellten Gegenstände in Bezug auf Form, Material und Wirkung perfektioniert³⁹⁰. Ferner ist bei Interpretationen spätmittelalterlicher Bilder zu bedenken, dass bis ca. 1400 vor allem der Adel und Klerus Auftraggeber von Bildwerken waren, im 15. Jahrhundert sich aber neu das Bürgertum als Auftraggeber hervortat und somit auch die bürgerliche Weltanschauung in die Bildwelt eingebracht wissen wollte³⁹¹, wobei das emporstrebende Bürgertum adelige Gepflogenheiten imitierte. Gleichzeitig fand eine Verweltlichung christlicher Bildthemen statt. Bei Genreszenen, Kochbuchillustrationen, Küchenstücken und Stilleben stand die Darstellung der Gegenstände und deren wichtigster Formmerkmale im Vordergrund.

Bei den für unsere Zwecke brauchbaren Bildquellen handelt es sich zunächst um religiöse Darstellungen, die – oftmals in einer Hintergrundszene – Tafel- oder Küchenszenen beinhalten; so z.B. Abendmahls- oder Geburtsdarstellungen (Abb. 163)³⁹². Dann vor allem um Kochbuchillustrationen (Abb. 164), die laut Benker als «eine Mischung aus Realität und abstrahierter Wirklichkeit ...» anzusehen sind³⁹³, und zwar hauptsächlich deshalb, weil die Kochbücher über Jahrzehnte hinweg kopiert, erweitert und umgeschrieben wurden; ferner betont sie, dass die Kochbuchillustrationen «... auf Dauer angelegt sind ...»³⁹⁴. Mögen formale Einzelheiten nicht immer auf das genaueste wiedergegeben sein, so zeigen die Illustrationen dennoch Gefässe, wie sie in der Küche und auf der Tafel tatsächlich verwendet worden sind. Die Aussagen in sachkundiger Hinsicht bleiben bestehen. Wir erfahren aus diesen Illustrationen, wie man sich die Ausstattung einer spätmittelalterlichen Küche vorzustellen hat, wie und wofür die einzelnen Gefässe, die als archäologische Funde überliefert sind, eingesetzt wurden und wie man diese aufbewahrt hat.

7.3 Überlegungen zur Diskrepanz zwischen den verschiedenen Quellen

Bei der Gegenüberstellung von archäologischem Fundmaterial mit Geschirr eines schriftlich überlieferten, gleichzeitigen Nachlassinventars zeichnen sich beachtliche Unterschiede ab³⁹⁵. Während das archäologische Fundmaterial zur Hauptsache aus keramischen Objekten – Geschirr-, Haushalts- und Ofenkeramik – besteht, sind in den gleichzeitigen Inventarlisten Gefässe aus Keramik vergleichsweise selten erwähnt, hingegen finden wir hier eine Fülle an metallenen Koch- und Tafelgeschirr. Ein durchschnittlicher Haushalt müsste aufgrund der archäologischen Funde in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts mit mindestens ein bis zwei Töpfen, ebenso vielen Dreibeintöpfen und Dreibeinpfannen sowie eventuell einem Henkeltopf und zwei bis drei Schüsseln aus Keramik ausgestattet gewesen sein (siehe S. 46–48). Nun wurden aber in der Küche von Hans Müller, wohnhaft an den Spalen, bei der Inventaraufnahme am 9. April 1459 u.a. zwei Kessel, zwei kupferne Häfen, ein Spiess und ein Rost, drei Pfannen, ein Dreifuss, eine Schüssel und sonst allerlei «Gerümpel» und etlich Holz vorgefunden; die irdenen Töpfe, die aufgrund archäologischer Fundensembles zu erwarten gewesen wären, fehlen. Dass Gefässkeramik auch in Inventarlisten aus anderen Gebieten kaum aufgeführt ist, zeigt beispielsweise das Inventar des grossbürgerlichen Haushaltes von Anton Tucher aus Nürnberg (1507–1517): Möbelstücke und Haushaltswaren aller Art sind detailliert erwähnt, Geschirr und Küchengeräte aus Keramik – abgesehen von der glasierten Ofenkeramik und den bunt glasierten Gefässen italienischer Herkunft – werden hingegen nicht genannt³⁹⁶.

Weshalb Haushaltsgefässe aus Keramik in die Nachlassinventare kaum aufgenommen wurden, entzieht sich unserer Kenntnis. Mögliche Gründe wären, dass Keramik aufgrund des geringen Materialwertes ein nicht nennenswertes Sachgut –

Abb. 165 Inszenierung von Kochgeschirr und deren Verwendung aus dem 15. Jahrhundert mit Kochtöpfen aus Heidelberg, Kornmarkt.



der viel zitierte «Plunder und Clutery» – war oder bereits vor der Inventaraufnahme entsorgt worden ist. Dem widerspricht hingegen die grosse Zahl der aufgelisteten Holzgefässe, die ebenfalls einen geringen Materialwert hatten. Denkbar wäre auch, dass die Aufzeichnungen nur jenen Hausrat beinhalten, der weitervererbt wurde. Geschirr und Gebrauchswaren aus Metall sind in den Inventarlisten häufig aufgezählt; ausser Tafelgeschirr aus Zinn waren es vor allem Kochgefässe aus Messing, Kupfer und Eisen³⁹⁷. Objekte aus Metall, die einst eine spätmittelalterliche Küche auszeichneten, sind hingegen als Bodenfunde wiederum höchst selten überliefert³⁹⁸: Die Metallgegenstände konnten – sei es nach Abnutzung oder bei Beschädigung – eingeschmolzen und neu verarbeitet werden; ausserdem nutzen sich Metallgefässe weniger schnell ab und gehen kaum zu Bruch wie Keramik oder Glas. Hingegen können Glas und Holz durchaus in den Boden gelangt sein: Da sie sich je nach Bodenverhältnisse zersetzen, sind sie später kaum oder nur noch in Spuren erhalten. Als weiterer Unterschied zwischen Sach- und Schriftquellen ist festzuhalten, dass es sich bei archäologischem Fundmaterial in der Regel um Abfall handelt (Ausschnittcharakter), während die Nachlassinventare beinahe sämtliche Gegenstände eines Haushaltes dokumentieren. Die Bildquellen – hier v. a. die Illustrationen in den Kochbüchern – repräsentieren die Kücheneinrichtung einer Oberschicht, die vorwiegend mit metallenen Kochgefässen ausgestattet war; es ist aber nicht auszuschliessen, dass auf den Darstellungen spätmittelalterlicher Interieurs einzelne Gefässe aus anderen als den Ursprungsmaterialien bestehen³⁹⁹.

Während im archäologischen Fundmaterial ein Teil der Sachobjekte unmittelbar überliefert ist, lassen die Inventarlisten Rückschlüsse auf die Anzahl und Art der übrigen, damals vorhandenen Gefässe zu. Über die Verwendung der Küchen- und Tafelobjekte geben uns schliesslich die Schrift- und Bildquellen mit Küchen- und Tafelszenen Auskunft.

7.4 Zur Funktion der Gefässe

Als «Geschirr» bezeichnen wir diejenigen Gefässe, die im Haushalt – vor allem in der Küche und auf der Tafel – verwendet werden. In den Basler Beschreibbüchlein wird der Begriff «Geschirr», der ursprünglich nur für ausgehöhlte Gefässe stand⁴⁰⁰, für vielerlei Geräte verwendet, zuweilen auch als Oberbegriff für Gefässe oder Geräte, die nicht genauer be-

Abb. 166 Koch am kniehohen Herd. Wilhelm, ein Koch, der 191. Bruder. Das Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung in Nürnberg, 1475.



zeichnet werden können⁴⁰¹. «Geschirr» kann ausser aus Keramik (irden, erden) auch aus Holz (hölztin), Zinn (zinen) und anderen Metallen bestehen⁴⁰². In einer Aufzeichnung sind explizit Majolikagefässe genannt: «15 st. majolica geschür»⁴⁰³. Interessant ist ferner die Nennung von Zinngeschirr (zinnengeschür), Kupfergeschirr (kupfer geschür), Erzgeschirr (öhrengeschür), Eisengeschirr (isengeschür)⁴⁰⁴ und Silbergeschirr (sylbergeschir)⁴⁰⁵, so werden in einem Inventar z. B. 31 Stück «öhrengeschür»⁴⁰⁶ gezählt.

Nähere Bezeichnungen oder gar Hinweise auf den Verwendungszweck des Geschirrs sind selten. Bezug auf die Funktion nehmen z. B. ein «Wassergeschirr»⁴⁰⁷ und zwei irdene Geschirlein (1600), die mit Konfekt aufgefüllt waren⁴⁰⁸, ferner Erwähnungen wie Trink-, Wein-, Kammer-, Nacht-, Fisch- und Salzgeschirr, welche die Verwendung unmittelbar bezeichnen.

Auch Anna Wecker verwendete in ihren Rezeptbeschreibungen den Begriff Geschirr. Ob es sich um Eier handelt, die man in einem Geschirr anrührt, oder Gerste, die im Wasser aufgeweicht wird, die Form der Gefässe ist jeweils nicht näher beschrieben. Vereinzelt fügt sie das Adjektiv «irden»⁴⁰⁹ an, und verschiedentlich schreibt sie gar von einem flachen oder tiefen Geschirr⁴¹⁰ oder von einem «*irrden geschirr/in form eines pastetenhafens*»⁴¹¹. Bei der Fleischaufbewahrung empfiehlt sie, das zubereitete Fleisch in «*einem wol verglästen Geschirr wol vermacht*»⁴¹² – also einem glasierten Vorratsgefäss – aufzubewahren. Und den Saft von Birnen soll man entweder in ein

Fässlein oder ein anderes Geschirr schütten⁴¹³. Sie verwendet die Bezeichnung «Geschirr» für allerlei Küchen-, Tafel- oder Vorratsgefässe, die – weil vielleicht damals allgemein bekannt – nicht näher definiert werden mussten.

Die Verwendung einer Gefässart soll im Folgenden anhand der Form und der Gebrauchsspuren sowie mit Hilfe von Schriftquellen und zeitgenössischen Darstellungen – Küchen- und Tafelszenen – erläutert werden⁴¹⁴. Die Gefässarten werden dabei je nach Funktionsbereich – Küche (Kochgeschirr), Tafel (Tafelgeschirr), Vorrat und allgemeiner Hausrat (Gefässe mit Sonderfunktion) – in Gruppen zusammengefasst. Die Ausführungen, die sich vorwiegend auf die Funktion der Leitformen beschränken, sind als Beispiele zu verstehen und erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

7.4.1 Kochgeschirr

Kochgeschirr aus Keramik wurde im gesamten Betrachtungszeitraum – und bis heute – in jedem Haushalt benötigt. Das Gefässspektrum umfasste im Mittelalter nur wenige Formen: seit der Mitte des 13. Jahrhunderts im Wesentlichen die Töpfe, Dreibeintöpfe und Dreibeinpfannen, während davor ausschliesslich der Topf als Koch- und Vorratsgefäss gedient hatte (Abb. 165).

In den Kochbüchern wurde hin und wieder auf das Material eines Gefässes hingewiesen. Über die Vorzüge und Nachteile der Materialien unterrichtet auch Maria Sophia Schellhamer in ihrem Kochbuch von 1699⁴¹⁵. Darin betont sie unter anderem den Vorteil der irdenen Töpfe als Kochgefässe⁴¹⁶ gegenüber den Geräten aus Metall, da die Speisen darin länger warm blieben und keinen fremden Geschmack aufnahmen.

Töpfe

Die bauchigen Töpfe (Abb. 44: Typ 1 und 2) wurden zum Kochen von flüssigen oder festen Speisen direkt in oder neben die Glut gestellt. Russspuren an den Töpfen mit Planböden – hauptsächlich auf einer Seite – deuten darauf hin, dass diese Töpfe zum Kochen am Rand der Glut platziert worden sind (Abb. 166 und Tafel 26,2–3). Auch die Töpfe des ausgehenden 15. Jahrhunderts, wie wir sie aus der Latrine Spalenberg 40 kennen (Tafel 89), wurden trotz der weit ausladenden Mündung und dem schmalen Standboden, als Kochgefäss benutzt: Auf einer Kochbuchillustration aus dem 16. Jahrhundert⁴¹⁷ sind formal beinahe identische Töpfe, die mit einem Knaufdeckel zugeeckt sind und neben dem Feuer stehen, abgebildet (Abb. 167).

Die Ausstattung dieser Küche verweist auf eine Schlossküche mit mehreren Bediensteten. Dieselben Töpfe finden wir jedoch auch in der bäuerlichen Küche (Abb. 168). Der Schluss liegt nahe, dass ein irdener Topf ein «standesunabhängiges» Gefäss war. Die Strassburger Rezeptsammlung «*Schachttafeln der Gesundheit ...*»⁴¹⁸ aus dem Jahre 1533 ist mit Zierleisten bereichert, die verschiedene Gefässe in ihrer Verwendung und mit entsprechendem Inhalt darstellen, u. a. ein Topf, der vor

Abb. 167 Interieur einer Küche mit Bediensteten. Auf dem Herd steht neben dem Feuer ein hoher, schlanker Topf mit einem Knaufdeckel. Holzschnitt in Bartolomeo Sacchi da Platina: von der eerlichen zimlichen auch erlaubten Wolust des Leibs, Augsburg 1542.





Abb. 168 Kochszene bei einer Bauernfamilie. Auf dem Herd neben dem Feuer steht ein hoher, schlanker Topf. Holzschnitt-Illustration in Vergils Catalepton, hrsg. von Sebastian Brant, Strassburg 1502.

dem Feuer steht und mit der Beischrift «Gerstenwasser» versehen ist (Abb. 169).

Töpfe von geringer Grösse, wie das eine Beispiel aus der Latrine Spalenberg 40 (Tafel 97,2), das aus einer feinen beige-farbenen Keramik (Warenart II.7) besteht und auf der Innenseite deckend grün glasiert ist, könnten auch als Trinkbecher benutzt worden sein, allerdings gibt es dafür keine Belege.

Eine weitere Verwendungsmöglichkeit, die weder in Schriftquellen überliefert noch am Objekt zu erkennen ist, ist jene als Tragbehälter. Wie aus zwei ikonographischen Quellen hervorgeht (Abb. 170 und Abb. 171), hängt dabei der Topf in einem Netz. Auf der Altartafel der Hl. Katharina und des Hl. Laurentius aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts⁴¹⁹ führt die eine Figur einen reduzierend gebrannten Karniesrandtopf in einem Netz mit sich. Ein Schälchen – formal entspricht es einer Öllampe – dient als Deckel (Abb. 170).

Abb. 169 Kochtopf mit der Beischrift «Gerstenwasser» Zierleiste aus den Schachttafeln der Gesundheit, Strassburg 1533.



In ähnlicher Weise wird der Topf auf der Darstellung der Minneburg in der Bilderhandschrift «Das mittelalterliche Hausbuch» benutzt (Abb. 171)⁴²⁰. Darauf ist eine niederknien-de höfische Dame neben einem «Picknick»-Korb, der einen Teller, einen Topf mit Knaufdeckel und eine Kelle oder einen Löffel enthält, zu erkennen. Neben dem Korb steht ein Topf, der hier mit einem Knaufdeckel verschlossen und in ein Trag-netz eingebunden ist.

Zwei Töpfe aus dem Fundmaterial der Latrine Spalenberg 40 (Tafel 89,2; Tafel 90,1) haben ein sekundär in die Wandung gebohrtes Loch. Auf der dem Loch gegenüberliegenden Innenseite haftet stark verkrustetes erdiges Material, vermischt mit Pflanzenfasern, an. Hier darf davon ausgegangen werden, dass diese Töpfe zweckentfremdet worden sind. Eine mögliche Interpretation verdanke ich einem französischen Kollegen aus Mülhausen, der einen ähnlichen Fund als «Vogelnest» gedeutet hat⁴²¹. Er schliesst dies aus entsprechenden Darstellungen auf Kupferstichen des 16. Jahrhunderts und aus dem heute noch bestehenden Brauch im Burgund (F), Töpfe für diesen Zweck unter den Dachgiebel zu hängen.

In den Inventarlisten der Basler Beschreibbüchlein fehlt die Bezeichnung Topf mit Ausnahme einer Eintragung, die aufgrund des ungewöhnlichen Schreibstils von einem Fremden stammen muss⁴²². Der Form, die wir als Topf bezeichnen, entspricht in den Beschreibbüchlein am ehesten die Bezeichnung «Kachel»⁴²³, die etymologisch von chachala = irdener Topf abgeleitet wird. Die Kacheln, in den meisten Fällen als «irden» bezeichnet, bestehen also aus Keramik; bei zwei Ausnahmen handelt es sich um eine Kachel aus Zinn (1532) und um eine grün glasierte Kachel (1635)⁴²⁴. Die Beobachtung Heierles, dass die Kachel nur vereinzelt erwähnt wird, entspricht dem Tatbestand der archäologischen Sachquellen; auch bei den Bodenfunden aus dieser Zeit sind die Töpfe weit seltener als die Dreibeintöpfe.



Abb. 170 Ein grauer, reduzierend gebrannter Topf mit Karniesrand und einem Lämpchen als Deckel wird in einem Netz mitgetragen. Ausschnitt aus: *Saint Laurent distribuant aux pauvres les biens de l'Eglise*. Altartafel der Heiligen Katharina und des Heiligen Laurentius, Colmar. Erstes Viertel 16. Jahrhundert.

Aufschlussreicher ist die Bemerkung im Kochbuch der Anna Wecker «... mache eine irdene oder ährine kachel oder topff / wie mans an einem jeden ort nennet ...», die aufzeigt,

Abb. 171 Ein mit einem Knaufdeckel verschlossener Topf in einem Tragnetz. *Das mittelalterliche Hausbuch*. Ausschnitt aus: *Die Minneburg*, (pag. 23b), um 1480.



Abb. 172 Innen olivgrün glasierter Henkeltopf mit Russspuren auf der dem Henkel gegenüberliegenden Seite. Spalenberg 40, Ende 15. Jahrhundert / Anfang 16. Jahrhundert. (Taf. 91,1).

dass die Bezeichnung Topf allgemein bekannt war⁴²⁵, allerdings wird auch hier der Topf nur einmal erwähnt. Das erstaunt insofern nicht, als die Töpfe im Fundmaterial Spalenberg 40 – ausgehend 15./erste Hälfte 16. Jahrhundert – zwar noch belegt sind, danach aber nicht mehr vorkommen. Aufgrund beider Quellengattungen scheint der irdene Topf im 16. Jahrhundert im Wesentlichen ausgedient zu haben; lediglich die Beschreibbüchlein nennen anno 1600 noch «*erdine kachlen*».

Henkeltopfe

Zum Spektrum der Kochgefäße gehörten die Henkeltopfe, die erst seit dem 15. Jahrhundert nachweisbar sind. Sie standen vorwiegend am Rand des Feuers, wie sich anhand der einseitigen Russablagerungen – stets auf der dem Henkel gegenüberliegenden Seite (Abb. 172) – erkennen lässt und wie das auf zeitgenössischen Abbildungen dargestellt ist (Abb. 173)⁴²⁶. Die Illustration zu Balthasar Staindl von Dillingens Kochbuch von 1582⁴²⁷ zeigt eine Küche, in der vier Bedienstete ihren Tätigkeiten nachgehen (Abb. 174). Auf dem Herd stehen mehrere Henkeltopfe neben den Flammen. Einer der Köche rührt mit der linken Hand in einem metallenen Kessel, der über dem Feuer hängt, während er mit der rechten Hand einen Henkeltopf vom Feuer hebt.

«... bereite die Quitten wie sie seyn sollen / thu sie inn ein schönen geglästen hafen / vermach den mit einem vierfachen tuch ... stell es ins feuer / un thu kohlen rings umbher ...».⁴²⁸ Entsprechend der Beschreibung von Anna Wecker über die Handhabung der Henkeltopfe – man solle sie mit einem Kohlenkranz umgeben –, wird ein bis zum Rande mit einer festen Speise gefüllter Henkeltopf mit Deckel auf einer Zierleiste

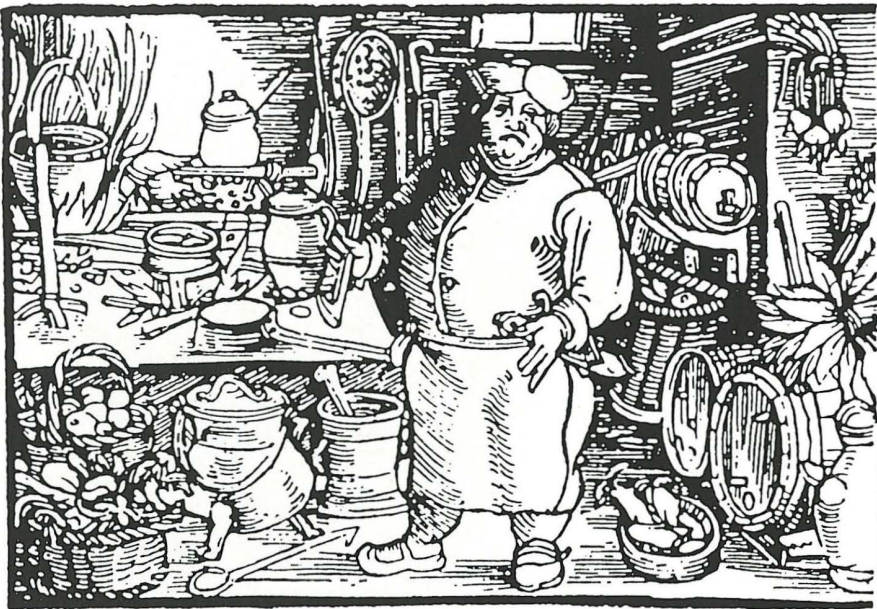


Abb. 173 *Der Koch. Ständebuch von Jost Amman, Holzschnitt, 1568.*

der «*Schachttafeln der Gesundheit*»⁴²⁹ inmitten eines Kohlenkranzes dargestellt (Abb. 175). Der Kochvorgang wird durch die Beischrift «Gerösts» (vermutlich Rösten) genauer definiert. Während die Henkeltöpfe im 15. Jahrhundert vorwiegend der Nahrungszubereitung und der Vorratshaltung dienten, wurden die seit dem ausgehenden 16. Jahrhundert mit einer Ausenglasur versehenen Henkeltöpfe (Tafel 120,1) kaum mehr in das Feuer gestellt; d.h. die Henkeltöpfe wechselten im Lauf der Zeit ihre Funktion vom Kochgeschirr zum Tafel- oder Vorratsgefäß, sie dienten z.B. als Krug, in dem Milch, eine andere Flüssigkeit oder Butter aufbewahrt wurde, wie es der jeweiligen Beischrift zu entnehmen ist (Abb. 176).

Dreibeintöpfe

An den Dreibeintöpfen sind dieselben Gebrauchsspuren zu beobachten wie an den Henkeltöpfen: Die dem Henkel gegen-

überliegende Seite und ein Teil der Bodenunterseite sind brandgeschwärzt (Abb. 177). Bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts wiesen die Dreibeintöpfe zwei seitliche, abgewinkelte Henkel auf; mit Hilfe einer Astgabel konnten die Töpfe so direkt in das Feuer gestellt werden. Brandgeschwärzte Böden und Beine bestätigen die genannte Handhabung. Später wurde ein einziger Bandhenkel angebracht und das Gefäß wurde nur noch am Glutrand plaziert.

In den Schriftquellen sind die Dreibeintöpfe unter der Bezeichnung *Hafen* aufgeführt; negative Zustandsbeschreibungen wie ein fehlender Henkel oder ein abgebrochenes Bein, z. B. «... *hefen, derselben ist einem ein Bein ab* ...»⁴³⁰, führen zu dieser Annahme. Die in den Beschreibbüchlein zahlreich aufgelisteten und in den Kochbüchern häufig erwähnten Häfen machen deutlich, dass dieses Gefäß ein in der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Küche unentbehrli-



Abb. 174 *In einer grösseren Küche mit mehreren Bediensteten stehen auf dem Herd vier Henkeltöpfe. Holzschnitt in Balthasar Staindl von Dillingen, «Ein sehr künstlich und nutzlichs Kochbuch», 1582.*



Abb. 175 Ein Henkeltopf mit Deckel auf heisser Kohle stehend, darunter die Beischrift «Geroests». Zierleiste aus den Schachttafeln der Gesundheit, Strassburg 1533.



Abb. 176 Ein Henkeltopf mit der Beischrift «Milch». Zierleiste aus den Schachttafeln der Gesundheit, Strassburg 1533.

cher Gegenstand gewesen sein muss. Ein Grossteil der Häfen war aus Metall gegossen; seit Beginn des 15. Jahrhunderts bestanden sie vor allem aus Eisen, Kupfer oder Messing. Die irdenen Häfen sind zuweilen mit dem Zusatz «gelöst» (glasiert) umschrieben. Sie sind in verschiedenen Grössen hergestellt worden und sollen laut Anna Wecker drei Füsse haben⁴³¹. Eine einzige Erwähnung in den Basler Beschreibbüchlein nennt einen grossen irdenen Kochhafen (1635)⁴³².

In den Kochrezepten der Anna Wecker wird nebst dem «Hafen» ein zweites Gefäss mit gleichem Verwendungszweck genannt: «mörsel oder in eine solche Form von einem schönen herd gebrant / vnnd wol verglast / mit dreyen füsslein»⁴³³. Ihre Ausführungen zeigen, dass – entsprechend den archäologi-

Abb. 177 Ein Dreibeintopf mit starken Russspuren auf der dem Henkel gegenüberliegenden Seite. Spalenberg 40. Ende 15. / Anfang 16. Jahrhundert (Taf. 92,2).



schen Funden – die Häfen bzw. Dreibeintöpfe seit dem 16. Jahrhundert «wol verglasert»⁴³⁴ sind und eine dichte und deckende Innenglasur tragen, die erst im 16. Jahrhundert bei den Dreibeintöpfen aufkam. In Küchenszenen sind vorwiegend metallene Dreibeintöpfe, die im Gegensatz zu den irdenen bis in die Neuzeit zwei seitliche Henkel oder einen Bügelhenkel aufweisen, abgebildet. Der Dreibeintopf in der Zierleiste zu den Schachttafeln der Gesundheit (Abb. 178) entspricht formal einem Dreibeintopf aus Keramik. Unter dem Gefäss, das deutlich über der Glut steht und mit einem Knaufdeckel halb zugedeckt ist, wird auf Funktion und Inhalt «Gedämpfft Speiß» hingewiesen.

Dreibeinpfannen

Dass Dreibeinpfannen zum Kochen gebraucht worden sind, geht bereits aus der Form und deren Verwendung noch in unserer Zeit hervor⁴³⁵. Wie bei den Dreibeintöpfen ist auch hier

Abb. 178 Ein mit einem hohlen Knaufdeckel verschlossener Dreibeintopf über dem Feuer, darunter die Beischrift: «Gedaempfft Speiß». Zierleiste aus den Schachttafeln der Gesundheit, Strassburg 1533.





Abb. 179 Neben der Bäuerin mit Kleinkind steht auf dem Boden eine mit Kinderbrei gefüllte Dreibeinpfanne. Jan Brueghel d.Ä., *Besuch auf dem Pachthof (Vornehmer Besuch in der Bauernstube)*, um 1580. Ausschnitt.

wegen des vom Feuer etwas abgehobenen Körpers eine optimale Wärmeverteilung gewährleistet. Ferner konnte unter Zuhilfenahme eines Holzstabes, der in die hohle Griffstülpe gesteckt wurde, die Pfanne weit in das Feuer oder in die Glut gestellt werden. Folglich zeigen die meisten Dreibeinpfannen an der Bodenunterseite sowie an den Beinen verrusste Partien.

In den Basler Beschreibbüchlein sind zwei Arten von Pfannen festgehalten: einerseits die «Tüpf», andererseits die «Pfanne». Nebst diversen metallenen Tüpfis werden auch grosse und kleine irdene Tüpfis zusammen mit den Häfen erwähnt⁴³⁶. Ferner sind Spezialgefässe wie etwa ein «Pappen-

Abb. 181 Eine Dreibeinpfanne über der heissen Kohle, darunter die Beischrift «Tabegeth». Zierleiste aus den Schachttafeln der *Gesundheit*, Strassburg 1533.



Tabegeth.

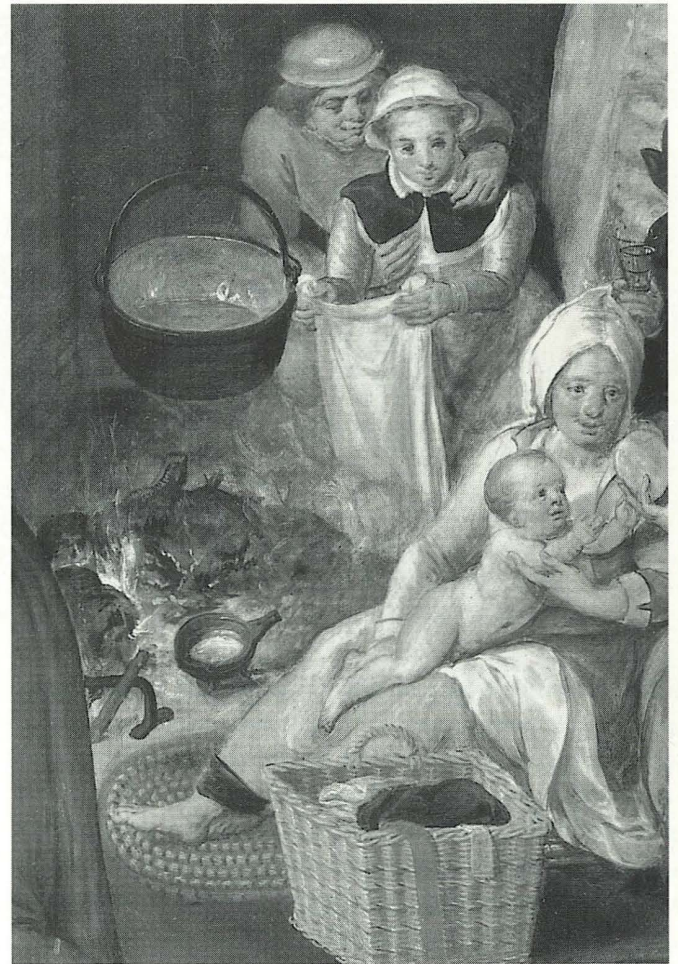


Abb. 180 Neben dem Feuer steht eine mit Kinderbrei gefüllte Dreibeinpfanne. Marten van Cleve, *Flämische Haushaltung*, 1555/60. Ausschnitt.

tüpflein» oder das «Leimtüpf» aufgeführt. Seiler umschreibt das Erstere als kleinen Topf mit drei Füßen, den man über die Kohlen stellte, um Brei für kleine Kinder zuzubereiten⁴³⁷ (Abb. 179 und 180). Die Bezeichnung Pappen = «Babbetüpf» ist nur gerade für die Region Basel belegt, deshalb könnte es sich um die nur für diese Region belegten Dreibeinpfännchen mit seitlichem Ösengriff aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts handeln. Doch sei darauf hingewiesen, dass diese Pfännchen lediglich für rund ein halbes Jahrhundert – erste Hälfte des 14. Jahrhunderts – nachzuweisen sind, während die Aufzeichnungen der Inventarlisten aus den Jahren 1599 und 1635 stammen. Die Pfännchen und Pfannen waren wie die Dreibeintöpfe eine Art Allzweckgerät für die Zubereitung von Kinderbrei, des täglichen Muses, von Eiern, wie auf Abb. 163 deutlich zu erkennen ist, aber auch kleinerer Mengen an Fleisch- und Fischgerichten sowie von Gemüse⁴³⁸ (Abb. 181).

Anna Wecker erwähnt die Dreibeinpfannen u. a. für die Zubereitung eines Breis aus Mandelmilch und Reis: «*etliche lassen ihnen häfelein machen / die sind unden und oben gleicher we(i?)te / wol verglasirt / also / dass sie schön glat sind / und an dem boden haben sie drey füsslein*»⁴³⁹.

Nebst den erwähnten Kochgefässen dienten die flachen ovalen oder rechteckigen Platten (Tafel 43,4; Tafel 68,6) entwe-



Abb. 182 Bildnis der Familie des Basler Zunftmeisters Hans Rudolf Faesch, Hans Hug Kluber, Basel, 1559. Der Tisch ist mit Silber und Zinngeschirr gedeckt. Als Essteller dienen ovale Holzbrettchen.

der zum Auftragen der Speisen oder zum Auffangen des Fettes beim Braten oder Garen am Spiess, weshalb diese Geräte auch Fettfänger genannt werden⁴⁴⁰.

7.4.2 Tafelgeschirr

Die Geschirrkemik umfasst seit dem ausgehenden 13. Jahrhundert eine immer umfangreichere Palette an Tafelgefässen. In den Fundkomplexen des 15. Jahrhunderts gibt es eine grosse Vielfalt an Schüsseln, die je nach Form und Art der Henkel für die Zubereitung raffinierter Gerichte gedacht waren. Da beim Essen mehrere Speisen gereicht wurden, war eine entsprechende Zahl und Vielfalt an Schüsseln, Teller, Platten und kleinen Schalen erforderlich. Diese bestanden jedoch nicht immer aus Keramik. «J drog, dorinn allerley holtzin schir, was über ein disch gehört und etliche gleser»⁴⁴¹ – d. h. noch im 16. Jahrhundert war das Tafelgeschirr zu einem grossen Teil aus Holz gefertigt: Teller, Schüsseln (z.T. bemalt), Schalen und Becher.

Bei der Betrachtung von Tafelszenen aus dem Spätmittelalter fällt auf, dass die Tafeln – auch die einer Oberschicht – eher spärlich gedeckt waren. Auf dem Tisch der Familie des Basler Zunftmeisters Hans Rudolf Faesch (Abb. 182) erkennen wir runde Essbrettchen, Messer, Trinkbecher aus Silber oder Zinn sowie Schüsseln, Platten und Kannen aus Zinn. Keramikschüsseln, -platten und -teller wie sie im Fundmaterial überliefert sind, fehlen hier weitgehend. Entgegen diesen eher bescheidenen Verhältnissen rühmt Felix Platter die Ausstattung

der Hochzeitstafel des Grafen Johann Georg von Hohenzollern wie folgt: «an eim ort das silber geschir in grosser anzahl uf vil puffet nach ein ander ufgestellt ... alle geschir, blatten, teller, leuchter ... silber, der mertheil auch vergült (vergoldet), merckliche grosse drinckgeschir, sunderlich auch die schalen, dorin man die confect darstellt, breit und hoch mit fiessen, und in ieder in der mitte ein hohes kunstreich bildt gesetzt von allerley manier ...»⁴⁴².

Schüsseln

Die wichtigste, vielfältigste und häufigste Form beim Tafelgeschirr war zweifelsohne die Keramikschüssel, die trotz Erweiterung des Tafelgeschirrs bis heute Mittelpunkt der Tischausstattung blieb. Während im Alltag ein bis zwei Schüsseln als gemeinsames grosses Speisegefäss ausgereicht haben mochten, erforderten die üppigeren und in der Abfolge reichen Festtagsessen zahlreiche verschiedenartige Schüsseln, wie es auch Anna Wecker betont: «du hast vil gattung schüsseln»⁴⁴³. Die Formulierung «viel Gattung» muss sich aber nicht nur auf die Formen, sondern kann sich auch auf die Materialvielfalt der Schüsseln beziehen. So sind etwa in den Beschreibbüchlein seit dem 15. Jahrhundert Schüsseln aus Zinn⁴⁴⁴, Kupfer, bemaltem Holz⁴⁴⁵ und Keramik aufgeführt, wobei die irdenen Schüsseln gegenüber den metallenen oder hölzernen in der Minderzahl sind. Erwähnenswert sind zwei bemalte irdene Schüsseln in einem Inventar aus dem Jahre 1414⁴⁴⁶, und zwar deshalb, weil malhornbemalte Schüsseln erst in archäologischen Fundkontexten aus dem 16. Jahrhundert nachzuweisen sind. Falls es

sich nicht um einen Schreibfehler handelt, hätten wir hier den frühesten Beleg für die Bemalung von irdenen Schüsseln. Bemalte Holzschüsseln werden in den Inventarlisten hingegen immer wieder erwähnt.

In den Basler Beschreibbüchlein werden seit der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts Schüsseln nach deren spezieller Verwendung aufgeführt: so z.B. Senf-, Saucen-, Ess-, Speise-, Muss- und Suppenschüsseln, welche allesamt aus Metall gefertigt sind⁴⁴⁷. Kinderschüsseln fanden sich im Haushalt eines Malers, der rund 50 Stück davon besass⁴⁴⁸. Auch Anna Wecker erwähnt eine Kinderschüssel: *«ich meyne schüsseln wie man sie den kindern brauch / nicht blatten / die man an etlichen orten schüsseln nenet...»*⁴⁴⁹.

Sog. Ohrenschüsseln, die erstmals für das Jahr 1573 nachgewiesen sind, bestanden ebenfalls aus Zinn, dennoch kann diese Form auch in Keramik hergestellt worden sein. Die mit zwei seitlichen Henkeln versehene Ohrenschüssel – wie sie Heierle beschreibt⁴⁵⁰ – entspricht am ehesten der Henkel-schale aus dem Fundmaterial Münsterplatz 16 (Tafel 121,5); eine Form, die dann im 18. und 19. Jahrhundert beliebt und weit verbreitet war. Als Milchsatten dienten die stets unglasierten konischen Schüsseln (z.B. Tafel 96,1–2)⁴⁵¹.

Verwendet wurden Schüsseln nicht nur zum Auftragen und Anrichten der Speisen *«... in ein schüssel nach gefallen anrichten»*⁴⁵², sondern auch in der Küche (Abb. 174): *«unnd thue es (das Musgericht) in ein schüssel oder blat / und kochs wie ein ander schüsselmus ... man soll's nicht zu heiss werden lassen, dass sich die Kranken nicht an den pflanen oder schüssel verbrennen»*⁴⁵³.

Eine Schüssel war also auch Kochgefäss für Brei-, Mus-speisen u. a.: *«... und legs (bei der Zubereitung von Kuheuter) in ein Schüssel / mach ein Schmaltz heiss darein ... und lass eine halbe stund auff dem Rost oder kohlpfann kochen ...»*⁴⁵⁴; in an-

derem Zusammenhang schreibt Anna Wecker: *«... gibts kalt oder warm wie du wilt / warm stells nur in schüssln / auff das kohlbecke»*⁴⁵⁵. Schliesslich dienten Schüsseln auch zum Aufbewahren von Lebensmitteln wie Hirse, Schmalz, geräucher-tem Fisch⁴⁵⁶ und anderen Gegenständen⁴⁵⁷, wie wir aus den Basler Beschreibbüchlein erfahren.

Auf Tafelszenen und Darstellungen von bürgerlichen und fürstlichen Festessen nimmt die Schüssel eine zentrale Stelle ein, die gemeinsame Ess- oder Speiseschüssel fehlte seit dem 14. Jahrhundert auf keinem Tisch. Die Bildquellen zeigen mehrheitlich Zinn- oder gar Silberschüsseln, soweit das Mate-rial erkennbar ist (vgl. Abb. 182), während die irdenen Schüs-seln im Alltag und beim «einfachen» Bürger in Gebrauch wa-ren. Aufbewahrt wurden die Schüsseln entweder in Schüssel-körben (Abb. 183), in Säcken oder Trögen⁴⁵⁸.

Teller

Die erste schriftliche Erwähnung eines Tellers – allerdings aus Zinn – stammt aus dem Jahr 1410⁴⁵⁹, während Teller aus Kera-mik erst seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert hergestellt wer-den. Die erste Erwähnung eines Tellers aus glasierter Irden-ware begegnet uns in einer Inventarliste von 1577: *«item j irdin gelöster fleisch deller ...»*⁴⁶⁰.

Teller hatten im Spätmittelalter nicht die Funktion eines Esstellers im heutigen Sinne, sondern sie waren – wie die Schüsseln und Platten – zum Anrichten und Auftragen der Speisen gedacht⁴⁶¹. In den Basler Beschreibbüchlein sind sie mehrmals als Fischteller, Fleischteller, Käseteller oder Tisch-teller erwähnt⁴⁶². Als Essteller dienten bis in die frühe Neuzeit kleine Holzbrettchen oder eine Scheibe Brot. Gemäss den Bas-ler Beschreibbüchlein bestanden die Teller⁴⁶³ vorwiegend aus Zinn (zinnin) oder Holz (holzin oder hültzine), vereinzelt wird auch auf die Form hingewiesen: *«j breiter teller»*⁴⁶⁴; *«14 rund*



Abb. 183 Schüsseln in einem Schüssel-korb auf einem Holzschnitt zu einem Hausratsgedicht aus dem 16. Jahrhundert. Vgl. Hampe 1899, «Von allem Hawszrath».



Abb. 184 Typische Kindergefässe: ein metallenes Saugkännchen und ein kleiner Topf. Ausschnitt von einem Altarflügel aus der Dominikanerkirche in Lübeck, 1509.

holtzen deller, item 3 klein rund höltzen deller»⁴⁶⁵. Dass Teller vorwiegend aus Holz und Zinn hergestellt wurden, wie die Basler Beschreibbüchlein ergeben, stimmt mit den aufgrund des archäologischen Fundmaterials gewonnenen Ergebnissen überein.

Im Kochbuch der Anna Wecker wird der Teller relativ selten erwähnt; dort dient er als Deckel für breite, offene Gefässe wie Pfannen oder Schüsseln: «... stell es in ein äringen hafen oder brennkessel / leg oben darauf ein teller ...⁴⁶⁶, ... in ein flaches Schüsselein / dass auf einer anderen mit heissem Wasser stehen

solle / decke einen Teller gehob darüber ...»⁴⁶⁷. Ferner erläutert sie, wie man eine zubereitete Pastete von jungen Tauben zwischen zwei Teller legen soll⁴⁶⁸: eine Vorkehrung, die angerichteten Speisen beim Auftragen warm zu halten, wie dies auf zeitgenössischen Bildquellen immer wieder dargestellt ist.

Aufbewahrt wurden die Teller in Körben, Büchsen und Zeinen⁴⁶⁹; seit dem 16. Jahrhundert sind sie zur Repräsentation auf den Küchen- und Stubenbuffets aufgestellt.

Schank- und Trinkgefässe

Als Schank- und Trinkgefässe aus Keramik sind bis ins 15. Jahrhundert lediglich Bügelkannen bekannt, die sowohl zum Wasserholen am Brunnen wie auch zum Aufbewahren der Flüssigkeit bzw. zum Ausschanken bei Tisch benutzt worden sind. Die «Kanne» (lat. canna = Schilf, Rohr) beschreibt Heierle aufgrund der Erwähnungen in den Beschreibbüchlein als «Tongefäss mit Ausgussröhre»⁴⁷⁰. In den Inventarlisten werden Kannen aus verschiedenen Materialien – wie etwa Holz, Zinn oder Silber – aufgelistet; seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und später sind nur noch Kannen aus Metall, vorwiegend aus Zinn, überliefert. Dem entspricht die Beobachtung, dass Bügelkannen aus Keramik im Laufe der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts im archäologischen Fundgut allmählich verschwinden⁴⁷¹.

Ausschliesslich als Trinkgefäss verwendet wurden die nur für das 13. Jahrhundert belegten kleinen Ausgusskännchen mit kurzem Ausgussrohr und seitlichem Bandhenkel (Tafel 4,6–8). Mehrere Darstellungen weisen die Ausgusskännchen u.a. auch als eine Art Saugflasche für Kleinkinder aus (Abb. 184). Die leicht nach aussen gewölbte Bodenform (Wölbboden) deutet darauf hin, dass solche Gefässe möglicherweise ins Feuer gestellt worden sind, um Milch oder eine andere Flüssigkeit zu erwärmen. Ein formal ähnliches Trinkgefäss – jedoch aus Zinn – begegnet uns in einem Nachlassinventar aus dem Jahre 1573: «j zinnen kiden kenlj mit dem zögklin» (mit schnabelförmigem Ausguss)⁴⁷².

Trinkbecher aus Keramik sind im gesamten Fundmaterial aus Basel äusserst selten (S. 78). In unserer Region trank man im Mittelalter entweder aus Holzbechern oder – vor allem seit dem 15. Jahrhundert – aus Trinkgläsern.

Abb. 185 Vorratsgefässe für Getreide Mehl, etc. Zierleiste aus den Schachttafeln der Gesundheit, Strassburg 1533.



Als Vorratsgefässe dienten ausser Säcke, Fässer und Holzbehälter auch Töpfe (Abb. 185), Henkeltöpfe und Dreibeintöpfe – sofern keinerlei Russspuren vom Herdfeuer daran zu erkennen sind – sowie Schüsseln aus Keramik. In den Töpfen wurden trockene Lebensmittel wie Mehl und Salz⁴⁷³ oder z. B. Farben gelagert. In den Nachlassinventaren werden als Vorratsgefässe vorwiegend irdene Häfen genannt, die mit Salz (*j hafē mit saltz*, 1408), Mehl (*j erdiner hafē, darin māl*), Hirse, Gemüse und Gemüsemus, Honig (*j grosser hafē mit honig*, 1459), Most und eingemachten Speisen (Kirschen- und Traubenmus) aufgefüllt, entweder in der Küche oder im Keller aufbewahrt wurden⁴⁷⁴. Anna Wecker nennt als Vorratsbehälter für grüne Trauben einen «*schön geglāsten hafē ...*», gut verschlossen, «*... dass nichts unreines darzu komme*»⁴⁷⁵. Auch Schüsseln dienten zum Aufbewahren von Nahrungsmitteln wie Hirse (*j schussel mit hirse*, 1411), Schmalz und geräuchertem Fleisch (*j schussle mit saltz und eine mit gerochtem fleisch*, 1439)⁴⁷⁶.

7.4.4 Gefässe mit Sonderfunktionen

Zahlreiche Gefässe und Geräte sind nur als Einzelstücke belegt. Häufig handelt es sich um Gegenstände, die einen bestimmten Aspekt des spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Alltagslebens beleuchten, so z. B. die Körper- und Gesundheitspflege. Über Sonderformen, die bereits in Zusammenhang mit der Typologie erläutert wurden (Blumentöpfe,

Nachttöpfe, Sparhäfen, Miniaturgeschirr und Gluthaube), wird im Folgenden nicht mehr berichtet.

Handwaschgefässe

Die ältesten bekannten Handwaschgefässe sind die seit dem 13. Jahrhundert beliebten, oft menschen- oder tiergestaltigen Aquamanilien, die zum ersten Mal die private Hygiene und das Aufkommen von Tischsitten dokumentieren. Ausser den kostbaren Aquamanilien aus Metall, die für die einfachen Bürger kaum erschwinglich waren, wurden auch tiergestaltige Giessgefässe aus Keramik – oft aussen glasiert – und preisgünstigere Ausführung hergestellt, die auch in gutbürgerlichen Stuben ihren Platz fanden. Das auf dem Tisch platzierte Aquamanile des 13./14. Jahrhunderts – das im vorliegenden Fundmaterial nicht belegt ist – wurde im 15. Jahrhundert durch ein Giessfass (Tafel 5,2), das in einer Wandnische (im Giessfasskänsterlein⁴⁷⁷) stand, ersetzt: «*j erdin giessvass ... item j yrdin becky*» (1411). (Abb. 186)⁴⁷⁸. Auch in den Beschreibbüchlein sind zu Beginn des 15. Jahrhunderts hin und wieder solche Giessfässer aus Keramik erwähnt: «*j erdin giessfass*» (1408)⁴⁷⁹. Nach Gross sind diese Handwaschvorrichtungen als direkte Vorläufer der bis in die Neuzeit geläufigen Wasserkästen anzusehen⁴⁸⁰.

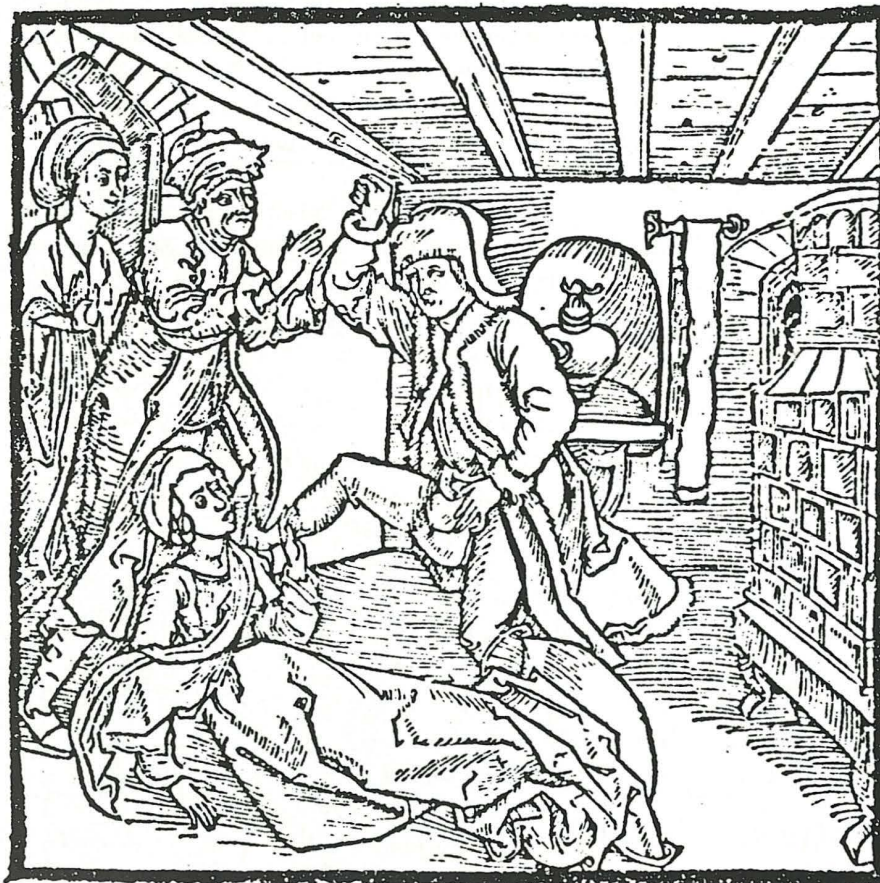


Abb. 186 In einer Nische in der Rückwand hängt ein Handwaschgefäss, daneben einen Handzwehel, ein Handtuch. Holzschnitt in Michael Furter's, *Ritter von Turn*, Basel 1493. Aus Minne 1977, 22.

8. Zur sozialhistorischen Deutung der Gefässkeramik

In diesem Kapitel wird die Frage diskutiert, ob und inwiefern sich anhand von Bodenfunden, hier im Speziellen anhand von Gebrauchskeramik, die soziale Stellung der ehemaligen Benutzer feststellen lässt.

«Es ist unbestreitbar, dass im Spätmittelalter der Konsum viel mit dem Sozialstatus zu tun hat, dass mit sichtbarem Aufwand gesellschaftliche Positionen dokumentiert oder Ansprüche angemeldet werden»⁴⁸¹.

Versuchen wir, das archäologische Fundgut einer bestimmten sozialen Gesellschaftsschicht zuzuordnen, müssen wir beachten, dass dieses nicht nur von den jeweiligen Hausbesitzern, sondern auch von den dort wohnenden Abhängigen, die oft Angehörige einer niederen sozialen Schicht waren, stammt⁴⁸². In diesem Zusammenhang sei nochmals betont, dass im Boden nur gerade ein Bruchteil von dem erhalten ist, was einst benutzt wurde. Gerade die Metallgefässe, die für die Beurteilung der gesellschaftlichen Stellung der ehemaligen Besitzer als Wertmesser herangezogen werden müssen, fehlen beinahe in jedem Fundmaterial. Wegen ihres Materialwertes wurden sie wieder eingeschmolzen. Ausserdem nutzten sich Metallgefässe – im Gegensatz zu Holz, Keramik oder Glas – weniger schnell ab. Auch einfache Alltagsobjekte wie Becher, Schalen und Essbrettchen aus Holz fehlen unter den Bodenfunden, da sich Holz als organisches Material im Boden zersetzt und vor allem auch als Brennmaterial weiterverwendet wurde⁴⁸³.

Im Hausinventar gab es Statussymbole und teure Gebrauchsartikel, welche die Rangunterschiede klar definierten, im Fundmaterial aber keine Spuren hinterlassen. Dazu zählen Hausratsartikel aus Edelmetall (z. B. Silbergeschirr) sowie teure Gewürze und Ingredienzen. Luxus bei der Ernährung, wozu unter anderem auch die importierten orientalischen Gewürze zählten, konnte sich bis ins Spätmittelalter nur eine kleine Schicht der Stadtbevölkerung leisten, war aber auch bei dieser wohl nicht alltäglich⁴⁸⁴. Es sei beigefügt, dass die Rangunterschiede sich auch im Sprachgebrauch manifestierten. So wurde Weissbrot, das im Mittelalter im Gegensatz zum Schwarzbrot den sozial höher gestellten Gesellschaftsschichten vorbehalten war, sinngemäss als «Schönbrot», billiger Wein als «Knechtwein» bezeichnet, und die «gemeine Speise» wurde von der «ehrbaren Speise» unterschieden⁴⁸⁵.

Dass in Basel im Spätmittelalter der persönliche Luxus (Bereich Kleidung und Festessen) überhand nahm, belegen die im Jahre 1439 erlassenen Luxusgesetze, die in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in den europäischen Grossstädten weit verbreitet waren⁴⁸⁶. Bei Festessen waren die Zahl der Gäste, die Quantität und Qualität der Speisen und der Getränke sowie die Dauer der Mahlzeiten vorgeschrieben⁴⁸⁷. Der Aufwand im häuslichen Sachbereich, bestehend aus reich verzierten Stubenöfen und Hausratsartikeln, die in Küche und Wohnraum aufgestellt waren und bei Festessen aufgetragen wurden,

gehörte zur Kennzeichnung eines bestimmten sozialen Ranges. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts galten diese Luxusgesetze nicht nur für die adelige Oberschicht, sondern auch für das städtische Bürgertum, das mit materiellen Mitteln den Adel nachahmte. Nicht für den Alltag aber für besondere Gelegenheiten sind aufwendige Mahlzeiten mit einer langen Speisenfolge und einer Vielfalt an Tafelgeschirr überliefert⁴⁸⁸.

Die erwähnten Luxusgüter schlugen sich bei den Bodenfunden im Gegensatz zu bestimmten Gebrauchsgütern – vorwiegend Koch- und Tafelgeschirr aus Keramik und Glas für den täglichen Gebrauch – nicht nieder. Deshalb ist bei archäologischen Untersuchungen in Städten die Fundzusammensetzung immer wieder ähnlich. Da also in der Regel kaum Metallobjekte und Luxuswaren als Bodenfunde überliefert sind, sind Aussagen über die soziale Stellung der ehemaligen Benutzer und Besitzer in der komplexen städtischen Gesellschaftshierarchie (falls überhaupt zuzuordnen) allein aufgrund des archäologischen Fundmaterials schwierig. Und doch stossen wir bei der nur lückenhaft überlieferten Hinterlassenschaft immer wieder auf einzelne Objekte, die es erlauben in einem bestimmten Umfang Aussagen zum sozialen Stand der ehemaligen Besitzer zu machen.

Welche Objekte zeichnen einen gehobenen sozialen Rang aus?

Anhand der Kochkeramik lassen sich kaum soziale Unterschiede feststellen. Die Töpfe, Dreibeintöpfe und Dreibeinpfannen aus Keramik dienten in jedem spätmittelalterlichen Haushalt der Nahrungszubereitung. Auch die glasierten Kochgefässe (Dreibeinpfannen und -töpfe) gehörten seit dem 14./15. Jahrhundert zum festen Bestandteil der baselstädtischen Hausinventare. Mit dem Aufkommen der glasierten Dreibeinpfannen wurden die unglasierten nicht mehr hergestellt. Da keine unglasierte – also preisgünstigere Variante – mehr existierte, zählt das glasierte Kochgeschirr aus Keramik nicht zu den Wertmessern. Eine reich ausgestattete Küche war im Gegensatz zu einem durchschnittlichen Kücheninventar durch eine Vielfalt an Metallgefässen und -geräten ausgezeichnet. Anders verhält es sich bei der Tafelkeramik. Eine Vielzahl an bunt glasierten Schüsseln, Tellern, bemalten Schalen und weiteren Sonderformen bekunden gepflegte Tischsitten und eine vielseitige Nahrungszubereitung. Auch die seit dem 13. Jahrhundert beliebten, aussen glasierten tier- oder menschengestaltigen Aquamanilien weisen auf eine in dieser Zeit in den Städten gepflegte, verfeinerte Tischkultur hin⁴⁸⁹. Mit den aussen glasierten Aquamanilien imitierte das emporstrebende Bürgertum die in Adelskreisen verwendeten kostbareren metallenen Gefässe dieser Art.

Sonderformen wie Gewürzschälchen (Tafel 76,3), Konfektschalen (Tafel 121,5–6) sowie Miniaturgeschirr als Kinderspielzeug (Tafel 123,5) sind Objekte, die bis in das 17. Jahrhundert nicht zum notwendigen Bedarf gehörten, sondern Konsumartikel, die sich wohl nur eine Oberschicht leisten konnte.

Steinzeugtassen und -becher, die entweder aus dem Rheinland oder Elsass importiert oder dort erworben worden sind, wurden wegen ihrer hervorragenden Stabilität in der Re-

gel teurer gehandelt als die lokale Keramik, obschon es sich gerade im Rheinland um ein Massenprodukt handelte⁴⁹⁰. Die erwähnten «Fremdgüter» zeugen zusammen mit Albarelli und Tassen aus Fayence nicht nur von Wohlhabenheit, sondern auch von Weltoffenheit und von der Möglichkeit zu reisen. Der Eigenwert der einfachen Tafelgläser nahm im Laufe des Spätmittelalters allmählich ab, da in dieser Zeit Hohlgläser wie Krautstrünke und Maigelein (Tafel 105) bereits in grossen Mengen – und somit preisgünstiger – hergestellt und nicht nur in adeligen Haushalten, sondern auch bei der durchschnittlichen Bevölkerung als alltägliches Trinkgefäss verwendet wurden. Nuppenbesetzte Stangengläser hingegen gehörten zu den aufwendig hergestellten und deshalb kostbaren Tafelgläsern, die teuer gehandelt wurden (Tafel 106,1–3).

Münzschatzfunde deuten immer auf ihre Herkunft aus der Oberschicht. Gleich zwei Sparhäfen (Tafel 39,4–5), einer aufgefüllt mit Münzen, könnten einem Besitzer mit ordentlichem Vermögen gehört haben⁴⁹¹.

Im Fundmaterial aus dem Spalenhof – Spalenberg 12 – (siehe S. 25), der zu den bedeutendsten Profanbauten der Stadt gehörte, unterstreichen die Fragmente von zwei Sparhäfen und einer Steinzeugtasse die Herkunft aus dem Haushalt einer städtischen Bürgerfamilie (Tafel 50,4–7). Schliesslich ist es kein Zufall, dass Sparhäfen oft mit Gefässen aus Steinzeug, Sonderformen und Spielzeuggeschirr auftreten, alles Objekte, die eine wohlhabende, grossbürgerliche Schicht charakterisieren⁴⁹².

Erst mit der Produktion der bemalten irdenen Teller und Schüsseln im 16./17. Jahrhundert lässt sich bei der Geschirrkераmik in einem grösseren Rahmen zwischen einfachem und wertvollem Geschirr unterscheiden. Die bemalte Ware diente nicht nur zum Auftragen der Speisen; die Teller und Schüsseln wurden auch als Schauobjekte aufgestellt. Damit gewann die lokal produzierte Keramik allmählich an Eigenwert.

Von den bearbeiteten Fundensembles können nur wenige einem bestimmten Benutzerkreis zugeordnet werden. Die meisten Funde stammen aus Einschüttungen oder Planieschichten. Es sind hier Relikte aus verschiedenen Haushalten und verschiedenen sozialen Schichten überliefert. Die Steinzeugobjekte aus der Planieschicht am hinteren Andreasplatz 7–12 (Tafel 34,3–4) sind allenfalls mit der dort überlieferten Trinkstube in Zusammenhang zu bringen (siehe S. 21)⁴⁹³.

Das Fundmaterial aus Latrinen stammt kaum von einem einzelnen Haushalt, da gerade die Latrinen in Hinterhöfen oft von mehreren Familien benutzt worden sind. Bei Latrinen in einem einst eng überbauten Gelände, wie am Spalenberg 40 (siehe S. 30), ist die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Liegenschaft anhand von Grundbucheintragungen kaum festzustellen. In diesem Falle können auch die Benutzer nicht eruiert werden, da die Bewohner mehrerer Liegenschaften als Benutzer in Frage kommen.

Am Beispiel der Grubenaufschüttung Aeschenvorstadt 2 lässt sich das Material weniger einer bestimmten Familie, als vielmehr einer Berufsgruppe, nämlich den Hafnern, zuordnen (siehe S. 26). Das einzige Fundensemble, das sich einer bekannten Persönlichkeit zuweisen lässt, ist die Latrinenaufschüttung Münsterplatz 16. Das wertvolle venezianische Flü-

gelglas (Tafel 124,11) und die zahlreichen Tonpfeifen⁴⁹⁴ zusammen mit einem Sparhafen und Albarelli aus Fayence (Tafel 124,1 und 2) verweisen auf den wohlhabenden und weltoffenen Besitzer Hans Jakob Zörnlin, Zunftmeister, Oberstleutnant und Vogt über mehrere Vogteien (siehe S. 32)⁴⁹⁵.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die materielle Grundausrüstung von Küche und Haushalt mit Gefässen aus Keramik bei unterschiedlichen sozialen Schichten ähnlich war. Keramik war ein Material ohne nennenswerten Eigenwert. Wohlhabenheit zeichnete sich vielmehr durch die Geschirrmenge und durch den Anteil an metallenen Gefässen und Geräten aus. Es ist kaum möglich, im Zeitraum vom 13. bis 17. Jahrhundert die gesellschaftliche Stellung der Benutzer an Hand der keramischen Bodenfunde zu beurteilen. Zum einen wissen wir nicht, wer das Geschirr wirklich benutzt hat – auch in den bevorzugten Wohnquartieren gab es «Gesindel». Zum anderen sind Objekte, die zweifelsfrei Luxusartikel mit hohem Eigenwert waren, in den Fundkomplexen selten bis kaum vorhanden. Ihr hoher Eigenwert war u.a. Anlass, diese Güter nicht – wie die abgenutzte Geschirrkераmik – in Latrinen oder Abfallgruben zu entsorgen.

9. Zum Hafnerhandwerk in Basel

9.1 Einleitende Bemerkungen

Obwohl von anonymer Hand geschaffen, sind die untersuchten Objekte von organisierten Handwerkern produziert worden. Von den verschiedenen Aspekten des baselstädtischen Hafnerhandwerks interessieren uns besonders folgende Fragen:

- Wie stark war das Hafnerhandwerk im spätmittelalterlichen Basel vertreten?
- Welche Stellung nahm das Hafnerhandwerk innerhalb der städtischen Gewerbe ein?
- Wie organisierten sich die Hafner und welchen Regelungen und Normen waren sie unterworfen?
- Wo lagen ihre Werkstätten?

Eine umfassende und vollständige Bearbeitung des städtischen Hafnerhandwerks war im Rahmen dieser Arbeit nicht beabsichtigt. Von den ausgesprochen zahlreich vorhandenen Quellen zum Hafnerhandwerk in Basel konnten nur die bearbeiteten Schriften für die Auswertung berücksichtigt werden; daraus liessen sich u.a. einige städtische Hafnerwerkstätten eruieren⁴⁹⁶ (siehe 9.5 *Basler Hafner und Hafnerinnen*).

Die Berufsbezeichnung Hafner leitet sich von der spätmittelalterlichen Gefässbezeichnung «Hafen» ab. Da seit der Neuzeit der modernere Begriff «Topf» anstelle von «Hafen» üblich ist, wird der Handwerker sinngemäss Töpfer genannt, eine Bezeichnung, die im Spätmittelalter jedoch nicht gebräuchlich war.

Ein Hafner produzierte verschiedene Produkte aus Ton: Geschirr-, Haushalts- und Ofenkeramik sowie ganze Figurengruppen⁴⁹⁷. Der Hafner war in der Regel ortsgebunden, seine Produkte stellte er nach Bedarf her. Bis in das 17. Jahrhundert gab es in Basel keine Hafner, die ausschliesslich Ofenkacheln herstellten. Erst mit dem Geschlecht der Heberstreits (siehe S. 181) entstand allmählich der kunsthandwerklich spezialisierte Berufszweig, der sich nur mit der Herstellung von Ofenkeramik befasste. In Strassburg erscheinen die Kachler/Ofenhafner erstmals in einer Urkunde von 1560 als autonome Handwerker⁴⁹⁸.

Die Hafner schlossen sich in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts der Bauleutezunft, später Spinnwetternzunft genannt, an und traten im 15. Jahrhundert dem grossen Hafnerbund bei.

9.2 Die spinnwetternzünftigen Hafner

Die frühen städtischen Töpfer – das Hausgewerbe – arbeiteten zunächst für die persönliche Selbstversorgung. Mit dem Entstehen neuer städtischer Gewerbe und Strukturen begannen sich die Handwerker in Zünften zu organisieren.

Der Hafner.



Den Leymen tritt ich mit meim Fuß
Mit Har gemischt/ darnach ich muß
Ein klumpen werffen auff die Scheiben
Die muß ich mit den Füßen treiben/
Mach Krüg/ Häffen/ Rachel vñ Scherbē
Thu sie denn glassurn vñd ferben/
Darnach brenn ich sie in dem Feuer/
Corebus gab die Kunst zu steuer.

Abb. 187 Der Hafner. Ständebuch von Jost Amman, Holzschnitt 1568.

Im 13. Jahrhundert gab es in Basel 15 Zünfte, wovon 4 Herren- (Kaufleute und Krämer sowie Hausgenossen und Weinleute) und 11 Handwerkerzünfte waren⁴⁹⁹. 1357 war die Entwicklung der Zünfte abgeschlossen. Die nichtzünftigen Handwerker durften offiziell nicht mehr produzieren, was einem Monopol gleichkam⁵⁰⁰. Nicht jeder Handwerkszweig bildete eine eigenständige Zunft. In den meisten Zünften waren mehrere Gewerbe mit ähnlichen Interessen zu einer Korporation zusammengeschlossen. Die neu entstandenen Gewerbe – wie z.B. die Hafner – schlossen sich einer bereits bestehenden Zunft an. Zu den klassischen gemischten Zünften gehörten neben den Gartnern-, Himmel- und Safran- auch die Spinnwetternzunft⁵⁰¹.

Die Zunft, der sich die Hafner anschlossen (die Bauleutezunft), bestand seit 1248⁵⁰². Mit dem Namen «Spinnwetternzunft» ist sie aber erst in einer Urkunde aus dem Jahre 1556 aufgeführt⁵⁰³. Die Zunftbezeichnung «Spinnwettern» bezieht sich

auf das Zunfthaus an der Eisengasse Nr. 5 (heute Buchhandlung Wepf), das im Kaufbrief von 1358 mit Namen «Spichwartershus» aufgeführt wird⁵⁰⁴. Im 13. Jahrhundert vereinte die Bauleutezunft die Zimmerleute, Maurer, Gipser, Fassbinder, Wagner, Drechsler und Wannenmacher. Seit dem 14. Jahrhundert waren in der Zunft über zwanzig weitere Handwerksbetriebe, vorwiegend dem Bauwesen nahestehend, organisiert: Steinmetzen, Dachdecker, Schindler, Ziegler und Besetzer (Pflasterer), ferner Berufe, die sich mit der Ausstattung von Innenräumen und der Herstellung von Haushaltsgeräten befassten: Hafner, Bildhauer und Schnitzer, Siebmacher, Kistenmacher, Tischmacher, des weiteren die Baumfäller, Säger, Holzhändler, Flösser und Weidlingmacher. Diesen Berufen standen die Bolzenmacher, Holzschuhmacher und Pfleger weniger nah; sie gehörten jedoch der Spinnwetternzunft an, weil sie alle dasselbe Ausgangsmaterial, nämlich Holz für ihre Arbeiten benötigten. Im 16. Jahrhundert kam noch der Büschenschäfter, im 17. Jahrhundert der Orgelbauer hinzu. Die Spinnwetternzunft zählte zu den handwerksreichsten Zünften, die bis ins 18. Jahrhundert folgende Handwerkszweige vereinte:

Baumhauer, Besetzer, *Bildhauer*, Bolzenmacher, Büschenschäfter, Dachdecker, Drechsler, Fassbinder, Flösser, Gipser, *Hafner*, Holzhändler, Holzschuhmacher, Kaminfeger, Kistenmacher, Kübler, Küfer, Legeler, Maurer, *Modellstecher*, Orgelbauer, Pfleger, Rahmenmacher, Rechenmacher, Säger, Schindler, *Schnitzer*, Schreiner, Siebmacher, *Steinmetzen*, Tischmacher, Wagner, Wannenmacher, Weidlingmacher, *Ziegler* und Zimmerleute.

Die Ausführenden der kursiv hervorgehobenen Berufe dürften sich gegenseitig inspiriert haben. Der Hafner, der nebst Geschirrkemik auch Ofenkacheln produzierte, liess sich für die reliefierten Darstellungen auf den Ofenkacheln unter anderem von den Motiven der Steinmetzen, Bildhauer und Schnitzer inspirieren⁵⁰⁵. Ihnen allen stand vermutlich dasselbe Musterbuch zur Verfügung. Die Ziegler hingegen verwendeten teilweise die gleichen Rohstoffe und Techniken (Glasuren) wie die Hafner.

Schon in der ersten Zunfturkunde von 1248 ist der Zunftzwang erwähnt. Nur wer sich in die Zunft einkaufte, hatte das Recht, in Basel sein Handwerk auszuüben. Den nichtzünftischen Handwerkern war die Ausübung ihres Gewerbes innerhalb eines bestimmten Umkreises der Stadt (Bannmeile) untersagt⁵⁰⁶. Der Zunftzwang entstand als Folge der vermehrten Einwanderung von Handwerkern von Burgen, aus Dörfern und Höfen hinter der Stadtmauer, die gemäss zeitgenössischem Empfinden «minderwertige» Produkte herstellten und eine Konkurrenz für die städtischen Handwerker waren.

Für die Aufnahme in die Zunft mussten bestimmte Voraussetzungen erfüllt werden. In der Mitte des 16. Jahrhunderts drängten die Basler Hafner auf die Einführung eines Meisterstücks⁵⁰⁷. Die Meisterprüfung schrieb die Herstellung eines «... sechs eckenden suberen stuben offen mit guttem suberen glass [von guter grüner Glasur⁵⁰⁸] ...» sowie eines 10 Mass fassenden Kruges aus einem Stück geformt (... sauber auf der Töpferscheibe gedreht ...⁵⁰⁹) und eines Hafens von 3/4 Ellen, aus zwei Stücken geformt, vor⁵¹⁰. Dieser Hafen musste folglich ca. 40,5

cm hoch sein, eine Höhe, die kein einziges Gefäss aus dem bearbeiteten Fundmaterial erreicht. Deshalb ist davon auszugehen, dass die an der Meisterprüfung verlangten Gefässe Sonderformen waren und nicht einem allgemein üblichen Mass entsprachen.

Nach der Reformation durften die Hafner nicht katholisch sein. Auch wenn die Frau eines Hafners Katholikin war, wurde ihm der Beitritt zur Zunft verwehrt⁵¹¹.

Die Frauen im Hafnerhandwerk

Seit dem 13. Jahrhundert wurden Frauen als gleichberechtigte Gewerblerrinnen in die Spinnwetternzunft aufgenommen. Im Hafnergewerbe waren viele Frauen tätig, und zwar nicht nur als Feilbieterinnen, sondern auch als spinnwetternzünftige Hafnerinnen⁵¹². Nach Rippmann verfügte die Hafnerin als Mitinhaberin einer Töpferwerkstatt auch über genügendes Eigenkapital⁵¹³. Nach 1470 wurde an zwei Hafnerinnen sogar eine Rente ausbezahlt⁵¹⁴. Auch Lehrtöchter lassen sich vereinzelt belegen⁵¹⁵, so war z. B. im Jahre 1446 beim Hafner Marti eine Lehrtochter tätig⁵¹⁶.

1429 wurde in Basel eine Hafnerin aus Liestal erwähnt, die in den Steuerlisten als vermögenslos erscheint und wohl deshalb unzüftig blieb⁵¹⁷. Unzüftige Hafnerinnen sind in den Quellen als Hilfsarbeiterinnen oder unqualifizierte Arbeiterinnen aufgeführt und sollen in St. Alban gewohnt haben⁵¹⁸.

Abb. 188 Eine Hafnerin an der Blockscheibe, Süddeutsch, 1490. «Hefneryn», aus einem höfischen Kartenspiel.





Abb. 189 Eine Hafnerin an der Kreuzscheibe, Süddeutsch, um 1470. Der unter dem Gewand deutlich erkennbare Busen lässt hier auf eine Frau schliessen.

Von Meistern und Gesellen

Die hierarchische Abfolge bei den Hafnern gliederte sich in Meister, Geselle und Lehrknabe. Die Lehrtöchter sind in den Zunftbestimmungen gemäss Kölner nicht erwähnt. Ein Meister durfte 2–3 Gesellen und einen Lehrknaben in seiner Werkstatt beschäftigen⁵¹⁹. Bei den baselstädtischen Hafnern gab es zahlreiche «fremde» Gesellen aus den angrenzenden Regionen Elsass, Baselland und Baden⁵²⁰. Nur Privilegierte, z.B. der Sohn eines Meisters oder ein eingeheirateter Geselle, konnten Meister werden⁵²¹. Die Lehrlinge und Gesellen waren in der Regel in die Hausgemeinschaft des Meisters integriert. Vor allem die Gesellen galten als Träger des Handwerks. Mit ihnen stand und fiel die Produktion; sie brachten das auf der Wanderschaft erworbene Wissen und neue Techniken in das Gewerbe ein. Inwieweit in einer Zunft Neuerungen von aussen aufgenommen wurden und möglich waren wird unter 9.3. *Zur Frage der schöpferischen und innovativen Möglichkeiten der zünftischen Hafner* aufgegriffen.

Regelungen und Bestimmungen

Die Zünftigkeit bot einem Handwerker zahlreiche Vorteile. Nebst ökonomischen Vorteilen – Beeinflussung der Preisbildung, Wettbewerbsbeschränkung, Absicherung gegenüber der Konkurrenz durch die Zunft – profitierten die zünftischen Handwerker auch von den arbeitsrechtlichen Regelungen der Ausbildung. Nicht unwichtig war die Bedeutung der Zunft als eine Art Altersfürsorge und «Krankenkasse»⁵²². Auf den politischen Aspekt und Einfluss der Zünfte soll hier nicht eingegangen werden.

Als Marktherr von Handel und Gewerbe trat im 13. Jahrhundert immer noch der Bischof auf. Er hatte die Aufsicht über Mass, Gewicht, Preis und Qualität der Waren. Das Interesse der Zunft und des Verbrauchers an einer geregelten und guten Produktion führten dazu, dass die Produkte nichtzünftischer Hafner als Pfuschereien abgetan und dieselbigen als Bönhansen verschrien wurden⁵²³.

Zuweilen kaufte die Zunft als Kollektiv die Rohstoffe und Arbeitsgeräte ein. Auch grössere Betriebsanlagen wurden gemeinsam genutzt um einerseits die Beschaffung der Ausgangsmaterialien zu erleichtern und andererseits preisgünstiger produzieren zu können. Es gab eine Reihe von Vorschriften über die Verwendung technischer Hilfsmittel, über die Einrichtung der Werkstätten, die hergestellte Menge pro Tag, die Anzahl Verkaufsstände usw.⁵²⁴.

Die Zunft war zudem eine gemeinschaftsbildende Kraft und gab dem Einzelnen eine gesellschaftliche Stellung und somit ein gestärktes Selbstbewusstsein. Die Handwerker konnten sich neben dem Patriziat und dem Adel wirtschaftlich und politisch behaupten.

Die Hafner der oberrheinischen Städte und Regionen von Basel, Freiburg und Strassburg waren zudem in einer Bruderschaft – einer regional organisierten Berufsgruppe – zusammengeschlossen und kamen anfänglich jedes Jahr, dann alle zwei Jahre in Breisach oder Ravensburg zusammen. Die Bruderschaft wurde 1435 erstmals urkundlich erwähnt. Gemäss zahlreicher Gewerbeordnungen hielten gerade die Hafnergesellen an dieser das ganze Oberrheingebiet umfassenden Organisation fest⁵²⁵. Der oberrheinische Hafnerbund trat als starke und selbstbewusste Gesellenorganisation, die von den Meistern und der Ratsobrigkeit bekämpft wurde, auf⁵²⁶. Die Satzungen und Reglementierungen der Bruderschaft sowie ihre politische Stellung und Ausdehnung in der Region hat Eules ausführlich dokumentiert⁵²⁷.

Verkauf

*«Item es sol auch Ir keiner an deheinen andern enden dehein geschirre ze laden setzen noch veil habn denn allein In sinem hus da er Inne wonet, wol uff offenem mergkt, mag ein yeglicher solich sin geschirre auch darzü veil habn und verkouffen doch an einer statt und nit fürer ...»*⁵²⁸.

Bis zum 15. Jahrhundert fand der Verkauf der einheimischen Produkte in den engen Gassen, auf den Lauben und Bänken in den Werkstätten oder auf dem offenen Markt statt⁵²⁹. Später wurden auf dem Barfüsserplatz, dem Marktplatz und Münsterplatz an bestimmten Wochentagen Märkte abgehalten. 1513 wurden die Verkaufsbestimmungen neu geregelt, da einige Meister an drei verschiedenen Orten ihre Waren angeboten hatten. Es wurde festgelegt, dass die Hafner nur im eigenen Haus oder in der Werkstatt und an gemeinsamen, festgelegten Markttagen verkaufen durften⁵³⁰. Zum Verkauf zugelassen waren nur Hafner, die das Handwerk beherrschten und in einer Zunft waren⁵³¹. Dass bis zum Jahre 1530 auch fremde Landhafner aus den angrenzenden Regionen Elsass (Folgensbourg), Baselland (Rheinfelden) und Baden (Lörrach,

Kandern) in Basel ihre Waren verkauft hatten, geht aus einer Neuregelung von 1530 hervor, die besagt, dass genannte Fremdhafner die Freimärkte nicht mehr besuchen dürfen und nur noch an der Jahrmesse zugelassen werden⁵³².

Auch Hausieren und Strassenhandel waren verpönt und untersagt. Die Hafner durften die Ware für den täglichen Gebrauch auf dem grossen Markt in Basel vor dem Rathaus, wo sie ihren festen Verkaufsplatz hatten, verkaufen⁵³³. Die hergestellten Produkte waren zur Hauptsache für den lokalen Markt und den des oberrheinischen Münzbundes⁵³⁴ und nicht für den Export bestimmt. Dass aber auch Öfen für nicht anwärtige Wohnhäuser bei den Basler Hafnern in Auftrag gegeben wurden, belegen die Abrechnungen des Hafnermeisters Galli. Er war 1532/33 damit beauftragt worden, einen neuen Ofen für das Schloss Münchenstein herzustellen⁵³⁵.

Den Hafnern war innerhalb ihres Bezirkes das alleinige Verkaufsrecht für ihre Ware vorbehalten – auswärtige Produkte durften nur dann angeboten werden, wenn diese Produkte hier nicht hergestellt werden konnten⁵³⁶. Ansonsten war es den fremden Hafnern untersagt, im Gebiet der Hafnerbruderschaft ihre Waren anzubieten⁵³⁷. Umgekehrt durften die lokalen Hafner mit ihren Waren nicht einfach die Grenzen überschreiten. Solche Gesetzmässigkeiten hinderten den Austausch und förderten das Stagnieren der handwerklichen Produktion.

9.3 Zur Frage der schöpferischen und innovativen Möglichkeiten der zünftischen Hafner

Im Anschluss an die knappen Ausführungen über die zünftischen Verordnungen drängt sich die Frage auf, ob bei den streng geregelten Herstellungs- und Verkaufsbestimmungen Innovationen und feststellbare qualitative Unterschiede zwischen den Produkten der einzelnen städtischen Hafnerwerkstätten überhaupt noch möglich waren.

Fragen dieser Art lassen sich am archäologischen Fundmaterial überprüfen. Hätten die Hafner die Verordnungen betreffend Mass, Gewicht und Qualität strikte befolgt, müsste sich dies in einer einheitlichen Qualität und Form sämtlicher keramischen Erzeugnisse aus baselstädtischen Fundensembles – gleicher Zeitstellung – niedergeschlagen haben. Hier sei vorweggenommen, dass bei einzelnen Gefässtypen aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und danach – also seit dem Beitritt der Hafner in die Zunft – eine Vereinheitlichung bei der Form tatsächlich festgestellt werden kann. Zwei Beispiele mögen dies illustrieren: Der Dreibeintopf wird von der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts bis in das 16. Jahrhundert in unveränderter Grundform – trichterförmig geöffneter Rand, ein Bandhenkel und eine partiell glasierte Innenseite – hergestellt. Und die bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts in zahlreichen Formvarianten produzierten Deckel wurden in der zweiten Hälfte vom Knaufdeckel abgelöst, der ebenfalls bis in das 17. Jahrhundert unverändert weiterproduziert worden ist. Natürlich gab es im Laufe der Zeit minimale Abweichungen bei der

Herstellung, doch an der einmal festgelegten Leitform wurde im Wesentlichen festgehalten.

Bedenkt man, dass die Basler Hafner sich mit den Hafnern aus Breisach, Freiburg i. Bg., Colmar und Strassburg in der oberrheinischen Hafnerbruderschaft verbündet hatten, müsste eigentlich eine gegenseitige Beeinflussung und – durch die Wandergesellen – eine Übernahme «fremder» Stilmerkmale bei der lokalen Produktion festzustellen sein. Vergleichen wir das Formenrepertoire der Keramik aus Freiburg i. Bg. und dasjenige aus Strassburg aus der Zeit vom 14. bis 16. Jahrhundert⁵³⁸, so unterscheiden sich die beiden Repertoires sowohl formal wie bezüglich der Warenart. Daraus ist zu schliessen, dass trotz der Vereinigung der Hafner in der oberrheinischen Bruderschaft die strengen Zunftordnungen einen handwerklich-künstlerischen Austausch zwischen den Hafnern der verschiedenen Kulturlandschaften ausschlossen. Da die Zünfte in Basel auf die lokale Produktion fixiert waren, blieben die Basler Hafner vom ausgehenden 15. bis zu Beginn des 17. Jahrhunderts auf einem gewissen Entwicklungsstand stehen. So fand z. B. die malhornbemahte Irdenware in Basel nur zögernd Eingang, während in anderen Kulturlandschaften (Frankreich, Italien, Holland u.a.) diese Verzierung bereits seit dem frühen 16. Jahrhundert, z. T. sogar seit dem 15. Jahrhundert auf Tafelschirr anzutreffen ist⁵³⁹.

Gemäss den Zunftverordnungen durften technische Neuerungen nicht von einem Einzelnen übernommen und angewendet werden, sondern mussten vorher durch «Umsagen» innerhalb der Handwerksgattungen bekannt gemacht werden⁵⁴⁰. Dem Handwerker war so offiziell jede individuelle Handschrift bei der Herstellung des Produktes versagt. Der einzelne Meister wurde oft auf bestimmte Verfahrensweisen festgelegt, ein Abweichen konnte für ihn Nachteile zur Folge haben⁵⁴¹.

Nebst den internen Einschränkungen bei der Gestaltung wurde auch jeglicher Einfluss von aussen unterbunden. Da Fremde und ausländische Handwerker als Störer und Pflücker, Unbefugte oder Böhnhansen verschrien waren⁵⁴², erreichten deren Waren und damit die «fremden» Eigenschaften die festgefahrenen, städtischen Betriebe nicht⁵⁴³.

Die Unterdrückung und Einschränkung der Konkurrenz und das Abwehren von äusseren Einflüssen führten dazu, dass die Produktion stagnierte. Weil die Zünfte auf ihren lokalen Traditionen beharrten, wurden sie von der neuen Technik und der beginnenden Industrialisierung überrollt. 1798 wurden die Zünfte als politische und gewerbliche Körperschaften im Rahmen der neuen Staatsordnung abgeschafft.

9.4 Die soziale Stellung der Hafner und Hafnerinnen

Die Mitglieder der Spinnwetternzunft galten im allgemeinen als arm. Die Hafner besaßen ein geringes Vermögen, hingegen waren einige Ziegler etwas vermögend, ja sogar wohlhabend bis reich⁵⁴⁴. Für das Jahr 1453/54 konnte Simon-Muscheid anhand überlieferter Steuerlisten für 6 Hafner und eine Hafnerin

je ein Vermögen zwischen 10–100 Gulden errechnen, was die Hafner als eine wenig verdienende Berufsgruppe auszeichnet⁵⁴⁵. Andererseits konnte Rippmann nachweisen, dass es Hafnerinnen gab, die genügend Kapital besaßen, um dieses sogar anzulegen⁵⁴⁶.

Aus dem 16. Jahrhundert sind auch 14 Hafner als Käufer von Liegenschaften überliefert⁵⁴⁷. Die Liegenschaftskäufe dürften als Folge der verbesserten finanziellen Situation der Hafner zu interpretieren sein, denn im 15. und 16. Jahrhundert wurden die kunstvollen Stubenöfen in grosser Zahl hergestellt, und dieser Produktionszweig brachte den Hafnern mehr ein, als die Herstellung von Keramikgeschirr.

Zahlenmässig waren die Hafner in der Zunft nie stark vertreten und spielten deshalb weder in der städtischen Politik noch in der Zunft eine bedeutende Rolle. Die 10 Hafner, die für das 15. Jahrhundert nachgewiesen sind, machten rund 0,7% der Gewerbetreibenden in Basel aus⁵⁴⁸.

9.5 Basler Hafner und Hafnerinnen

9.5.1 Archäologischer Nachweis von Hafnerwerkstätten in Basel-Stadt

Im ganzen Stadtbezirk ist bislang keine Hafnerwerkstatt mit Brennofen archäologisch nachgewiesen. Hingegen konnte eine zu Beginn unseres Jahrhunderts unsachgemäss und eher zufällig ausgegrabene Grube in der Aeschenvorstadt 2 (siehe S. 26) mit einer urkundlich erwähnten Hafnerwerkstatt an dieser Adresse in Verbindung gebracht werden⁵⁴⁹. Dass bei archäologischen Grabungen in der Basler Innerstadt bisher keine Hafnerwerkstätten angeschnitten wurden, hängt möglicherweise mit einem Erlass aus dem Jahre 1463 zusammen, der den Hafnern das Brennen der Ware in ihren Häusern untersagte und vorschrieb, diese Arbeit *«an den offenen Enden in den Vorstädten oder Gärten»* zu verrichten⁵⁵⁰. 1487 wurde den Hafnern vom Rat sogar verboten, in der Altstadt zu wohnen⁵⁵¹; sie mussten in die Vorstädte ausweichen. Erst zu Beginn des 17. Jahrhunderts sind wieder einzelne in der Stadt wohnende Hafner belegt, wie nachfolgende Ausführungen zeigen.

9.5.2 Schriftliche Quellen zu den Hafnern und Hafnerinnen und deren Werkstätten

Schriftliche Nachweise von baselstädtischen Hafnern liegen hauptsächlich aus dem 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts vor. Das Hafnergewerbe und einige mit Namen genannte Hafner und Hafnerinnen sind bei Kölner 1931, Füglistner 1981, Simon-Muscheid 1988 und im Pestbericht von Felix Platter aus dem Jahre 1610/11 aufgeführt⁵⁵². Nach der grossen Pestepidemie in Basel von 1610 nahm Felix Platter sämtliche Liegenschaften auf, hielt die dort verstorbenen, genesenen und hospitalisierten Bewohner mit Namen sowie deren Berufsstand fest. Dieser Bericht führt für das ausgehende 16. und beginnende 17. Jahrhundert einige Hafner und Hafnerinnen inklusive

Belegschaft und deren Wohnort auf. Dass es sich z. T. nicht nur um den Wohnort, sondern auch um die Adressen der Werkstätten handelte, konnte aufgrund von Archivforschungen nachgewiesen werden⁵⁵³.

Die folgenden Ausführungen erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Die Aufzählung – in chronologischer Reihenfolge angeordnet – nennt nur die Mindestzahl der in Basel tätigen Hafner und Hafnerinnen.

Aus dem 13. Jahrhundert sind bislang keine Basler Hafner bekannt und für das 14. Jahrhundert sind nur wenige nachweisbar:

1366 Hafner **Johans von Hirsingen**. Er erlangte durch die Teilnahme an einem Feldzug nach Breisach die Basler Bürgerschaft⁵⁵⁴.

1397 **Johann Hirsingen**. Er erwarb vom Kloster Klingental ein Haus in der Aeschenvorstadt (Nr. 2, siehe S. 26 f.; Abb. 190.4, S. 183), in welchem bis 1457 eine Hafnerei betrieben wurde⁵⁵⁵. Dass besagter Johann Hirsingen mit Johans von Hirsingen (s. o.) identisch ist, wäre denkbar; er hätte dann die Liegenschaft im Alter von ca. 47 Jahren erworben⁵⁵⁶.

Aus dem 15. Jahrhundert sind vermehrt Nachrichten über Hafner in Basel überliefert. Die hohen Kosten einer Einbürgerung wurden bei Teilnahme an einem Feldzug erlassen. Im Laufe des 15. Jahrhunderts liessen sich einige Hafner auf diesem Wege einbürgern und konnten einer Zunft beitreten und ihr Handwerk in Basel ausüben. Die neu eingebürgerten Handwerker sind mit Name und Berufsbezeichnung überliefert⁵⁵⁷:

1403 **Henman Hafener**. Er nahm an einem Feldzug von Frybourg nach Gemar teil⁵⁵⁸. Es steht nicht fest, ob es sich bei «Hafener» um eine Berufsbezeichnung oder um einen Familiennamen handelt.

1409 **Conrat Schilling**. Beteiligte sich am zweiten Feldzug nach Istein⁵⁵⁹.

1412 **Hans (oder Henselin) Tosse von Liestal** nahm an einem Feldzug nach Fürstenstein teil⁵⁶⁰.

1424 **Peter Hartliep**. Er beteiligte sich an einem Feldzug nach Hirsingen⁵⁶¹. 1435 nahm er an der Versammlung der Hafnerbruderschaft in Laufenburg teil⁵⁶².

1424 **Hans Hartliep**. Er stammte aus Mergetheim und nahm ebenfalls am Feldzug nach Hirsingen teil⁵⁶³. Hans Hartliep wurde Zunftmeister; in dieser Funktion beteiligte er sich an der Versammlung der Hafnerbruderschaft in Laufenburg im Jahre 1435⁵⁶⁴.

Da die Nachrichten zu den beiden Hartlieps aus denselben Jahren stammen, wurde möglicherweise in einem Fall ein falscher Vorname notiert, oder es handelt sich um zwei Brüder, die zusammen eine Werkstatt führten.

1435 **Wolff** war Hafnermeister und nahm ebenfalls an der Versammlung in Laufenburg teil⁵⁶⁵.

1429 **Hafnerin aus Liestal**. Sie war vermögenslos und nicht zünftig⁵⁶⁶.

1443 **Marx Croph** von Bretheim. Er nahm am Feldzug nach Laufenburg teil⁵⁶⁷.

- 1446 **Hafner Marti**. In seinem Haushalt lebten ein Knecht, eine Magd und eine Lehrtochter⁵⁶⁸.
- 1347–1456 **Claus Still oder Dill, Niclaus Hirsingen und Jakob Setzdenofen** führten nacheinander die Hafnerei an der Aeschenvorstadt 2 (siehe S. 26)⁵⁶⁹ (Abb. 190.4, S. 183).
- 1453/4 **Sechs Hafner und eine Hafnerin** sind in den Steuerlisten überliefert⁵⁷⁰.
- 1462 **Peter Beringer**. Wurde 1462 zünftig, 1492 Sechser und 1500 Zunftmeister. Er starb 1516⁵⁷¹.
- 1475 **Hans Ziecher** und **Jacob Spengler**. Beide nahmen am Feldzug nach Blamont teil⁵⁷².
- 1487 **Pauli Krutlins Tochtermann**. Der Hafner schuf für die Heiligkreuzkapelle eine Kreuzigungsgruppe aus Ton⁵⁷³.
- 1480 Die Hafnerin **Katharina Krayenvögelin** kaufte eine Rente von 10 Gulden⁵⁷⁴.
- Im 16. Jahrhundert stieg die Anzahl der Hafner, Füglistler konnte für die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts mehr als 14 Hafner nachweisen⁵⁷⁵.
- 1529 bis 1536 **Meister Galli der Hafner**. Er wurde in diesen Jahren immer wieder in Zusammenhang mit dem Errichten neuer Öfen und der Restaurierung bestehender Öfen erwähnt⁵⁷⁶.
- 1535/36 erhielt er für den Bau neuer Öfen für die Stadt und die Landvogteischlösser «vnd vmb gschirr uffs Richthus» 61 Pfund⁵⁷⁷.
- 1531 **Bartholome Laubhein** (Laubheuw, Louphin)⁵⁷⁸.
- 1536/37 **Hans Hess**. Er erhielt den Auftrag, neue Öfen für das Richthaus, Kaufhaus, Spalentor und Schützenhaus herzustellen und auch Geschirr in das Richthaus zu liefern; dafür wurde er mit einer Summe von 75 Pfund entschädigt⁵⁷⁹. Entweder arbeiteten die beiden Hafner Meister Galli und Hans Hess zusammen, da sie dieselben Aufträge zur selben Zeit erhielten, oder es handelt sich um ein und dieselbe Person resp. Werkstatt, die unter der Leitung von Hans Hess, genannt Meister Galli, diese Aufträge erfüllte.
- 1546 **Meister Christoffel**. Er war Hafnermeister, der nach Müller⁵⁸⁰ mit Stoffel Fischer identisch ist.
- 1555 **Hans Weichmut**. Er führte eine Hafnerei am Spalenberg 44 und wurde in Zusammenhang mit einem Streit mit dem Waffenschmied Stoffel Stapf wegen des Brennofens im Hof hinter seinem Haus erwähnt⁵⁸¹ (Abb. 190.1, S. 183).
- 1561 **Adresen Wäch**. Dem Hafner und seiner Frau wurde die Liegenschaft von Hans Weichmut am Spalenberg 44 mit «Hus und Hofstatt samt dem Höflin dahinden» verkauft⁵⁸². Wäch wurde 1570 und 1574 wegen seinem Brennofen und den Zisternen im Hof angeklagt⁵⁸³.
- 1567 **Martin Lienhard**. Wurde zünftig, später Zunftmeister, 1579 Sechser und starb 1627⁵⁸⁴. Er kaufte 1568 an der Steinenvorstadt 19 «das Hus und Hofstatt samt dem Höflin darhindern ...»⁵⁸⁵. Die Liegenschaft grenzte im hinteren Teil an den grossen Birsig. Im Jahre 1684 wurden im Rahmen einer Rechtsangelegenheit Hafner-Brennöfen am Spalenberg 19 erwähnt, die möglicherweise seit der Übernahme dieser Liegenschaft durch einen Hafner hier standen⁵⁸⁶ (Abb. 190.5, S. 183).
- 1583 **Hans Frewler**. Er wird als Bewohner der Werkstatt am Spalenberg 40 aufgeführt⁵⁸⁷ (Abb. 190.1, S. 183).
- 1583 **Wendlin Fäderwisch** von Sinzheim⁵⁸⁸.
- 1585 **Isaac Fischer**. Er war Hafner und Ziegler und wohnte an der oberen Rheingasse, links auswärts. 1610 starb er an den Folgen der Pest⁵⁸⁹.
- 1587 **Bernhad Laubheimer**. Er bewohnte das Haus zum schönen Vieh «hus by der brucken» am Pfluggässlein 16⁵⁹⁰ (Abb. 190.2, S. 183).
- 1589 **David Röteli** (1592–1622). Wohnhaft von 1604 bis 1610 an der Webergasse 37 (heute untere Rebasse 21/23), Kleinbasel. Die Liegenschaft stiess hinten an den Teich⁵⁹¹. In seinem Haus wohnten er, seine Frau und zwei Kinder, eine Magd, ein Knecht und ein Lehrjunge⁵⁹².
- 1591 **Michel Heberstreit** (oder Heberstritt) von Herrenberg/Württemberg (1564–1604). Er wohnte mit seiner Frau und seinen vier Kindern in der Weissen Gasse, Grundbuch Nr. 17⁵⁹³ (Abb. 190.3, S. 183).
- Um 1600 **Hafnerin Dilgi**. Sie dürfte mit Ottilia Hauser, Heberstreits Frau, identisch sein und wohnte um 1600 mit dem Hafner **Hans Ernst**, seiner Frau Barbel und deren drei Kindern in der Liegenschaft, die ihr gehörte. Ferner beschäftigte sie noch einen Knecht «... den sy gnommen, aber noch nit ze kilchen gfiert hatt».
- Um 1600 **Mathis Schmidt** von Kandern. Er wird von Felix Platter im Zusammenhang mit den im Spital an der Freien Strasse 70 genesenen Pestkranken erwähnt. Er kam aus dem Haus der Ottilia Hauser (der wittfrauen hus)⁵⁹⁴. Auf seiner Liegenschaft befand sich ein Brennofen, denn 1599 wird Michael Heberstreit in einem Streit wegen seines Brennofens ermahnt⁵⁹⁵.
- 1593 **Hans (S)aikhlin** wohnhaft am Pfluggässlein 16⁵⁹⁶ (Abb. 190.2, S. 183).
- 1595 **Curath (Conrad) Mei(y)er**, wohnhaft mit seiner Frau und den 3 Kindern in der Steinenvorstadt 35⁵⁹⁷. Es handelte sich um ein Haus mit Hofstatt zum Birsig; ein Brennofen wird nicht erwähnt⁵⁹⁸.
- Die Hafner/Hafnerinnen und Hafnereien um die Wende zum 17. Jahrhundert sind im Pestbericht von Felix Platter mit Namen und Adressen registriert:
- 1600 **Bartholome (Bartlin) Lienhart**. Er war der Sohn von Martin Lienhart (s. unter 1567), Meister, wohnhaft in der Ochsen-gasse (Nr. 7) im Kleinbasel und hatte einen fremden Gesellen wegen angeblicher Veruntreuung entlassen. Dies war Ursache eines Streits zwischen der Meisterschaft und dem Gesellenverband der Hafner⁵⁹⁹. 1600 wurde er wegen eines Brennofens hinter seinem Haus, zum Wirtshaus zum Roten Ochsen hin gelegen, ermahnt⁶⁰⁰ (Abb. 190.6, S. 183).
- 1610/11 **Hans (Frewler) Freuler**. Er wohnte mit seiner Frau und seinen vier Töchtern am Spalenberg (Nr. 44). Er beschäftigte in seiner Werkstatt einen Lehrjungen aus einem anderen Dorf⁶⁰¹ (Abb. 190.1, S. 183).

- 1610/11 **Hans Ernst** bewohnte mit der Witwe von Michael Heberstreit das Haus in der Weissen Gasse 17 (Abb. 190.3, S. 183).
- 1610/11 **Curath Metzger**. Er wohnte im Kleinbasel an der Weissen Gasse 16. Aus dem Pestbericht erfahren wir, dass «*in der Hafneren am Birseck*» zwei Kinder und ein Sohn sowie der Mann Bartli verstorben sind. Die **Hafnerin** und zwei weitere Frauen genasen. Nach Felix Platter wohnten neun Personen in dieser Liegenschaft⁶⁰² (Abb. 190.3, S. 183).
- 1610/11 **Heinrich Schweiger** (1564–1627) wohnte an der Weissen Gasse (Nr. 8) und wurde als «Kuchelmoler», vermutlich Maler von Ofenkacheln, bezeichnet (Abb. 190.3, S. 183).
- 1610/11 **Baschen Hetzer** wohnte in der unteren Rebasse (Nr. 11), im Gesslin zur Chloren Mühle, im Kleinbasel⁶⁰³.

Folgende Hafner sind im Pestbericht von 1610/11 ohne Wohnadresse aufgeführt, da sie im Spital an der Freien Strasse 70/Kaufhausgasse 1 (heute Musik Hug) verstorben oder genesen sind⁶⁰⁴:

- Balthasar Keiser** von Ulm genas.
- Mathis Schmidt** von Kander (wohl Kander/Schwarzwald) wohnte ursprünglich mit der Ottilia im selben Haus und genas.
- 1614 **Phillip Gantwarth**. Er betrieb als letzter Hafner die Werkstatt am Pfluggässlein 16⁶⁰⁵ (Abb. 190.2, S. 183).
- 1626 verkaufte Martin Lienhard die Liegenschaft Spalenberg 19 an den Hafner **Jakob Rinckhlern**⁶⁰⁶.
- 1617 **Jakob Heberstreit**, Hafnermeister⁶⁰⁷.
- 1646 **Johannes Heberstreit**, Hafnermeister⁶⁰⁸.
- 1650 **Michel Heberstreit**, Hafnermeister⁶⁰⁹.
- 1659 **Georg Bruckner**, Hafnermeister, bei ihm war der Geselle Samuel Kraus tätig⁶¹⁰.
- 1659 **Samuel Kreis**, Hafnergeselle⁶¹¹.
- 1660 **Jakob Heberstreit**, Hafnermeister⁶¹².
- 1673 **Friedrich Laubheim**. Er betrieb eine Hafnerei in der Steinvorstadt 19⁶¹³. Die Werkstatt hatte einen Brennofen zum Birsig hin⁶¹⁴ (Abb. 190.5, S. 183).
- 1684 **Johannes Hebenstreit**, Hafnermeister («*der Herrenhafner*»). Bis 1687 wohnte er in der Werkstatt an der Ochsen-gasse 7, die einst in Besitz des Hafners Bartli Lienhard war (s. oben)⁶¹⁵ (Abb. 190.6, S. 183).
- 1692 **Theodor Hebenstreit**, Hafnermeister⁶¹⁶.
- 1702 **Antoine Blasenac**. Er kam aus Vivarez, der ehemaligen Provinz Languedoc, und wollte sich «*der Machung des Porcellingeschirrs*»⁶¹⁷ in Basel einbürgern. Er bat den Rat um die Niederlassung und die Möglichkeit einen Brennofen aufzustellen, damit er seine Gefässe herstellen konnte. Nachdem er in Bern vergeblich die gleiche Bitte vorgetragen hatte, gewährte man ihm in Basel den Aufenthalt, da er mit seinem Porzellan für die hiesigen Hafner keine Konkurrenz war. Ein Jahr lang konnte er «bei der Klybeck» seinen Beruf ausüben, ein weiteres Jahr in Binningen. Als er nach der Heirat das Basler Bürgerrecht zu erwerben erhoffte, stellte sich die Hafnermeisterschaft dem entgegen. Sie warfen ihm Betrug vor, er habe die Porzellanasse nicht selber hergestellt, sondern sie von

Lausanne kommen lassen. Ferner hielten sie ihm vor, er würde nur schlechtes Porzellan und daneben gewöhnliches Hafnergeschirr verkaufen, und verhinderten folglich seine Einbürgerung⁶¹⁸.

1721 **Johannes Hebbenstreith**, Hafnermeister⁶¹⁹.

Mit der Einbürgerung von Michel Heberstreit im Jahre 1591 begann die Dynastie der Heberstreits, die bis in das 18. Jahrhundert in Basel meistens als Hafnermeister tätig waren. Die Heberstreits widmeten sich vorwiegend der Herstellung von Ofenkeramik⁶²⁰. Von den Söhnen, die von den Konkurrenten als «*Dreckkneten*» beschimpft wurden, ist aus dem Jahre 1630 eine Klageschrift an die Meister und Vorgesetzten der Spinnwetternzunft erhalten⁶²¹:

«Demnach vor ungefohr 20 Jahren Michael Hebenstreit, E.Gn. Zunftbruder, der Haffner, Bürger alhie ... uns abder hernach gemelte beede Brüedere so weyt uf dem Handwerckh befördert, daß wir auch die übrigen unsere Geschwisterte sambt der Mueter ohne Überlägung der Oberkeit ußbringen khönnen, ja wir beide Brüedere so weit khomen, daß wir mit Gott und Ehren uf unserm Handwerckh, wie nit weniger unser Weyb und Kinder ernehren khönnen. Und nun wir beyde, ohne sonderbaren Ruhm zu melden unsere Stuckh, so wohl als übrige Meister, gemacht, dieselbigen durch die verordnete Meistere besichtigt, geschetzt und vor gut erkhandt, auch den darüber ergangenen Kosten von uns beiden abgelegt und zue Genügen bezalt worden, auch sonsten weilen wir in dieser Ehren Zunft gedient, uns verhoffenlich dergestalten verhalten und betragen, daß einige Klägten uns nie vorkomme, also nit anderst verhofft, es wurden die übrigen Meister, weilen wir kheiner andern Arbeit dan des Ofenmachens uns annehmen und underziechen, uns deßwegen ohnverhindert passieren lassen.

Wann aber angeregte Meistere uff ermeltem Haffner Handtweckh uns kheine Jungen oder Gesindt passieren zue lassen, sondern als ich Jacob Hebenstreit vor wenige Tagen einen Jungen angestellt, denselben mir vergönnen und mich hierüber zue taxieren und an meinen guten Nahmen zue schmeihen begehren, solches dan E.Gn. zue Klagen vorzuebringen wir nit underlassen khönnen, ... weilen wir unsern Artikhlen nicht zuwider handeln, khein Geschir machen, auch keinen Märkht nit brauchen, sondern nur Öfen machen uns annehmen ...»

Zünftige Hafnermeister

Nach den Erwähnungen Kölners⁶²² gab es in der Spinnwetternzunft 1489 zehn, 1500 zehn, 1560 elf, 1600 sieben, 1650 sieben, 1700 dreizehn, 1768 siebzehn und 1808 fünfzehn Hafnermeister.

Hafnerquartiere und Werkstätten

Die gewerblichen Liegenschaften bestanden aus einer ebenerdigen Werkstatt und einem Wohntrakt im Obergeschoss⁶²³.

Für das 14. und 15. Jahrhundert sind Hafner vorwiegend in der Spalen- und Aeschenvorstadt (Aeschenvorstadt 2), in der Weissen Gasse und in der Steinvorstadt nachgewiesen⁶²⁴. Für das 16. Jahrhundert sind Hafnereien an der Rebasse, obe-

ren Rheingasse, Webergasse und Ochsengasse im Kleinbasel und in der Steinenvorstadt, am Spalenberg und an der Weissen Gasse im Grossbasel belegt. Einige Werkstätten im 16. Jahrhundert grenzten an ein Gewässer, so z. B. die Werkstatt von Martin Lienhard an der Steinenvorstadt 19, deren Hof mit Brennofen bis an den Birsig reichte (Abb. 190.5, S. 183).

In folgenden Hafnereien befanden sich auch Brennöfen, die in Zusammenhang mit Streit- und Anklageschriften im Historischen Grundbuch erwähnt sind:

Spalenberg 44, «im Hof hinter dem Haus», erwähnt 1555, 1570 und 1574⁶²⁵.

Weisse Gasse 17, erwähnt 1599 und 1600: «Michael Habstreit der Hafner an der Weissengasse ward besprochen wegen Brennofen.»⁶²⁶

Steinenvorstadt 19, «einen gegen den Birsig», erwähnt 1684–1708⁶²⁷.

«Daniel Schwartz an der Steinen hat einen in seinem Haus zum Greifen»⁶²⁸.

Ochsengasse 7, «Brennofen hinden in seinem Hus ...», erwähnt 1600⁶²⁹.

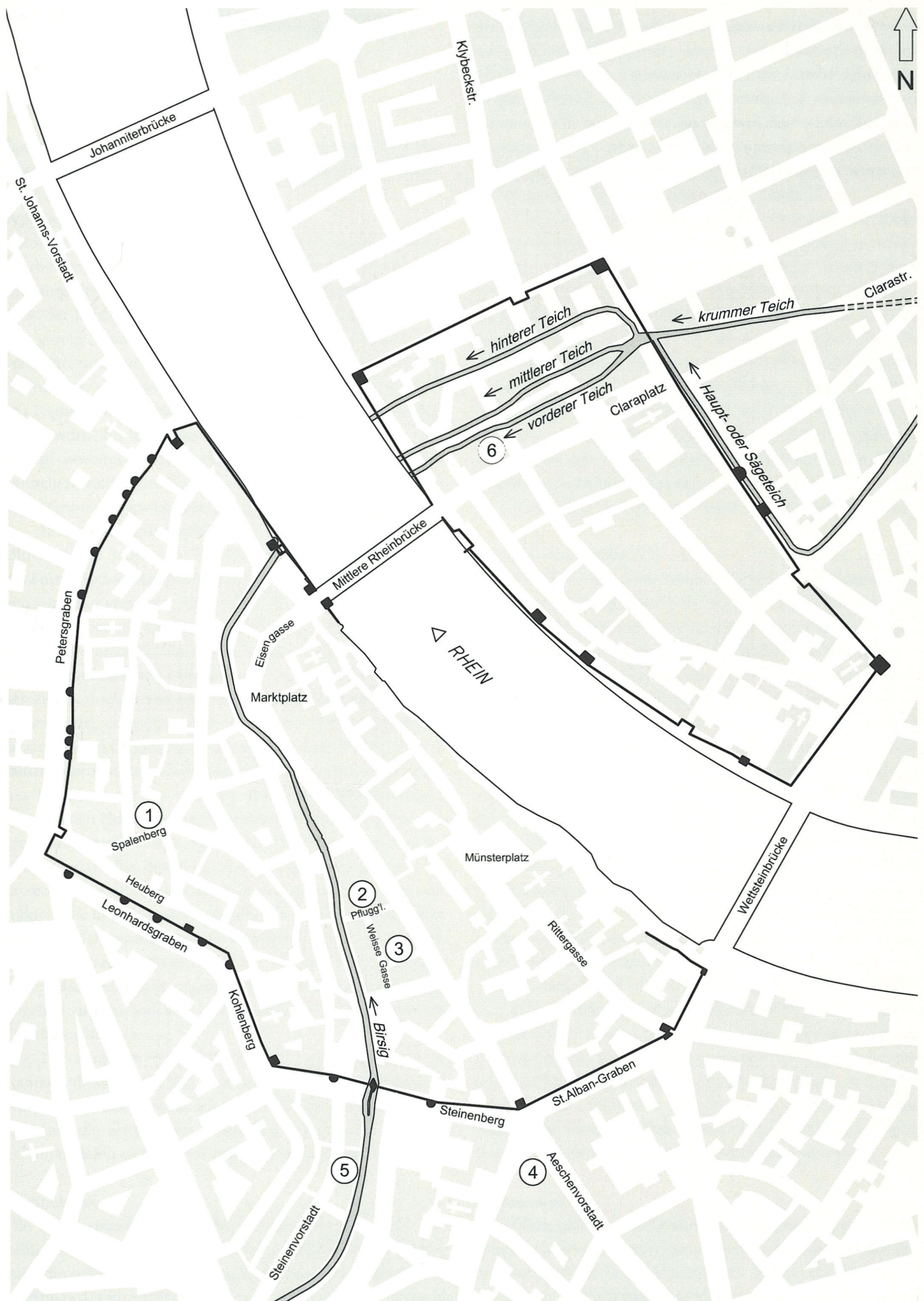
Die Erwähnungen von Brennöfen in der Stadt stammen alle aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Es lässt sich nicht nachvollziehen, ob der Ratsbeschluss aus dem Jahre 1463, der den Hafnern und Ziegler das Beheizen von Brennöfen in der Stadt verbot, im 16. Jahrhundert wieder aufgehoben wurde oder ob dieses Verbot nicht eingehalten worden ist. Im 15. Jahrhundert waren die feuergefährlichen Gewerbe aus der Stadt verbannt worden, weil Brennöfen in den dicht bebauten Wohngebieten u.a. als Ursache des Stadtbrandes von 1417 angesehen wurden⁶³⁰.

Die Hafner waren von den ersten urkundlichen Erwähnungen und von ihrem Beitritt in die Spinnwetternzunft bis in das 18. Jahrhundert – wenn auch in verhältnismässig geringer Zahl – in der Stadt kontinuierlich sesshaft. Die heimischen Hafner, welche die zum täglichen Gebrauch benötigte Geschirrkemik, aber auch die wärmespendenden Öfen produzierten, verloren erst im 18./19. Jahrhundert an Bedeutung, als die Geschirrkemik durch preisgünstigere Massenprodukte, das importierte Steingut, verdrängt wurde und als Folge der Industrialisierung anstelle der Keramiköfen alternative Heizkörper zur Verfügung standen.

Abb. 190 Situationsplan Basel mit Standort der Hafnerwerkstätten.

Legende:

- 1 Hafnereien am Spalenberg 40 und 44.
1555 Hans Weichmut der Hafner.
1561 Andresen Wäch der Hafner
1583 Hans Frewler der Hafner.
- 2 Hafnerei am Pfluggässlein 16; diese wurde von 1587 bis 1614 von den Hafnern Bernhard Laubheimer, Hans (S)ai khlin und Phillip Ganwarth betrieben.
- 3 Hafnereien an der Weissen Gasse 8, 12 und 17.
- 4 Hafnerei an der Aeschenvorstadt 2 (10).
1347 bis 1456 in Betrieb.
- 5 Hafnerei an der Steinenvorstadt 19.
1568 Martin Lienhard.
1673 Friedrich Laubheim.
- 6 Hafnerei an der Ochsengasse 7.
1600 Bartholome (Bartlin) Lienhart.
1684 Johannes Hebenstreit.



10. Zusammenfassung und Ausblick

Fassen wir die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit in groben Zügen zusammen, so sind folgende Punkte hervorzuheben:

Typologie

Dank der chronologischen Abfolge und Vernetzung der für die Bearbeitung ausgesuchten Fundensembles konnte die Entwicklung des gesamten Formenspektrums zum ersten Mal über vier Jahrhunderte hinweg dargestellt werden. Dabei hat sich gezeigt, dass die Kochgefässe langsam aber stetig formal verändert und technisch verbessert worden sind. Das im 13. Jahrhundert verwendete Spektrum an Kochgefässen, das sich aus Töpfen, Dreibeintöpfen und Dreibeinpfannen zusammensetzte, wurde bis ins 17. Jahrhundert lediglich durch den Henkeltopf erweitert. Wassergefässe wie die kleinen Ausgusskännchen wurden nur bis ins beginnende 14. Jahrhundert, die Bügelkannen bis ins beginnende 15. Jahrhundert produziert.

Im 15. Jahrhundert gewann das Tafelgeschirr aus Keramik allmählich an Beliebtheit, dementsprechend vergrösserte sich der Formenschatz. Die Schüsseln und Teller hat man mit farbigen Glasuren versehen und ab dem 16. Jahrhundert mit Malhorndekor bemalt, behielten jedoch bis ins 17. Jahrhundert – verglichen mit Tafelgefässen aus anderen Materialien – einen eher «altertümlichen» Charakter. Die in Anbetracht der grossen Zeitspanne (ca. vier Jahrhunderte) «bescheidene» Formenveränderung, zuweilen sogar stagnierende Entwicklung (insbesondere bei den Kochgefässen ab der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts bis ins ausgehende 16. Jahrhundert) dürfte meines Erachtens auf die strengen Zunftregeln zurückzuführen sein, die den Hafnern wenig Spielraum für Eigeninitiativen offen liessen. Andererseits war auch die Nachfrage nach neuen Formen nicht allzu gross, vor allem, wenn die verfügbaren Gefässgattungen den Ansprüchen, die sie zu erfüllen hatten, genügten. Die Benutzer waren nicht auf Veränderungen bedacht. Die im 15. Jahrhundert sich verändernde Esskultur zeigte sich vor allem beim Tafelgeschirr. Bei dieser Funktionsgruppe schien den Hafnern ein gewisses Mass an Gestaltungsfreiheit gegeben zu sein, was sich in Einzelformen und spielerischen Details äusserte.

Die Frage der Formvorlagen und -vorbilder konnte im Rahmen dieser Arbeit nur punktuell aufgegriffen werden. Es wäre jedoch ein Versuch wert, das Keramikgeschirr im Hinblick auf die zeitgleichen Gefässe aus Metall oder Holz auf Formparallelen oder -abweichungen zu untersuchen.

Technologie

Die entscheidende Revolution bei der Herstellung der Geschirrk Keramik erfolgte im 13. Jahrhundert durch die Einführung der schnell rotierenden Drehscheibe und die «Wiederentdeckung» der Bleiglasuren. Das Farbenspektrum der Glasuren blieb zwar bis ins 17. Jahrhundert mit farblosen, grünen und gelben Glasuren eher bescheiden, doch spielten die Hafner mit

den fein nuancierten Farbabstufungen von hell über dunkel, bis sie im 15. Jahrhundert – vorerst auf Ofenkacheln, im 17. Jahrhundert auf der Geschirrk Keramik – die Zweifarbigkeit und in der Folgezeit das beidseitige, zweifarbig Glasieren anwendeten. Die wenigen Glasuranalysen haben bestätigt, was auch von Auge ersichtlich ist: Die Zusammensetzung der Glasuren änderte sich von der Frühphase in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts bis ins 16. Jahrhundert kaum.

Eine in technologischer Hinsicht entscheidende Rolle spielen die Warenarten. Hier hat sich gezeigt, dass vom ausgehenden 13. Jahrhundert bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts immer wieder neue Warenarten hergestellt wurden, die in vielen Fällen nur für eine bestimmte Gefässgattung oder Gruppe bestimmt waren. Als Beispiel sei die beige Irdenware (II.7) in Erinnerung gerufen, die erst im ausgehenden 14. Jahrhundert in Erscheinung trat und schwerpunktmässig für Tafelgeschirr verwendet wurde. Während das Erscheinungsbild der Gefässkeramik bis ins ausgehende 13. Jahrhundert durch vorwiegend graue, unglasierte Gefässe geprägt war, zeichnete sich in der Folgezeit allmählich eine zunehmende Farbigkeit der Keramik ab, die zum bunten Tafelgeschirr des 17. Jahrhunderts führte.

Funktion und Stellenwert

Über Funktion und Stellenwert der Gefässkeramik lässt sich mit Hilfe von zeitgenössischen Schrift- und Bildquellen Einiges in Erfahrung bringen. Eine genaue Datierung der archäologischen Funde mit Hilfe von Bildquellen ist jedoch nicht möglich. Die Bildquellen – allen voran die illustrierten Kochbücher, die Küchenstücke und Genrebilder aus dem 15./16. Jahrhundert – dienen lediglich dazu, einen archäologischen Fundgegenstand in einen historischen Gesamtkontext einzuordnen. Die Bild- und Schriftquellen – vor allem die zeitgenössischen Inventarlisten – lassen zudem erkennen, dass die Kochgefässe aus Keramik keineswegs den Hauptbestandteil einer spätmittelalterlichen Kucheneinrichtung ausmachten, sondern dass sie eher als Ergänzung des vorwiegend metallenen Küchengeschirrs anzusehen sind. Aber auch das Tafelgeschirr aus Keramik ist auf zeitgenössischen Tafelszenen nur selten abgebildet und wird in den Inventarlisten kaum erwähnt. Hier überwiegen das Holz- und Zinngeschirr – oder je nach sozialem Stand – das Tafelsilber. Keramikgeschirr war im Vergleich zu den metallenen Gefässen eine Ware, die regelmässig ersetzt werden musste und somit auch nicht auf Beständigkeit und Dauer ausgerichtet war. Der Vergleich der Keramik mittels der verschiedenen Quellengattungen – archäologischer Fund – Bildquelle – Schriftquelle – lässt eine zentrale Frage offen: Weshalb wurde in den Basler Nachlassinventaren das reichlich benutzte Keramikgeschirr kaum erwähnt?

Hafnerhandwerk

Die Hafner gehörten in Basel zu den zahlenmässig gering vertretenen Gewerben und schlossen sich in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts der Bauleutezunft, Spinnwetternzunft genannt, an. Ihr Einkommen sicherten sie sich mehr durch die Produktion von Öfen als durch die Herstellung von Gefässkeramik. Bis ins ausgehende 16. Jahrhundert produzierten die

Hafner Geschirr- und Ofenkeramik. Erst mit der Familie der Hebenstreits bildete sich im 17. Jahrhundert ein sich ausschliesslich auf die Produktion von Ofenkeramik spezialisierter Handwerkszweig heraus.

Die Quellen zum Hafnergewerbe in Basel sind äusserst zahlreich und bei Weitem nicht ausgeschöpft. Im Rahmen dieser Arbeit konnten nur wenige Punkte herausgegriffen und exemplarisch einige Hafner aufgelistet und ihre Werkstätten lokalisiert werden.

Auf die Situation der Landhafner aus den angrenzenden Dörfern, die in Basel ihre Waren anboten, auf ihre Herkunft und auf die Art der Ware konnte leider nicht eingegangen werden. An dieser Stelle müssten auch Fragen zur Ausdehnung der «Keramikregion Basel» diskutiert werden. Die Grenzen dieser «Keramiklandschaft» sind ab dem 14. Jahrhundert mit Sicherheit vor Strassburg, Zürich und Freiburg i. Bg. zu ziehen. Für eine genauere Abgrenzung der verschiedenen Keramiklandschaften bedarf es allerdings noch weiterer Forschungsergebnisse aus den angrenzenden Regionen.

Nachtrag und Ausblick

Die in der vorliegenden Arbeit angesprochenen realienkundlichen und kulturhistorischen Aspekte sind bei Weitem nicht ausdiskutiert. Doch soll damit ein Grundstein für zahlreiche weitere Untersuchungen gelegt werden, die sich mit spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Keramik aus der Region Basel in formaltypologischer, technologischer und funktionaler Hinsicht beschäftigen.

Seit das Manuskript im Sommer 1996 abgeschlossen wurde, sind in Basel weitere bedeutende Funde zum Vorschein gekommen. Zu nennen sind im Besonderen die Ausgrabungen in der St. Alban-Vorstadt 28 und 30/32, die beide ein äusserst umfangreiches Fundmaterial aus dem 15. Jahrhundert zu Tage gefördert haben. Die verschiedenen und zum Teil ausserordentlich gut erhaltenen Gefässe erweitern das in dieser Arbeit für das 15. Jahrhundert erfasste Formenspektrum und erlauben eine feinere Abstufung der chronologischen Abfolge.

Mit jedem neu ausgegrabenen Fundensemble aus dem Spätmittelalter und der frühen Neuzeit können vorliegende Resultate bestätigt, Lücken in der Formgenese geschlossen und Fragen zur Verwendung ausgeweitet werden. Mit jedem neu ausgegrabenen Fundensemble stellen sich aber auch immer wieder andere, neue Fragen, so dass die Forschungen zur mittelalterlichen Keramik stets in Bewegung und noch lange nicht abgeschlossen sind.

Glossar

Albarelllo

Kleinformatisches Gefäß aus Fayence mit hochgezogener, gerader Wandung, schmalem Fuss und eingezogener Mündung. Für die Aufbewahrung von Arzneien benutzt.

Aquamanile

Menschen- oder tiergestaltiges Handwaschgefäß aus Keramik oder Metall mit einem Ausguss und einer Handhaube. In Europa im kirchlichen Bereich zu liturgischen Zwecken, im Hausgebrauch als Wassergefäß verwendet.

Bandhenkel

Breiter Henkel mit flach ovalem Querschnitt.

Bügelhenkel

Über die Mündung oder die Wandung bogenförmig gespannter Henkel.

Drehriefen

Parallel laufende Furchen, die bei der Herstellung auf der rotierenden Drehscheibe entstanden sind.

Druckmulden

Mit dem Finger in den lederharten Ton eingetiefte Mulden; ein funktionales und dekoratives Element.

Einstiche

Mit einem spitzen Gegenstand in das lederharte Gefäß eingedrückte, kleine, runde oder ovale Vertiefungen.

Engobe

Fein geschlammter, dünnflüssiger Tonschlicker, der nach dem Brand eine hellbeige, weisse Farbe annimmt. Bewirkt ein besseres Haften und eine bessere Leuchtkraft der Glasuren.

Fingerkuppelndekor

Mit der Fingerkuppe in den lederharten Ton eingetiefter Dekor in Form von runden bis ovalen Mulden.

Gratige Riefen

Deutlich erhaben, reliefiert.

Kanneluren

Mit dem Finger länglich eingetiefte Kehlen. Bei Dreibeingefäßen als Zierde der Beine.

Karniesrand

Lang- und spitzgezogener, geschwungener Rand mit unterschrittenem Profil.

Kehle

Vertiefung auf der Innenseite eines Randes. Für die Aufnahme des Deckels bestimmt.

Keulenrand

Rund umgebogener Rand.

Kerbdekor

Halbmondförmige Vertiefungen, die mit einem einfachen Gegenstand – häufig der Fingernagel – in das lederharte Gefäß eingedrückt wurden.

Kern

Vom Mantel farblich deutlich abgesetzter, innerster Teil beim Scherbenbruch.

Knochenasche

Beige, poröse Ablagerungen in den Gefäßen, auch über den Glasuren. Nicht zu verwechseln mit einer Engobe. Die Knochenasche besteht u.a. aus einem hohen Anteil an Kalzium und Phosphor. Gebrannter Knochen wurde zu Pulver zermahlen und zu einem Brei weiterverarbeitet. Die Funktion ist noch unbekannt.

Kragenrand

Kragenartig umgeschlagener Mündungsrand.

Kremprand

Umgeschlagener, spitz zulaufender, glatter Rand.

Körnig

Wenn Buckel (oft Magerungspartikel) an der Oberfläche deutlich spürbar sind.

Lasche

Von Hand ausgezogenes Endstück eines Fusses oder eines Griffes.

Lederhart

Phase während des Trocknens des Tons. Die einzelnen Tonteilchen haben sich schon berührt, geben dem Gefäß eine gewisse Festigkeit. Diese reicht um das Gefäß anzufassen ohne es zu deformieren. Dennoch ist es für weitere Bearbeitungen wie Verziern, Anfügen zusätzlicher Teile (Henkel, Beine) oder Polieren weich genug.

Leiste

Umlaufende, deutlich erhabene runde Ausbuchtung, während dem Drehvorgang entstanden.

Leistenrand

Umgeschlagener, verstärkter, schmaler mit senkrechter Kante abgedrehter Rand.

Magerung

Zusatz beim reinen (fetten) Ton in Form von Quarzsand, Schamotte, Kalkspat u. a. Verleiht dem Ton eine bestimmte Qualität, verringert die Brennschwindung und Risse während des Brandes. Stark gemagerte Tone sind hitzebeständiger.

Malhorndekor

Mit weisser Engobe gemalter Dekor. Aufgetragen wird die Engobe mit einem Malhörchen: ein hohles Gefäß aus Keramik mit einem Federkiel.

Mantel

Deutlich abgegrenzte, verschieden dicke und andersfarbige Rinde beim Scherbenbruchbild.

Riefen

Im Vergleich zu den Rillen deutlich breiter und tiefer. Entstanden mit einem spitzen Gegenstand, der während dem langsamen Drehen in den lederharten Ton gedrückt wird.

Rillen

Fein, schmal und eng aneinander liegend. Entstanden beim Drehen auf der schnell rotierenden Töpferscheibe.

Rollrädchen

Kleine Walzen mit erhabenem Dekor.
Diese werden in lederhartem Zustand
um das Gefäß geführt.

Sichelrand

Nach aussen umgeschlagener und
hochgestellter Rand mit einer Innen-
kehle.

Schneppe

Runde Ausbuchtung des Mündungs-
randes bei Lampen oder Kannen.

Sinter

Feste durch die Bodenlagerung beding-
te sekundäre Ablagerung auf der
Oberfläche. Bei Kalk spricht man von
Kalksinter.

Stempeldekor

Der Holzstempel mit einem geschnitz-
ten Motiv wird in die lederharte
Oberfläche gedrückt. Vor allem auf
Deckel aus dem 13. Jahrhundert
anzutreffen.

Trichterrand

Trichterförmig sich öffnende Rand-
oder Mündungspartie bei Dreibein-
gefäßen.

Tülle

Röhrenförmiger, hohler Ausguss oder
Griff.

Quellrand

Wird ein Gefäß mit flachem Boden in
angetrocknetem oder lederhartem
Zustand von der Scheibe gehoben,
klebt der Rand an der Standfläche und
quillt leicht an.

Wulsthenkel

Henkel mit rundem oder leicht ovalem
Querschnitt.

Bibliographie

Abkürzungen

ABBS	Archäologische Bodenforschung des Kantons Basel-Stadt
HMB	Historisches Museum Basel
indet.	unbestimmbar
Kat.	Katalog
StABS	Staatsarchiv Basel-Stadt

Literatursigel (Zeitschriften, Reihen)

AKB	Archäologisches Korrespondenzblatt
AS	Archäologie der Schweiz
BZ	Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde
FuB	Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
JbAB	Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung des Kantons Basel-Stadt
JbSGUF	Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte
LSAK	Lübecker Schriften zur Archäologie und Kunstgeschichte
SBKAM	Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters
ZAK	Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte
ZAM	Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters

Unpublizierte Quellen

Grabungsdokumentationen (abgelegt bei der ABBS):

Leonhardsgraben 47, 1985/10;
Andreasplatz 7–12, 1983/11;
Marktplatz 11, 1972/11;
St. Johannis-Vorstadt 41/43;
Nadelberg 8, 1965/66;
Rittergasse 29, 1987/3;
Spalenberg 12, 1986/7;
Aeschenvorstadt 2, 1906 und 1960;
Bäumleingasse 1–7, 1988/41;
Nadelberg 37, 1979/49;
Nadelberg 20, 1985/31;
Spalenberg 40, 1979/15;
Petersgraben 47–55, 1983/15;
Münsterplatz 16, 1977/3.
– Tagebuch
– Fundkatalog (Inventarkarten)
– Fotodokumentation
– Zeichnungen

Historisches Grundbuch der Stadt Basel

(einzusehen im StABS): siehe sämtliche Adressen der Grabungen und Töpferwerkstätten.

Literatur

* im Text abgekürzt zitierte Literatur

Ade-Rademacher 1989

Dorothee Ade-Rademacher, Mach Krueg, Haeffen, Kachel und Scherbe: Funde aus einer Ravensburger Hafnerwerkstatt vom 16. bis 19. Jahrhundert. Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg, Heft 11. Stuttgart 1989.

***Aebi/d'Aujourd'hui/Etter 1989**

Thomas Aebi, Rolf d'Aujourd'hui, Hansueli F. Etter, «Ausgrabungen in der alten Stadtgärtnerei, Elsässerstrasse 2a (St. Johannis-Park)», JbAB 1989, 206–249.

***Appelt 1980**

Heinrich Appelt, «Mittelalterliche Realienkunde Österreichs als Forschungsaufgabe», in: Europäische Sachkultur des Mittelalters. Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs, Bd. 4. Wien 1980, 7–12.

***Arndt 1977**

Julius Arndt (Hrsg.), Anna Wecker, Ein köstlich new Kochbuch von allerhand Speisen / an Gemuesen / Obs / Fleisch / Geflügel / Wildpret / Fischen vnd Gepachens (...) Mit fleiss beschrieben durch F. Anna Weckerin. Amberg 1598. Faksimile mit einem gesonderten Kommentar v. Julius Arndt. München 1977.

***d'Aujourd'hui 1990a**

Rolf d'Aujourd'hui, Basel, Leonhardsgraben 47: Eine Informationsstelle über die mittelalterliche Stadtbefestigung im Teufelhof. Führer zur Ausstellung. Separatdruck aus: Unsere Kunstdenkmäler 41, 1990.2, 1990.

***d'Aujourd'hui 1990b**

Rolf d'Aujourd'hui, Teufelhof gestern – heute. Mittelalterliche Stadtmauern im Teufelhof – eine archäologische Informationsstelle am Leonhardsgraben 47. Separatdruck aus: Basler Stadtbuch 1989. Basel 1990, 156–163.

***d'Aujourd'hui 1992**

Rolf d'Aujourd'hui, Zum Forschungsstand der Stadtarchäologie unter besonderer Berücksichtigung der Ergebnisse aus Basel. C.J.C Reuvenus-Lezing 3. 22e Reuvenusdagen. Utrecht 1992.

***Bauer u. a. 1987**

Ingolf Bauer, Werner Endres, Bärbel Kerkhoff-Hader, Robert Koch, Hans-Georg Stephan, Leitfaden zur Keramikbeschreibung (Mittelalter – Neuzeit). Terminologie – Typologie – Technologie. Prähist. Staatssammlung München, Beiheft 2. Kallmünz Opf. 1987.

***Baumann/Frey 1983**

Max Baumann, Peter Frey, Freudenau im unteren Aaretal. Burganlage und Flussübergang im Mittelalter. Brugg 1983.

***Baumgartner/Krueger 1988**

Erwin Baumgartner, Ingeborg Krueger, Phönix aus Sand und Asche. Glas des Mittelalters. Ausstellungskatalog. München 1988.

***Benker 1987**

Gertrud Benker, In alten Küchen. München 1987.

***Benker 1989**

Gertrud Benker, «Illustrationen früherer Kochbücher. Möglichkeiten der Bildinterpretation», in: Populäre Bildmedien, Rolf Wilhelm Brednich, Andreas Hartmann (Hrsg.). Göttingen 1989, 263–272.

***Benker 1980**

Gertrud Benker, «Zeugnisse für Kochgeschirr aus Ton in Kochbüchern» in: Berichte und Referate, Bd. 13, Internationales Hafnerei-Symposium. Sibiu-Paltinis 1980, 279–283.

***Berger 1963**

Ludwig Berger, Die Ausgrabungen am Petersberg in Basel. Basel 1963.

Bitsch (Hrsg.) 1987

Irmgard Bitsch u. a. (Hrsg.), Essen und Trinken in Mittelalter und Neuzeit. Symposium, Giessen 1987. Sigmaringen 1987.

***Bookmann 1986**

Hartmut Bookmann, Die Stadt im späten Mittelalter. München 1986.

***Bookmann 1990**

Hartmut Bookmann, «Das Leben in städtischen Häusern um 1500», in: Mensch und Umwelt im Mittelalter, Bernd Herrmann (Hrsg.). Frankfurt am Main 1990, 194–206.

Borst 1989

Arno Borst, Lebensformen im Mittelalter. Frankfurt a. M., Berlin 1989.

Borst 1983

Otto Borst, Alltagsleben im Mittelalter. Frankfurt a. M. 1983.

***Brinker/Flühler-Kreis 1991**

Claudia Brinker, Dione Flühler-Kreis, Die Manessische Liederhandschrift in Zürich. Ausstellungskatalog, Schweizerisches Landesmuseum Zürich. Zürich 1991.

***Bulst 1988**

Neithard Bulst, «Zum Problem städtischer und territorialer Kleider-, Aufwands- und Luxusgesetzgebung in Deutschland (13. bis Mitte 16. Jahrhundert)», in: Renaissance du pouvoir législatif et genèse de l'état. Montpellier 1988, 29–57.

***Burhenne 1991**

Verena Burhenne u. a., Frühe dekorierte Irdenware. Köln 1991.

***Czysz/Endres 1988**

Wolfgang Czysz, Werner Endres, Archäologie und Geschichte der Keramik in Schwaben. Neusäß e. V. 1988.

Desel 1978

Jochen Desel, «Die mittelalterlichen Töpfer, Ziegler und Schüssler in Niederhessen», Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung 6, 1978, 1–60.

Dexel 1980

Thomas Dexel, Gebrauchsgerätypen. Das Gebrauchsgesäß Mitteleuropas von der römischen Zeit bis ins 19. Jahrhundert, Bd. 1. Braunschweig 1980.

***Dexel 1941**

Walter Dexel, Hausgerät das nicht veraltet. Grundsätzliche Betrachtungen über die Kultur des Tischgeräts. Stuttgart 1941.

Dexel 1973

Walter Dexel, Das Hausgerät Mitteleuropas. Wesen und Wandel der Formen in zwei Jahrtausenden. Berlin 1973.

***Dirlmeier 1978**

Ulf Dirlmeier, Untersuchungen zu Einkommensverhältnissen und Lebenshaltungskosten in oberdeutschen Städten des Spätmittelalters (Mitte 14. bis Anfang 16. Jahrhundert). Abhandlungen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Jg. 1978. Heidelberg 1978.

***Dirlmeier 1985**

Ulf Dirlmeier, «Zu den materiellen Lebensbedingungen in deutschen Städten des Mittelalters: Äusserer Rahmen, Einkommen, Verbrauch», in: Lebensbedingungen im Mittelalter in Deutschland, Ulf Dirlmeier und Gerhard Fouquet (Hrsg.). Siegen 1985, 1–50.

Dirlmeier 1990a

Ulf Dirlmeier, «Zu den Lebensbedingungen in der mittelalterlichen Stadt: Trinkwasserversorgung und Abfallbeseitigung», in: Mensch und Umwelt im Mittelalter, Bernd Herrmann (Hrsg.). Frankfurt a. M. 1990, 150–159.

***Dirlmeier 1990b**

Ulf Dirlmeier, «Alltag, materielle Kultur, Lebensgewohnheiten im Spiegel spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Abrechnungen», in: Mensch und Objekt im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Wien 1990, 157–180.

Duhamel du Monceau 1773

Henri Louis Duhamel du Monceau, L'art du potier de terre. Paris 1773.

Duma 1978

Georg Duma, «Farbige Bleiglasuren im Spätmittelalter», Mitteilungen der Kommission für Burgenforschung und Mittelalter-Archäologie 115, 1978, 249–262.

***Egg/Pfaundler/Pizzini 1976**

Erich Egg, Wolfgang Pfaundler, Meinrad Pizzini, Von allerley Werkleuten und Gewerben. Innsbruck, Wien, München 1976.

***Ennen 1971**

Reinald Ennen, Zünfte und Wettbewerb. Möglichkeiten und Grenzen zünftlerischer Wettbewerbseinschränkungen im städtischen Handel und Gewerbe des Spätmittelalters. Köln 1971.

***Erdmann u. a. 1984**

Wolfgang Erdmann, Hans Joachim Kühn, Hartwig Lüdtke, Edgar Ring und Wolfgang Wessel, «Rahmenterminologie zur Mittelalterlichen Keramik in Norddeutschland», AKB 14.4, 1984, 417–436.

Erdmann 1985

Wolfgang Erdmann, «Die Küche im Mittelalter. Archäologische und baugeschichtliche Gedanken zu Herd, Herdnutzung und Herdgerät», Die Lübecker Küche, Hefte zur Kunst und Kulturgeschichte der Hansestadt Lübeck, 7, 1985, 9 ff.

Erdmann 1989

Wolfgang Erdmann, «Gefässe und deren Darstellung: Zu «Realitäts»-ebenen mittelalterlicher Bildquellen», Hammaburg NF 9, 1989, 319–340.

***Eules 1990**

Susanne Eules, «Der hafner gesellen lobliche bruderschaft». Organisation der Hafnerbruderschaft und Erzeugnisse der Hafner des 15. bis 18. Jahrhunderts im Elsass, Sundgau und Breisgau. Dissertation. Freiburg i. Bg. 1990.

Ewald/Tauber 1975

Jürg Ewald, Jürg Tauber, Die Burgruine Scheidegg bei Gelterkinden. SBKAM, Bd. 2. Olten/Freiburg i. Bg. 1975.

Falk 1987

Alfred Falk, Archäologische und schriftliche Quellen zur spätmittelalterlich-neuzeitlichen Geschichte der Hansestadt Lübeck: Materialien und Methoden einer archäologisch-historischen Auswertung. LSAK, Bd. 10. Bonn 1987.

Fechter 1856

Daniel H.A. Fechter, «Topographie mit Berücksichtigung der Cultur- und Sittengeschichte», in: Basel im vierzehnten Jahrhundert, Basler Historische Gesellschaft (Hrsg.). Basel 1856, 1–146.

Fehring 1980

Günter P. Fehring, «Quellen, Methoden, Ziele und Problematik eines archäologisch-historischen Forschungsprojektes zur Hansestadt Lübeck». LSAK, Bd. 4. Bonn 1980, 9–15.

***Felgenhauer-Schmiedt 1993**

Sabine Felgenhauer-Schmiedt, Die Sachkultur des Mittelalters im Lichte der archäologischen Funde. Europäische Hochschulschriften, Reihe 42, Bd. 42. Frankfurt a. M. 1993.

***Franz 1969**

Rosemarie Franz, Der Kachelofen. Entstehung und kunstgeschichtliche Entwicklung vom Mittelalter bis zum Ausgang des Klassizismus. Graz 1969.

Frey 1992

Peter Frey, «Mittelalterliche Siedlungsbefunde in Kaiseraugst», Jahresberichte aus Augst und Kaiseraugst 13, 1992, 231–262.

***Füglister 1981**

Hans Füglister, Handwerksregiment. Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft. Dissertation. Basel und Frankfurt a. M. 1981.

***Fundgruben 1996**

Fundgruben – Stille Örtchen ausgeschöpft. Ausstellungskatalog, Historisches Museum Basel (Hrsg.). Basel 1996.

***Furger 1977**

Alex R. Furger, «Eine mittelalterliche Wüstung bei Arisdorf BL», Baselbieter Heimatbuch 13, 1977, 347–382.

***Furrer 1973**

Christian Furrer, «Areal Bischofshof, Rittergasse 5. Die Keramik», BZ 73, 1973, 278–289.

***Gai/Scholkmann 1993**

Sveva Gai, Barbara Scholkmann, «Eine Glashütte des Klosters Bebenhausen im Schönbuch», Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1992 (1993), 387–393.

Garzoni 1626

Thomaso Garzoni, Piazza Universale. Das ist: Allgemeiner Schawplatz / oder Marckt / und Zusammenkunfft aller Professionen / Künsten / Geschäften / Händeln und Handwercken / so in der ganzen Welt geübet werden: Deßgleichen Wann / und von wem sie erfunden: auch welcher massen dieselbige von Tag zu Tag zugenommen: Sampt außführlicher Beschreibung alles dessen/so dazu gehörig Frankfurt a. M. M.DC.XXVI.

***Geering 1886**

Traugott Geering, Handel und Industrie der Stadt Basel. Zunftwesen und Wirtschaftsgeschichte bis zum Ende des XVII. Jahrhunderts. Basel 1886.

***Geiger 1947**

Bruno Geiger, Keramisches ABC. Bern 1947.

***Glatz 1991**

Regula Glatz, Hohlglasfunde der Region Biel: Zur Glasproduktion im Jura. Bern 1991.

***Göttmann 1977**

Frank Göttmann, Handwerk und Bündnispolitik. Die Handwerkerbünde am Mittelrhein vom 14. bis zum 17. Jahrhundert. Frankfurter Historische Abhandlungen, Bd. 15. Wiesbaden 1977.

***Gross 1985**

Uwe Gross, «Neufunde von Aquamanilien aus Steinheim/Murr, Kreis Ludwigsburg, und vom Heiligenberg bei Heidelberg, Rhein-Neckar-Kreis», Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1984, 1985, 255–258.

***Gross/Prohaska 1986**

Uwe Gross, Christine Prohaska, «Renaissancezeitliche Funde aus einem Brunnen in Wiesloch, Rhein-Neckar-Kreis», Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1985 (1986), 268–272.

***Gross 1991**

Uwe Gross, Mittelalterliche Keramik zwischen Neckarmündung und Schwäbischer Alb. FuB, Bd. 12. Stuttgart 1991.

***Gross 1993**

Uwe Gross, Funde des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit von der Hinterburg in Neckarsteinach. Abdruck aus den Gesch. B11. Kreis Bergstrasse, Bd. 26. Heppenheim 1993.

***Guilhot 1992**

J.-O. Guilhot et C. Goy (dir.), 20 000 m³ d'histoire. Les fouilles du Parking de la Mairie à Besançon. Musée des Beaux-Arts et d'Archéologie (éd.), Ausstellungskatalog. Besançon 1992.

Guyan/Schnyder 1976

Walter U. Guyan, Rudolf Schnyder, «Mogeren, ein wüstgelegter Adelssitz bei Schaffhausen», ZAM 4/1976, 49–67.

***Hampe 1899**

Theodor Hampe, Gedichte vom Hausrat aus dem 15. und 16. Jh. Faksimile. Strassburg 1899.

***Hamer 1990**

Frank und Janet Hamer, Lexikon der Keramik und Töpferei. Material, Technik, Geschichte. Augsburg 1990.

***Hartinger 1987**

Walter Hartinger, «Die Wende des Mittelalters. Zur Grundlegung neuzeitlicher Lebensformen im 13./14. Jahrhundert», in: Wandel der Alltagskultur seit dem Mittelalter, Günter Wiegelmann (Hrsg.). Münster 1987, 23–38.

Hasse 1974

Max Hasse, Essen und Trinken in alter Zeit. St. Annen-Museum Lübeck (Hrsg.), Ausstellungskatalog. Lübeck 1974.

***Hasse 1979**

Max Hasse, «Neues Hausgerät, neue Häuser, neue Kleider – Eine Betrachtung der städtischen Kultur des 13. und 14. Jh. sowie ein Katalog der metallenen Hausgeräte», ZAM 7, 1979, 7–85.

***Heierle 1969**

Paul Heierle, Die Gefäßbezeichnungen in den Basler Beschreibbüchlein. Dissertation. Basel 1969.

***Helmig 1979**

Guido Helmig, «Neuzeitliche Funde aus dem Reischacherhof, Münsterplatz 16. Ein Beitrag zur Keramik des 17. Jahrhunderts», BZ 79, 1979, 317–333.

***Helmig/Jaggi 1988**

Guido Helmig, Bernhard Jaggi, «Archäologische und baugeschichtliche Untersuchungen in der Deutschritterkapelle in Basel», JbAB 1988, 110–193.

Herrmann (Hrsg.) 1990

Bernd Herrmann (Hrsg.), Mensch und Umwelt im Mittelalter. Frankfurt a. M. 1990.

***Hofmann 1982**

Angelika Hofmann, Ton. Finden – Formen – Brennen. Köln 1982.

***Hundsichler 1989**

Helmut Hundsichler, «Geschichte – Realien – Alltag. Der Mensch im Zentrum der Sachkulturforschung», in: Menschen, Dinge und Umwelt in der Geschichte, Ulf Dirlmeier und Gerhard Fouquet (Hrsg.). St. Katharinen 1989, 128–151.

***Hundsichler 1991**

Helmut Hundsichler, «Perspektiven für die Archäologie des Mittelalters im Rahmen einer Alltagsgeschichte des Mittelalters», in: Methoden und Perspektiven der Archäologie des Mittelalters, Jürg Tauber (Hrsg.). Archäologie und Museum, Heft 20. Liestal 1991, 85–99.

Institut für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit (Hrsg.) 1990

Mensch und Objekt im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Leben – Alltag – Kultur. Kongressberichte. Veröffentlichungen des Instituts für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit, Bd. 13. Wien 1990.

Janssen 1966

Walter Janssen, Zur Typologie und Chronologie mittellalterlicher Keramik aus Südniedersachsen. Neumünster 1966.

Jaritz 1990

Gerhard Jaritz, «Alltag des Mittelalters oder: Die Geschichte, die dazwischen liegt», in: Festschrift zum 125-Jahr-Jubiläum des Instituts für Geschichte der Karl-Franzens-Universität Graz, Herwig Ebner u.a. (Hrsg.). Graz 1990, 65–73.

***Junkes 1991**

Marina Junkes, Die spätmittelalterliche Geschirrkemik der Grabung Konstanz/Fischmarkt. Unpubl. Dissertation, Christian-Albrechts Universität Kiel. Kiel 1991.

***Kaltwasser 1991**

Stefan Kaltwasser, «Auf den Spuren mittellalterlicher Keramikglasur – glasierte Geschirrkemik des Freiburger Augustinereremitenklosters», Archäologische Nachrichten aus Baden 45, 1991, 33–43.

Kaltwasser 1992

Stefan Kaltwasser, «Keramik im Breisgau», in: Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch. Die Stadt um 1300, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg und Stadt Zürich (Hrsg.). Ausstellungskatalog. Stuttgart 1992, 323–328.

***Kaltwasser 1995**

Stefan Kaltwasser, «Die Keramikfunde», in: Die Latrine des Augustinereremitenklosters in Freiburg im Breisgau, Matthias Untermann (Hrsg.). Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg. Stuttgart 1995, 21–48.

***Kamber 1995**

Pia Kamber, Die Latrinen auf dem Areal des Augustinerklosters. Basel Augustinergasse 2, Grabung 1968. Materialhefte zur Archäologie in Basel, Heft 10. Basel 1995.

***Kaufmann u.a. 1994**

Eva Roth Kaufmann, René Buschor, Daniel Gutscher, Spätmittelalterliche reliefierte Ofenkeramik in Bern. Bern 1994.

***Keller 1994**

Christine Keller, «Sache – Bild – Wort: Zur Funktion spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Keramik», (Keramik zwischen den Epochen. Funktion – Formenwandel – Technik), Sonderdruck aus Nike 1994, 64–70.

Klonder 1990

Andrzej Klonder, «Geschichte der materiellen Kultur des Mittelalters und der Frühneuzeit. Theorie – Methoden – Forschungsbilanz», in: Mensch und Objekt im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Leben – Alltag – Kultur. Kongressberichte. Veröffentlichungen des Instituts für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit, Bd. 13. Graz 1990, 23–37.

***Kluge 1960**

Friderich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin 1960.

***Koch 1979**

Robert Koch, «Mittelalterliche Trinkbecher aus Keramik von der Burg Weibertreu bei Weinsberg, Kr. Heilbronn». FuB, Bd. 6. Stuttgart 1979, 47–75.

***Kölner 1931**

Paul Kölner, Geschichte der Spinnwetternunft zu Basel und ihrer Handwerke. Basel 1931.

***Kovacsovics 1991**

Wilfried K. Kovacsovics, Aus dem Wirtshaus zum Schinagl – Funde aus dem Toskanatrakt der Salzburger Residenz. Salzburger Museum Carolino Augusteum, Jahresschrift 35/36, 1989/90, 1991, 7–131.

***Kruse (Hrsg.) 1990**

Karl Bernhard Kruse (Hrsg.), Küche – Keller – Kemenate. Alltagsleben auf dem Domhof um 1600. Ausstellungskatalog. Hildesheim 1990.

Kühnel 1980

Harry Kühnel, «Abbild und Sinnbild in der Malerei des Spätmittelalters», in: Europäische Sachkultur des Spätmittelalters. Veröffentlichungen des Instituts für mittellalterliche Realienkunde Österreichs, Bd. 4. Wien 1980, 83–100.

***Kühnel (Hrsg.) 1986**

Harry Kühnel (Hrsg.), Alltag im Spätmittelalter. Graz, Köln, Wien 1986.

***Kunow/Giesler u. a. 1986**

Jürgen Kunow, Jochen Giesler u. a., Vorschläge zur systematischen Beschreibung von Keramik. Führer des Rheinischen Landesmuseums, Nr. 124. Bonn 1986.

***Laskowski 1986**

Rainer Laskowski, «Archäologische Untersuchungen eines brunnenartigen Schachtes im Sanierungsgebiet Altstadt-Ost, Kirchheim u. Teck, Kreis Esslingen», Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1985 (1986), 273–276.

***Laskowski 1988**

Rainer Laskowski, «Archäologische Untersuchungen und Beobachtungen auf dem neuen Volksbankareal in Kirchheim/Teck, Kreis Esslingen», Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1987 (1988), 254–258.

Laurioux 1992

Bruno Laurioux, Tafelfreuden im Mittelalter. Kulturgeschichte des Essens und Trinkens in Bildern und Dokumenten. Stuttgart, Zürich 1992.

***Lavicka 1985**

Pavel Lavicka, «Mittelalterliche Steinbauten am Andreasplatz. Vorbericht über die Ausgrabungen 1977–1984», BZ 85, 1985, 299 ff.

***Leach 1983**

Bernard Leach, Das Töpferbuch. Bonn ³1983.

Lehmann 1992

Peter Lehmann, Zwei Töpferöfen in der Winterthurer Altstadt. Berichte der Zürcher Denkmalpflege, Archäologische Monographien, Bd. 12. Zürich, Egg 1992.

***Lithberg 1932**

Nils Lithberg, Schloss Hallwil, Bd. III: Die Fundgegenstände. Stockholm 1932.

***Lobbedey 1968**

Uwe Lobbedey, Untersuchungen mittelalterlicher Keramik vornehmlich aus Südwestdeutschland. Arbeiten zur Frühmittelalterforschung. Schriftenreihe des Instituts für Mittelalterforschung, Bd. 3. Berlin 1968.

***Löbert 1980**

Horst Löbert, «Das keramische Inventar einer Abfallgrube des 16. Jahrhunderts aus Göttingen. Studien zum Handel, zur Funktion und zur sozialgeschichtlichen Interpretation frühneuzeitlicher Keramik», ZAM 8, 1980, 29 ff.

***Lötscher (Hrsg.) 1987**

Valentin Lötscher (Hrsg.), Felix Platter, Beschreibung der Stadt Basel und Pestbericht 1610/11. Basler Chroniken, Bd. 11. Basel 1987.

***Major 1911**

Emil Major, «Der Basler Hausrat im Zeitalter der Spätgotik, (Anhand der schriftlichen Überlieferung)», Basler Jahrbuch 1911, 241–315.

***Major 1912**

Emil Major, Der Haussratt. Ein Basler Gedicht vom Jahre 1569. Faksimile. Strassburg 1912.

***Marti/Windler 1988**

Reto Marti, Renata Windler, Die Burg Madeln bei Pratteln/BL. Archäologie und Museum, Heft 012. Liestal 1988.

***Matt/Jaggi 1987**

Christoph Ph. Matt, Bernhard Jaggi, «Archäologische und baugeschichtliche Untersuchungen auf dem Rosshof – 2. Etappe (1983/15 und 1985/31)», BZ 87, 1987, 277–295.

***Matt 1988**

Christoph Ph. Matt, «Spalenberg 12. Mittelalterliche Parzellen- und Terrassierungsmauern beim Spalenhof», JbAB 88, 1988, 54–58.

***Matteotti 1994**

René Matteotti, Die Alte Landvogtei in Riehen. Materialhefte zur Archäologie in Basel, Heft 9. Basel 1994.

***Meiners 1987**

Uwe Meiners, «Stufen des Wandels. Aspekte zur Periodisierung der bürgerlichen und bäuerlichen Kultur im Münsterland (1550–1800)», in: Wandel der Alltagskultur seit dem Mittelalter, Günter Wiegmann (Hrsg.). Münster 1987, 275–308.

***Meyer 1974**

Werner Meyer, Die Burgruine Alt-Wartburg im Kanton Aargau. SBKAM, Bd. 1. Olten 1974.

Meyer 1985

Werner Meyer, Hirsebrei und Hellebarde. Olten 1985.

***Meyer 1989**

Werner Meyer, Die Frohburg. SBKAM, Bd. 16. Olten 1989.

***Metz-Mangold 1990**

Lydia Metz-Mangold, Apotheken-Keramik-Sammlung «Roche». Basel 1990.

***Minne 1977**

Jean-Paul Minne, La Céramique de Poêle de l'Alsace Médiévale. Strasbourg 1977.

***Moosbrugger-Leu 1969**

Rudolf Moosbrugger-Leu, «Grabung auf dem Areal des ehemaligen Augustinerklosters», BZ 69, 1969, 355–370.

***Morel 1985**

Andreas Morel, «Zu Quellen für Speise und Trank um die Wende des Mittelalters», AS 8, 1985, 204–220.

***Müller 1953**

C.A. Müller, «Bau- und Kunstpflege der Stadt Basel im Zeitalter der Reformation, 1529–1560. Werkbetrieb der Stadt, Handwerker und Künstler, II,4 Hafner», Basler Jahrbuch 1953, 167–170.

***Müller 1980**

Felix Müller, Der Bischofstein bei Sissach, Kanton Baselland. Basler Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte, Bd. 4. Solothurn 1980.

***Objets de la Vie Quotidienne 1987**

Objets de la Vie Quotidienne au Moyen-Age et à la Renaissance en Alsace. Cahier du Groupe d'Archéologie Médiévale d'Alsace 7, 1987.

***Oexle 1984**

Judith Oexle, «Stadtkernarchäologie in Konstanz – die Grabungen in der Brückengasse 5 und 7», Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1984, 240–244.

***Oexle 1985**

Judith Oexle, «Eine Konstanzer Töpferwerkstatt im 17. Jh. », in: Der Keltenfürst von Hochdorf. Ausstellungskatalog. Stuttgart 1985, 473–483.

Pesez 1990

Jean-Marie Pesez, «Culture matérielle et archéologie médiévale», in: Mensch und Objekt im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Wien 1990, 37–51.

***Piccolpasso 1934**

Cipriano Piccolpasso, Li tre libri dell' arte del vasaio. The Three Books of the Potter's Art. Bernard Rackham und Albert Van de Put (ed.). London 1934.

Rademacher 1933

Franz Rademacher, Die Deutschen Gläser des Mittelalters. Berlin 1933.

Rieth 1960

Adolf Rieth, 5000 Jahre Töpferscheibe. Konstanz 1960.

Reith 1991

Reinhold Reith (Hrsg.), Lexikon des alten Handwerks. Vom späten Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. München ²1991.

***Reineking von Bock 1980**

Gisela Reineking von Bock, «Verbreitung von rheinischem Steinzeug». LSAK, Bd. 4. Bonn 1980, 115–119.

***Rippmann u.a. 1987**

Dorothee Rippmann u.a., Die Barfüsserkirche, Grabungen 1975–1977. Ein Beitrag zur Archäologie und Geschichte der mittelalterlichen Stadt. SBKAM, Bd.13. Olten, Freiburg i. Bg. 1987.

***Röber 1990**

Ralph Röber, Hoch- und spätmittelalterliche Keramik aus der Klosteranlage tom Roden. Bonn 1990.

***Schneid-Horn 1991**

Irene Schneid-Horn, Vom Leben in Kloster und Spital am Waisenhausplatz in Pforzheim. Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg, Bd. 16. Stuttgart 1991.

Schneider u.a. 1982

Jürg Schneider, Daniel Gutscher, Hansueli Etter, Jürg Hanser, Der Münsterhof in Zürich. SBKAM, Bd. 10. Olten 1982.

***Schneider 1989**

Gerwulf Schneider, «Naturwissenschaftliche Kriterien und Verfahren zur Beschreibung von Keramik», Acta Praehistorica et Archaeologica 21, 1989, 7 ff.

***Schneider 1979**

Hugo Schneider, Die Burgruine Alt-Regensburg im Kanton Zürich. SBKAM, Bd. 6. Olten 1979.

***Schnitzler 1985**

Bernadette Schnitzler, La Ceramique en gres médiévale. Études Médiévales Archéologie et Histoire III, 1985, 145.

***Scholkmann 1978a**

Barbara Scholkmann, Sindelfingen/ Obere Vorstadt. Eine Siedlung des hohen und späten Mittelalters. FuB, Bd. 3. Stuttgart 1978.

***Scholkmann 1978b**

Barbara Scholkmann, «Zum Stand der Erforschung mittelalterlicher Keramik in Baden-Württemberg», ZAM 6, 1978, 149–159.

***Scholkmann 1988**

Barbara Scholkmann, «Sachgutforschung in der Archäologie des Mittelalters», Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 4–5, 1988–89, 187–207.

***Schulz 1985**

Knut Schulz, Handwerksgesellen und Lohnarbeiter. Untersuchungen zur oberrheinischen und oberdeutschen Stadtgeschichte des 14. bis 17. Jahrhunderts. Sigmaringen 1985.

***Schwarz 1962**

Dietrich W.H.Schwarz, «Sachgüter des Mittelalters und der frühen Neuzeit». Deutsche Philologie im Aufriss, Bd. 3, Wolfgang Stammer (Hrsg.). Berlin ²1962, Sp. 2025–2220.

Schwarz 1970

Dietrich W.H. Schwarz, Sachgüter und Lebensformen. Einführung in die materielle Kulturgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit. Berlin 1970.

***Schweitzer 1975**

Joël Schweitzer, «Leibersheim», Bulletin du Musée Historique de Mulhouse 83, 1975, 67 ff.

Schweitzer u.a. 1987

Joël Schweitzer u. a., «Objets de la Vie Quotidienne au Moyen-Age et a la Renaissance en Alsace». Cahiers du Groupe d'Archéologie Médiévale d'Alsace, 7, Strasbourg 1987.

***Seewaldt 1990**

Peter Seewaldt, Rheinisches Steinzeug. Bestandskatalog des Rheinischen Landesmuseums Trier. Trier 1990.

***Seiler 1879**

Gustav Adolf Seiler, Die Basler Mundart. Basel 1879.

***Simon-Muscheid 1988**

Katharina Simon-Muscheid, Basler Handwerkszünfte im Spätmittelalter. Zunftinterne Strukturen und innerstädtische Konflikte. Dissertation. Bern 1988.

***Stehlin 1907**

Karl Stehlin, «Fabrikate einer Basler Töpferwerkstätte 1397–1457», BZ 6, 1907, 160–163.

***Sommer 1991**

Ulrike Sommer, «Zur Entstehung archäologischer Fundvergesellschaftungen. Versuch einer archäologischen Taphonomie». Studien zur Siedlungsarchäologie, Bd. 1; Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie, Bd. 6. Bonn 1991, 51–174.

***Spichtig/Kamber 1991**

Norbert Spichtig, Pia Kamber, «Zur Berechnung und Interpretation von Gefässvolumina», JbSGUF 74, 1991, 226–228.

***Spies 1964**

Gerd Spies, Hafner und Hafnerhandwerk in Südwestdeutschland. Heidelberg 1964.

***Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch 1992**

Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch. Die Stadt um 1300. Ausstellungskatalog, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg und Stadt Zürich (Hrsg.). Stuttgart 1992.

***Stephan 1980**

Hans-Georg Stephan, «Überlegungen zur wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Interpretation archäologischer Fundmaterialien des späten Mittelalters und der Neuzeit». LSAK, Bd. 4. Bonn 1980, 120–131.

***Stephan 1987**

Hans-Georg Stephan, Die bemalte Irdenware der Renaissance in Mitteleuropa. München 1987.

***Tauber 1980**

Jürg Tauber, Herd und Ofen im Mittelalter. SBKAM, Bd. 7. Olten 1980.

Tauber 1985

Jürg Tauber, «Küche, Geschirr und Essmanieren im Mittelalter», AS 8.3, 1985, 197–203.

Tauber (Hrsg.) 1991

Jürg Tauber, «Aspekte zu Möglichkeiten und Grenzen einer Archäologie des Mittelalters», in: Methoden und Perspektiven der Archäologie des Mittelalters, Jürg Tauber (Hrsg.). Archäologie und Museum Heft 20. Liestal 1991, 7–30.

***Teuteberg 1988**

René Teuteberg, Basler Geschichte. Basel 2 1988.

Trier (Hrsg.) 1987

Benedix Trier (Hrsg.), Ausgrabungen in Minden. Bürgerliche Stadtkultur des Mittelalters und der Neuzeit. Münster 1987.

Van Winter 1990

Johanna Maria Van Winter, «Kochen und Essen im Mittelalter», in: Mensch und Umwelt im Mittelalter, Bernd Herrmann (Hrsg.). Frankfurt a.M. 1990, 88–100.

***Vavra 1980**

Elisabeth Vavra, «Kunstwerke als Quellenmaterial der Sachkulturforschung», in: Europäische Sachkultur des Mittelalters. Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs, Bd. 4. Wien 1980, 195–232.

***Vivre au Moyen Age 1990**

Vivre au Moyen Age. 30 Ans d'Archéologie Médiévale en Alsace. Bernadette Schnitzler (Hrsg.). Ausstellungskatalog. Strassburg 1990.

***Vogt 1948**

Emil Vogt, Der Lindenhof in Zürich. Zürich 1948.

***Vor dem grossen Brand 1992**

Vor dem grossen Brand. Landesdenkmalamt Baden-Württemberg (Hrsg.). Ausstellungskatalog. Stuttgart 1992.

***Vossen 1971**

Rüdiger Vossen, «Probleme der Keramikklassifikation: Analyse von Material und Techniken», Archäographie 2, 1971, 107–122.

***Wackernagel, Bde. 1–3**

Rudolf Wackernagel, Die Geschichte der Stadt Basel, Bde. 1–3. Basel 1907, 1911, 1916, 1924.

Wartke 1991

Ralf-B. Wartke, «Handwerk und Technologie im Alten Orient. Ver- und Bearbeitung von Ton und Stein», Antike Welt 1, 1991, 35–48.

***Weiss 1991**

Gustav Weiss, Keramik-Lexikon. Frankfurt a. M., Berlin 1991.

***Wihr 1974**

Rolf Wihr, «Zur Kenntnis keramischer Techniken. Arbeitsblätter für Restauratoren», Römisch-Germanisches Zentralmuseum, Heft 2, 1974, 37–53.

***Wyss 1973**

Robert L. Wyss, Winterthurer Keramik. Bern 1973.

***Zimmermann 1990**

Bernd Zimmermann, «Die mittelalterliche Keramik der Grabung Imbergässlein 11–15», JbAB 1990, 35–70.

Anmerkungen

- 1 Hundsichler 1989, 130.
- 2 Schwarz 1962, 2060.
- 3 Einen Überblick über sämtliche Fundstellen aus dem Kanton Basel-Stadt (Stand 1988) mit Angabe der Fundmenge und Grobdatierung sowie Erstpublikation erhält man in: Rolf d'Aujourd'hui (Hrsg.). Archäologie in Basel. Fundstellenregister und Literaturverzeichnis. Basel 1988. Für einen regionalen Überblick siehe: Mittelalterliche Keramik in Baden-Württemberg und den Schweizer Kantonen Basel-Stadt, Basel-Land und Schaffhausen. Fundstellen und Forschungsstand. Zusammenestellt von Dorothee Ade-Rademacher, Mariana Dumitrache, Uwe Gross, Bertram Jenisch, Stephan Kaltwasser, Christine Keller, Reto Marti, Christoph Matt, Jochem Pfrommer, Ralph Röber. Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Hertingen 1997.
- 4 Eine Auswahl: Berger 1963. Rippmann u.a. 1987. Tauber 1980. Helmig/Jaggi 1988. Aebi/d'Aujourd'hui/Etter 1989. Zimmermann 1992. Kamber 1995. Ein grosser Teil der regionalen Keramikbestände ist in der Reihe der Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters, hrsg. vom Schweizerischen Burgenverein, publiziert.
- 5 Berger 1963.
- 6 Furrer 1973.
- 7 Helmig 1979.
- 8 Matteotti 1994.
- 9 Lobbedey 1968.
- 10 Gross 1993. Junkes 1991. Röber 1990.
- 11 Eine Auswahl: Röber 1990. Kamber 1995. Kaltwasser 1995. Rainer Atzbach, Andreas Skutecki, Ingo Wolf, «Basel – Andreasplatz. Die mittelalterliche Keramik aus der Grabung Andreaskirche». Seminararbeit Universität Basel. (unpubl.). Stefan Kaltwasser, «Die hochmittelalterliche Keramik aus den Grabungen auf dem «Harmonie»-Gelände in Freiburg», in: Matthias Untermann, Das «Harmonie»-Gelände in Freiburg i. Bg., Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg, Bd. 18. Freiburg i. Bg. 1996.
- 12 In der Region erstmals bei Tauber 1980. Kamber 1995. Matteotti 1994, 59 (hier nur am Rande erwähnt). Siehe allg. Scholkmann 1988. Eules 1990. Felgenhauer-Schmiedt 1995.
- 13 Schweitzer 1975. Objets de la Vie Quotidienne 1987. Vivre au Moyen Age 1990.
- 14 Scholkmann 1978a. Scholkmann 1978b.
- 15 Gross 1993.
- 16 Kaltwasser 1995.
- 17 Junkes 1991.
- 18 Röber 1990.
- 19 Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg; Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg.
- 20 Im Rahmen einer oberrheinischen Arbeitsgemeinschaft zur Keramikforschung werden überregionale Forschungsergebnisse diskutiert und miteinander verknüpft. Eine erste Publikation über den Forschungsstand in der Nordwestschweiz und in Baden-Württemberg ist in Vorbereitung (Stand Januar 1996). Siehe Anm. 3.
- 21 Vivre au Moyen Age 1990. Guilhot 1992. Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch. Vor dem Grossen Brand 1992. Fundgruben 1996.
- 22 Siehe Kapitel 1.2.
- 23 Siehe Kapitel 2.2.13.
- 24 Eine Ausnahme bilden die einzelnen Münzschatzgefässe, siehe Kapitel 2.2.4.
- 25 Die Einzelangaben zur Erfassung der Funde und Befunde wurden von der Autorin zusammengestellt. Das Erstellen eines dafür geeigneten EDV-Inventarprogramms hat freundlicherweise Norbert Spichtig, Archäologische Bodenforschung-Basel, übernommen. Ohne das von Spichtig erstellte Inventarprogramm wäre die typologische und technologische Auswertung der über 3000 Fundstücke nicht möglich gewesen. Ihm sei an dieser Stelle herzlich gedankt.
- 26 Es sei hier lediglich auf das beachtliche Quellenmaterial zum Hafnerhandwerk in den Zunfturkunden der Spinnwetternzunft auf dem Staatsarchiv Basel verwiesen.
- 27 Zur Deutung und Datierung des Befundes siehe: d'Aujourd'hui 1990a, d'Aujourd'hui 1990b.
- 28 Zur Datierung: d'Aujourd'hui 1990a, d'Aujourd'hui 1992, 19/20.
- 29 d'Aujourd'hui 1990a. d'Aujourd'hui 1990b, 176, 178. d'Aujourd'hui 1992, 18 ff.
- 30 d'Aujourd'hui 1990a, 174.
- 31 d'Aujourd'hui 1990a, 176.
- 32 Zwei weitere Flächen wurden im Rahmen von Seminararbeiten bearbeitet: Eckhard Deschler-Erb, «Katalog der Funde der Fläche 8a – Leonhardsgraben 47». Seminararbeit am Historischen Seminar der Universität Basel, Prof. Werner Meyer, ohne Datum. Margit Scheiblechner, «Funde der Fläche 9 – Leonhardsgraben 47». Seminararbeit am Historischen Seminar der Universität Basel, Prof. Werner Meyer, Juni 1991. Beide unpubliziert.
- 33 Bsp.: Aebi/d'Aujourd'hui/Etter 1989. Helmig/Jaggi 1988. Kamber 1995. Rippmann u. a. 1987. Zimmermann 1992.
- 34 Ebda. und Anm. 11.
- 35 Bsp.: Burg Madeln bei Pratteln/BL, Marti/Windler 1988. Burg Bischofstein bei Sissach/BL, Müller 1980.
- 36 Wackernagel, Bd. I, 1907, 270.
- 37 Lavicka 1985, 299. Rainer Atzbach, Andreas Skutecki, Ingo Wolf, «Basel-Andreasplatz. Die mittelalterliche Keramik aus der Grabung Andreaskirche», Seminararbeit am Seminar für Ur- und Frühgeschichte, Universität Basel (unpubl.).
- 38 Siehe: Mascha Wanner-Jasinska (Hrsg.), G.A.W. Häuser – Menschen – Schicksale, Bd. 3, Basel 1988, 32. In einer Urkunde von 1296 wird eine öffentliche Badestube im Hinterhaus des «Sessels» erwähnt.

- 39 Von den Badstuben «unter den Krämern». Siehe: Mascha Wanner-Jasinska (Hrsg.), wie Anm. 38, 32 ff. Zu den Bädern siehe auch Fechter 1856, 81 ff.: «... denn hinter St. Andreas befanden sich zwei, seit 1407 drei Badstuben ...».
- 40 Lavicka 1985, 305. Zur schriftlichen Erwähnung der Trinkstube siehe: Paul Kölner, *Die Safranzunft zu Basel*, Basel 1935, 66 ff.
- 41 Lavicka 1985, 305.
- 42 Lavicka 1985, 299. Atzbach/Skutecki/Wolf, wie Anm. 11.
- 43 Flächen 2, 2a, 2c, 2d, 2e, und 12. Die Flächen 2, 2a, 2c, 2d und 2e in Sektor II umfassen ein Gelände von 84 m².
- 44 Der verantwortliche Grabungsleiter Pavel Lavicka brachte bereits aufgrund seiner Beobachtungen die Planieschicht mit dem Erdbeben und Stadtbrand von 1356 in Zusammenhang. Lavicka 1985, 305.
- 45 Marktplatz 11 (Rathaus), Sonderdruck aus: BZ 73, 1973, 222 ff.
- 46 Ebda.
- 47 Beide Sparhöfen waren ursprünglich unversehrt, einer musste jedoch – damit die Münzen untersucht werden konnten – aufgebrochen werden.
- 48 Abbildung der Münzen siehe BZ 73, 1973, 223–224.
- 49 Zur Baugeschichte des Basler Rathauses siehe: C. H. Baer (Hrsg.), *Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt*, Bd. I, Basel 1932, 339 ff.
- 50 A. Burckhardt, «Bracteatenfund von St. Johann in Basel», *Bulletin de la Société Suisse de Numismatique* 1882, 1, 105, 129.
- 51 Ebda. 106.
- 52 BZ 66, 1966, XXI: Nadelberg 8.
- 53 Erich B. Cahn, «Der Brakteatenfund vom «Schönen Haus» in Basel», *Jahresbericht des Historischen Museums Basel* 1966, 29.
- 54 An dieser Stelle sei Frau Beatrice Schärli und dem Historischen Museum Basel für das Aushändigen der Fundobjekte gedankt.
- 55 Tauber grenzt die Produktionszeit des Topfes in die Jahre 1320 bis 1340 ein: Tauber 1980, 155.
- 56 Vergleiche insbesondere die Töpfe Augustinergasse 2: Kamber 1995, Tafel 1,3; Tafel 4,26 u.a.
- 57 Zum Problem der absoluten Datierung von Münzgefässen siehe: Benedikt Zäch, in: Üetliberg, Uto-Kulm. *Berichte der Zürcher Denkmalpflege, Archäologische Monographien*, Bd. 9, Zürich 1991, 208 f.
- 58 Helmig/Jaggi 1988, 110 ff.
- 59 Helmig/Jaggi 1988, 159.
- 60 Helmig/Jaggi 1988, 192 mit Anm. Kellermauern S. 144, Abb. 20.
- 61 Helmig/Jaggi 1988, 141.
- 62 Zur baugeschichtlichen Entwicklung siehe: Daniel Reicke, «Vorbericht über die baugeschichtlichen Untersuchungen im Spalenhof – Spalenberg 12 (1986/7)», BZ 88, 1988, 301 ff. Uta Feldges/Alfred Wyss, «Zur Restaurierung des Spalenhofs in Basel», *Unsere Kunstdenkmäler* 41, 1990.12, 193 ff. Matt 1988, 54–58.
- 63 Nach mündlicher Mitteilung vom zuständigen Archäologen Christoph Matt.
- 64 Mündliche Mitteilung von Daniel Reicke, *Denkmalpflege Basel*. Die Dendrodaten der Hölzer aus dem zweiten Obergeschoss liegen zwischen 1416–1422/23.
- 65 Alfred Wyss, «Denkmalpflege in Basel 1988», *Freiwillige Basler Denkmalpflege 1984–1987*, Basel 1988, 94. Zur Datierung der Wandmalereien: Feldges, Wyss, wie Anm. 62, 193 ff. Siehe ferner: Reicke, wie Anm. 62 – leider geht aus dem Beitrag nicht hervor, weshalb sich der Autor auf das Datum von 1422 stützt.
- 66 Eine eingehende Deutung des Befundes von Fläche 5 liegt von Christoph Matt vor: Matt 1988, 55.
- 67 Siehe Grabungsdokumentation, Spalenberg 12, Tagebuch Christoph Matt, S. 13: «FK 17 663 enthält eine grosse Menge spätmittelalterlicher Funde aus dem ganzen Abbruchschutt der Häuser, die einstmals im Bereich von Fläche 5 gestanden haben». Dieser Fundkomplex lag in einer abbruchschuttreichen Schicht über mittelalterlichen Siedlungsstrukturen. Unter der Planieschicht kamen Mauerfundamente spätmittelalterlicher Terrassierungs- und Parzellenmauern zum Vorschein. Siehe dazu Matt 1988, 55–58.
- 68 5. Juli 1417, Wackernagel, Bd 2,1, 1911, 290.
- 69 Stehlin 1907, 160–163. Kölner 1931, 212.
- 70 StABS, PA 88 H2a 1906 1a.
- 71 StABS, PA 88 H2a 1906 1a. Im Mai 1906 hat Herr H. W. Bröckelmann eine Liste der zusammengenommenen Funde erstellt; er war nach Aussage seines Enkels selbst an den Funden interessiert.
- 72 Stehlin 1907, 160 ff.
- 73 Ebda. 160. StABS, PA 88 H2a 1906, 1a. Siehe dazu: Kapitel 9.5, S. 179.
- 74 Tagebuch Aeschenvorstadt 2 von Rudolf Laur-Belart 1960, 862, 13. April 1960. Bröckelmann erwähnt in seiner Fundliste die besagte Matrice: «eine grosse Ofenkachel mit Gesims und rechteckiger Strebe, 21,3 cm hoch, 25 cm breit, 12,5 cm dick». Die Jahreszahl muss nicht das Datum der Entstehung bezeichnen, sie kann auch ein Erinnerungsdatum bedeuten; die Bekrönungskachel dürfte aber in diesem Zeitraum, zumindest nicht später, hergestellt worden sein.
- 75 Das besagte Model war z. Z. der Bearbeitung im Depot des Historischen Museums leider nicht auffindbar.
- 76 Die Beschreibung des Befundes in Fläche 8 stützt sich auf die noch unpublizierte Grabungsdokumentation der Jahre 1988/89: Bäumleingasse 1–7, 1988/41. *Archäologische Bodenforschung Basel-Stadt*, zuständige Grabungstechniker: Christian Bing und Udo Schön. Erste Auswertungen der Grabung Bäumleingasse 1–7 beziehen sich lediglich auf die Funde und Befunde zum spätlatènezeitlichen Graben: Peter Jud und Udo Schön, «Untersuchungen zum spätlatènezeitlichen Graben an der Bäumleingasse (1988/41)», *JbAB* 1988, 17–24.
- 77 Grabungsdokumentation Bäumleingasse 1–7, 1988/41, G 19; Udo Schön, 12.12.88: «Der Mörtelboden in der Fortset-

zung von Fl. 8a hat dieselbe Struktur, ist jedoch an seiner Oberfläche durch Brandeinwirkung stellenweise orange verfärbt (P 34)». Siehe P 29, Udo Schön 1.4.1989. «In der Südwest-Ecke des Raumes ist der Verputz bis ca. 1 m über die OK des Mörtelbodens erhalten».

- 78** Wie in Abbildung (Profil P 34) deutlich zu erkennen ist, wurde der Keller gleichzeitig mit dem Haus errichtet.
- 79** Das Fundmaterial der Kelleraufschüttung in Fläche 8 ist auf zwei Fundkomplexe 17793 und 17794 verteilt, die sich aufgrund der Übereinstimmung des Formenspektrums und diverser Passscherben zu einer Einfüllung zusammenführen lassen. Nicht beachtet wurde für die Auswertung das Fundmaterial von Fläche 8a, FK 17803, Inv.-Nr. 1988/41.793–801, OK 263.39 UK 262.90. Das Fundmaterial umfasst 3 RS, red. gebrannt mit ausgeprägtem Karniesrand, 1 WS eines red. gebrannten Topfes mit Riefen und plastischer Wandleiste, 1 RS eines innen farblos glasierten Dreibeintopfes mit plastischer Halsleiste, 8 div. WS wohl von glasierten Dreibeintöpfen oder Henkeltöpfen, 1 innen grün glasierte und engobierte WS, 1 RS eines konischen, oxid. gebrannten Knaufdeckels und eine RS eines innen glasierten, oxid. gebrannten Lämpchens. Da das Material demjenigen der FK 17793 und 17794 entspricht, wurde es für die Auswertung nicht herangezogen.
- 80** Es wurden insgesamt 26 Fragmente von Geschirrkераmik ausgeschieden.
- 81** Zur Datierungsgrundlage siehe Kapitel 3.2, S. 36 ff.
- 82** Vgl. Vorbericht der Grabungskampagne in: BZ 84, 1984, 271–276. Grabungsdokumentation Nadelberg 37, 1979/49.
- 83** BZ 84, 1984, 273–276.
- 84** Ebda.
- 85** Zur Datierungsgrundlage siehe Kapitel 3.2, S. 36 ff.
- 86** Zu den Grabungsergebnissen vgl. Matt/Jaggi 1987.
- 87** Matt/Jaggi 1987, 288.
- 88** Matt/Jaggi 1987.
- 89** Matt/Jaggi 1987.
- 90** FK 15930.
- 91** Vgl. Matt/Jaggi, 1987, 290–295.
- 92** Matt/Jaggi 1987, 290.
- 93** Matt/Jaggi 1987, 287.
- 94** Allem Anschein nach wurde beim Umbau im 16. Jahrhundert älteres Planierungsmaterial aus dem 15. Jahrhundert umgelagert.
- 95** Zur Datierungsgrundlage siehe Kapitel 3.2, S. 36 ff.
- 96** BZ 80, 1980, 234. Leider fehlt von dieser Grabung eine ausführliche Grabungsdokumentation, so dass die Befundsituation nicht mehr rekonstruiert werden kann.
- 97** Originaldokumentation Spalenberg 40, 1979/15.
- 98** Zur Latrine und deren Fundmaterial siehe Fundgruben 1996, 6 ff.
- 99** Für die Untersuchungen sei Stefanie Jacomet, Botanisches Institut der Universität Basel, herzlichst gedankt.
- 100** Es handelte sich um ein ockerfarbenes, mineralisiertes Material.
- 101** Da der Inhaber der Liegenschaft, Jacques Bräuning, die Grube nach Freigabe der Baustelle durch Rudolf Moos-

brugger-Leu in eigener Regie bis auf den Grund ausgehoben hat, befindet sich ein Grossteil der Funde in seinem Privatbesitz. An dieser Stelle sei Herrn Jacques Bräuning für sein hilfreiches Entgegenkommen herzlichen Dank ausgesprochen. Ergänzend sei vermerkt, dass die Besitzverhältnisse zwischen der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt und Herrn Bräuning nachträglich geklärt und in einem Abkommen geregelt wurden. Die Funde gehören dem Kanton Basel-Stadt, stehen dem Finder, Jacques Bräuning jedoch lebenslänglich als Depositum zur Verfügung.

- 102** Matt/Jaggi 1987, 277 ff.
- 103** Marianne Gechter, «Wasserversorgung und Entsorgung in Köln vom Mittelalter bis zur frühen Neuzeit», Kölner Jahrbuch für Vor- und Frühgeschichte 20, 1987, 219–270. Zum Eingraben der Fäkalien siehe ebda. 248.
- 104** Gechter 1987, 248.
- 105** Zur Datierungsgrundlage siehe Kapitel 3.2, S. 36 ff.
- 106** Zum Befund: Rolf d'Aujourd'hui, «Münsterplatz 16 – Reischacherhof», BZ 78, 1978, 221–227. Helmig 1979, 317 ff.
- 107** Helmig 1979. Stephan 1987, 40, 42, Abb. 30.
- 108** Helmig 1979, 317–318. Siehe ferner: Fundgruben 1996, 6 ff.
- 109** Pia Kamber, Christine Keller, «Das Fundmaterial im Spiegel der häuslichen Sachkultur», in: Fundgruben 1996, 61, Abb. 21, 22.
- 110** Ebda. 62 f., Abb. 25.
- 111** Die restaurierten Leder- und Textilfunde gehören zu Halbschuhen, die mit kostbaren Borten – zum Teil mit Metallborten – versetzt waren, und zu Reiterstiefeln, wie sie von hohen Offizieren getragen wurden.
- 112** Zur Auswertung der Nahrungsmittelreste aus der Latrine am Münsterplatz 16 siehe: Sabine Karg, «Einmal gegessen und verdaut – zum Nachweis von Nahrungsmittelpflanzen in Latrinenablagerungen», in: Fundgruben 1996, 69 ff. Zur Auswertung der Knochenreste siehe: Jörg Schibler, Heidemarie Hüster-Plogmann, «Tierknochenfunde aus mittelalterlichen Latrinen als Informationsquelle zur Wirtschafts-, Sozial-, Kultur- und Umweltgeschichte», in: Fundgruben 1996, 77 ff.
- 113** Zur Datierung der Pfeifenköpfe und deren Herkunftsort siehe: Irmgard Peter-Müller, «Die datierten Tonpfeifen aus dem Reischacherhof», BZ 79, 1979, 333–336. Pia Kamber, Christine Keller, «Das Fundmaterial im Spiegel der häuslichen Sachkultur», in: Fundgruben 1996, 63 f. Abb. 28.
- 114** Helmig 1979, 321.
- 115** Ebda. 322.
- 116** Aufgrund der zahlreichen Pfeifenfragmente kommt sie zur Annahme, dass diese zusammen mit anderem Abfall im Anschluss an ein Einweihungsfest im Jahre 1650 durch Oberstleutnant Hans Jacob Zörnlin in die Latrine entsorgt worden sind. Vgl. Peter-Müller 1979, wie Anm. 113, 319 ff. Eine andere Hypothese bringt die Einfüllung mit einer Syphilis-Erkrankung des Jacob Zörnlin in Verbindung, und zwar deswegen, weil im Fundmaterial neben einer beachtlichen Menge an Abgabefläschchen aus Apo-

- theiken zwei mit Quecksilber angefüllte Albarelli vorhanden waren. Zu den Apothekengefässen aus der Latrine siehe Pia Kamber, Christine Keller, «Das Fundmaterial im Spiegel der häuslichen Sachkultur», in: Fundgruben 1996, 64 f.
- 117** Zu den historischen Quellen siehe Helmig 1979, 321 f.
- 118** Eine Auswahl: Burg Madeln bei Pratteln/BL, Fundmaterial bis 1356, Marti/Windler 1988. Burg Bischofstein bei Sissach/BL mit Fundmaterial bis 1356, Müller 1980. Adelssitz Arisdorf-Schöffletenboden/BL, Tauber 1980, 56 f., Furger 1977. Leibersheim, Elsass/F, Zerstörung und Abgang des Dorfes 1467 urkundlich belegt, Schweitzer 1975, zur Datierung ebda. 53. Kloster Engental, Muttentz/BL, Gründung kurz vor 1450 – Reformation und Abgang 1534, Tauber 1988, 85. Hotel Adler, Kaiseraugst/BL, Keller 1–3, 1450–1559, Zerstörung durch einen Dorfbrand, Frey 1992, zur Datierung ebda. 239.
- 119** Siehe dazu Kapitel 2.2, 1. *Leonhardsgraben* 47, S. 18.
- 120** 5. Juli 1417, Wackernagel, Bd 2.1, 1911, 290.
- 121** Zum Problem der absoluten Datierung von Münzschatzgefässen siehe Zäch 1991, wie Anm. 57.
- 122** Moosbrugger 1969. Kamber 1995.
- 123** Ein im 13. Jahrhundert aufgeschütteter Erdkeller: Helmig/Jaggi 1988, 129.
- 124** St. Johannis-Park: Aebi/d'Aujourd'hui/Etter 1989, 212.
- 125** C. A. Müller, «Die Burgen in der Umgebung von Basel und das Erdbeben von 1356», BZ 55, 1956, 25–73.
- 126** Werner Meyer, «Die Ausgrabungen auf Bischofstein im Lichte der historischen Überlieferung», in: Müller 1980, 81–87. Zum Untergang der Burg Bischofstein beim Erdbeben von 1356 siehe Müller 1980, 85, Abb. A.40–44, A.55–72.
- 127** Marti/Windler 1988, 134, Tafel 2,30–39, Tafel 3,40–46, 57–62, Tafel 5,89–93. C.A. Müller in BZ 55, 1956, 54.
- 128** Ewald/Tauber 1975, 122.
- 129** Müller 1980, 41, A. 55–60.
- 130** Meyer 1974, B 77–83.
- 131** Das gut erhaltene und in sich geschlossene Fundmaterial ist unpubliziert. Es sei an dieser Stelle der Kantonsarchäologie Baselland, insbesondere Jürg Tauber, für das Bereitstellen des Fundmaterials herzlichst gedankt. Ein kleiner Ausschnitt ist publiziert bei Tauber 1980, 85.
- 132** Siehe dazu: Hans-Rudolf Heyer, Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Landschaft, Bd. 1, Basel 1969, 368.
- 133** Die von der Autorin skizzierten Zusammenstellungen der Fundensembles basieren auf den Originalzeichnungen von Eva Weber für den Katalog.
- 134** Kamber 1995, 72: Wackel- bzw. Linsenböden.
- 135** Rainer Atzbach, Andreas Skutecki, Ingo Wolf, «Andreaskirche – Die mittelalterliche Keramik aus der Grabung Andreaskirche. Vorbericht», JbAB 1989, 59.
- 136** Augustingergasse 2, Latrinen 1–5, Kamber 1995, z.B. Tafel 1,8; Tafel 4,28; Tafel 17,153; Tafel 19,174. Elsässerstrasse 2a, Aebi/d'Aujourd'hui/Etter 1991, Abb. 24. Zimmermann 1992, 35 ff.
- 137** Bauer u.a. 1987, 176, Beispiel 5c.
- 138** Gemäss mündlicher Mitteilung von Pia Kamber.
- 139** Junkes 1991, Tafel 12,7 und 8.
- 140** Junkes 1991, 105 ff.
- 141** Marbach um 1420/30, Umzeichnung nach Lobbedey 1968, Tafel 52,1.
- 142** Dietenheim um 1420/30, Umzeichnung nach Lobbedey 1968, Tafel 52,5.
- 143** Lobbedey 1968, Tafel 56; Tafel 57,3 und 4.
- 144** Scholkmann 1978a Abb. 18.3–5.
- 145** Rippmann u.a. 1987, 267.
- 146** Kamber 1995, Tafel 7,36, Tafel 14,91, Tafel 29,227 und 228. Rippmann u.a. 1987, 217, Tafel 38,13–15.
- 147** Bereits im 12. Jahrhundert wurden vereinzelt eherne Dreibeintöpfe gegossen, die dann im 13. Jahrhundert serienmässig hergestellt worden sind. Hasse 1979, 30.
- 148** Vgl. dazu 6.4.3 *Verzierung der Oberfläche*, S. 148.
- 149** An dieser Stelle sei lediglich auf ein Exemplar aus einer Altgrabung Basel-Aeschenvorstadt 12 hingewiesen (Historisches Museum Basel, Inv.-Nr.1958.173). Der Dreibeintopf hat einen seitlichen Bandhenkel und feine Rillen als Bauchverzierung. Die typologische Datierung in das ausgehende 15. und in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts wird durch die Begleitfunde (v.a. Gläser) unterstrichen.
- 150** Vgl. dazu 6.4.3 *Verzierung der Oberfläche*, S. 148.
- 151** Meyer 1974, B 88–91, B 139–143.
- 152** Baumann/Frey 1983, 44 A.100–102.
- 153** Vgl. Baumann/Frey 1983. Die Autoren berufen sich auf Datierungsvorschläge in älteren Publikationen, die wiederum auf rein typologischen Vergleichen basieren (Meyer 1974, Tauber 1975, Ewald/Tauber 1980).
- 154** Rippmann u.a. 1987, 266, Taf. 33.
- 155** Gross 1991.
- 156** Rippmann u.a. 1987, 207, Tafel 33.
- 157** Kamber 1995, Tafel 8,37; Tafel 30,232 und 233.
- 158** Kamber 1995, Tafel 49,396.
- 159** Vgl. dazu: 6.2.1 *I.2. Graue feine Irdenware*, S. 116.
- 160** BZ 88, 1988, 167–171, Abb. S. 169.
- 161** Zur Datierung: BZ 88, 1988, 167.
- 162** Rippmann u.a. 1987, 209, Tafel 34,1. Datierung nach Rippmann vor 1250.
- 163** Umzeichnung nach: Objets de la Vie Quotidienne 1987, 1438.
- 164** Meyer 1989, 144, A. 232.
- 165** Marti/Windler 1988, Tafel 5,94.
- 166** Marti/Windler 1988, Tafel 5,94. Das Kännchen ist oxidierend hart gebrannt und aussen farblos/oliv glasiert.
- 167** Müller 1980, 42, A. 75,76. Mit der Farbangabe olivbraun ist wahrscheinlich eher eine farblos/olive Glasur umschrieben.
- 168** Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch 1992, 327. Junkes 1991, Tafel 29.
- 169** Hasse 1979, 32, Abb. 22. Meister Bertram, Die Handwaschung des Pilatus vom Passionsaltar, um 1390, Hannover, Niedersächsische Landesgalerie.
- 170** Oexle 1984, 24, Abb. 21.
- 171** Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch 1992, 336.
- 172** Heierle 1969, 48.

- 173** Brinker/Flühler-Kreis 1991, 239, Abb. 100.
- 174** Umzeichnung nach: Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch 1992, 328.
- 175** Vgl. dazu Daniel Reicke und Stefan Tramèr, «Baugeschichtliche Untersuchung «zum untern Schwert» sowie Fund einer eingemauerten Keramikflasche an der Webergasse 26», JbAB 1991, 199–209, Abb. 5.
- 176** Heierle 1969, 41–50.
- 177** Gross 1991, 107, Abb. 48,2.
- 178** Umzeichnung nach: Kühnel 1986, 213, Abb. 267.
- 179** Heierle 1969, 51–66.
- 180** Kamber 1995, Latrine 3, Tafel 13,84–90.
- 181** Junkes 1991, 126.
- 182** Bischofstein/Sissach: Müller 1980, A. 55–65. Madeln/Prateln: Marti/Windler 1988, Tafel 5,91.
- 183** Aus: Rippmann u.a. 1987, Abb. 1 = Tafel 15,7 und Abb. 2 = Tafel 20,12.
- 184** Kamber 1995, Tafel 49,400.
- 185** Marti/Windler 1988, Tafel 5,93.
- 186** Meyer 1974, 55 und 56, B 144–154.167–173.
- 187** Bei der im Katalog vermerkten braunen Glasur handelt es sich möglicherweise um eine farblose Glasur; vgl. Anm. 167.
- 188** Vgl. dazu Kapitel 7. *Funktion und Stellenwert der Gefässe*, S. 157.
- 189** Oexle 1985, 243,5.
- 190** Junkes 1991, Tafel 35,5–9.
- 191** Junkes 1991, 159. Vogt 1948, Abb. 53.24, Abb. 56.23, Abb. 57.8.12.
- 192** Junkes 1991, 151, Taf. 33,9–12.
- 193** Die Konstanzer Schälchen haben alle einen Durchmesser zwischen 8–11 cm. Vgl. Junkes 1991, 151.
- 194** Junkes deutet die Schälchen als Abgabegefässe für Gewürze, Kräuter oder vergleichbare Ingredienzen.
- 195** Stephan 1987: Marburg S. 111, Abb. 104, Konstanz S. 147, Abb. 142, Thüringen S. 160/161, Abb. 157a. und 157b.
- 196** Furrer 1973, Tafel 14,62.
- 197** Vivre au Moyen Age 1990, 419, 2.70. Zur Datierung siehe 151 ff.
- 198** Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch 1992, 105, Abb. 135.
- 199** Junkes 1991, 158 Tafel 35,1–3. Junkes bezeichnet die Platten als Schalen.
- 200** Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch 1992, 312. Holzteller aus dem 13./14. Jahrhundert.
- 201** Gross/Prohaska 1986, 272.
- 202** So auch in grosser Zahl in den Latrinen des Augustinerklosters: Kamber 1995, Tafel 9,38–40; Tafel 12,65; Tafel 31,234–235; Tafel 36,287–290.
- 203** Furger 1977, 359, Abb. 19. Auch dieses Beispiel ist aussen farblos – «grünbraun» – glasiert und oxidierend gebrannt. Ferner stimmt die Gesamthöhe des «Eimerchens mit Bügelhenkel» mit unserem Beispiel überein.
- 204** Kruse 1990, A 48. b und c, 159, K 9; 160, K 10; 176, K 10.
- 205** Bookmann 1986, 81, 124.
- 206** «Der Welsche Gast» (fol 16r. cpg. 389).
- 207** Schneid-Horn 1991, 29.
- 208** Bookmann 1986, 117, Abb. 182.
- 209** Die Tafel zeigt Haus und Werkstatt eines Zimmermanns, spiegelt jedoch nicht die Innenausstattung einer Handwerkerstube wider, zumal die Hl. Maria in einem Raum dargestellt ist, dessen Interieur – Butzenscheiben, ein kostbares Handwaschgefäss, Bücher! und anderes mehr – auf reiche und gebildete Bewohner verweist.
- 210** Bookmann 1986, 137, Abb. 214.
- 211** Vor dem grossen Brand 1992, 127, Abb. 178.
- 212** Ebda.
- 213** Zu Miniaturgefässen aus Freiburg und Konstanz aus dem 13./14. Jahrhundert siehe Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch 1992, 392–395.
- 214** Kovacsovics 1991, 255, 239–241.
- 215** Junkes 1991, 154.
- 216** Seewaldt 1990, 21.
- 217** Seewaldt 1990, 40, Abb. 85.
- 218** Diese Aussage basiert auf der Sichtung von Fundmaterial aus Strassburg (Istra) und Mühlhausen (Königsburg) und den mündlichen Mitteilungen unserer Kollegen und Kolleginnen aus dem Elsass.
- 219** Vivre au Moyen-Age 1990, 374. 2.
- 220** Vivre au Moyen-Age 1990, 387 Abb. 1.171.
- 221** Schnitzler 1985, 145.
- 222** FK 16901, Inv.-Nr. 1987/6.8 und 1987/6.9.
- 223** Corpus della Maiolica Italiana I. Gaetano Ballardini, Le Maioliche datate fino al 1530, Milano 1938, Abb. 208–211. Claude Fréganc, Europäische Fayencen, Stuttgart 1976, 106, Abb. 123 und 146, um 1580. Salzburger Museum, Carolino Augusteum 35/36, 1989/90, 306 Nr. 333.
- 224** Claude Fréganc, Europäische Fayencen, Stuttgart 1976, 108. Die Schale wird der Werkstatt von Don Pino zugeschrieben.
- 225** Vor dem grossen Brand 1992, 135, Abb. 192.
- 226** Metz-Mangold 1990.
- 227** Metz-Mangold 1990, 11.
- 228** Beispiele für Pilgerflaschen aus Holz: Vivre au Moyen Age 1990, 369, 1.114, datiert in das 14. Jahrhundert. Pilgerflasche aus Metall: Hasse 1981, 45, Abb. 33: zinnerne Flasche aus dem Rheinland, 14./15. Jh.
- 229** Zu den Basler Beschreibbüchlein siehe 7.2.2 *Die Basler Beschreibbüchlein*, S. 158.
- 230** Heierle 1969, 44 f.
- 231** Heierle 1969, 19–22.
- 232** Hampe 1899, 39.
- 233** Heierle 1969. Dixel 1941, 8 ff.
- 234** Geering 1886, 282.
- 235** Dies äussert sich auch in den Kochbüchern, die sich bereits im 15. Jahrhundert nicht mehr ausschliesslich an eine elitäre Oberschicht, sondern bereits an eine breitere Bürgerschicht wendeten.
- 236** Dirlmeier 1978, 319. Basler Chroniken 20.
- 237** Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch 1992, 313. Marti/Windler 1988, Tafel 10,154: Zinnteller, 1.H. 14. Jh.
- 238** Meiners 1987.
- 239** Vgl. dazu Hartinger 1987, 23–38.

- 240** Hartinger 1987, 25.
- 241** Hartinger 1987, 26.
- 242** Vgl. dazu Rippmann u.a. 1987, 266 ff.
- 243** Dirlmeier 1978, 312.
- 244** Vgl. dazu Meiners 1987, 284.
- 245** Kamber 1995, 63 ff.
- 246** Kölner 1931; Garzoni 1626; Brongniart 1844; Duhamel du Monceau 1773.
- 247** Zur Technologie der Keramik siehe u.a. Geiger 1947; Hamer 1990; Hofmann 1982; Leach 1983; Weiss 1991; Wihr 1974.
- 248** Wihr 1974, 37.
- 249** Wihr 1974, 37.
- 250** Vgl. dazu Werner Endres, Neuere Methoden archäometrischer Keramikuntersuchungen – eine kurze Übersicht, *Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde* 24, 1982, 283–279. Bauer u.a. 1987, 106 und Anm. 3.
- 251** Kölner 1931, 227–228.
- 252** Ebda.
- 253** Eules 1991, 91. STA Freiburg Regesten A VIe Bauzunft, Hafnerordnung (1699): «Welcher khünftighin dem anderen sein Erden hinweg gefiehart oder fiehret lasset, daß der Selbige zuer straf verfallen sein solle zehen Schilling.»
- 254** Wihr 1974, 37.
- 255** Garzoni 1626.
- 256** Garzoni 1626, 365.
- 257** Wihr 1974, 39.
- 258** Zum Brennvorgang auch Hamer 1990, 51: Brennen.
- 259** Hofmann 1982, 115 und 150.
- 260** Wihr 1974, 39.
- 261** Wihr 1974, 38.
- 262** Hofmann 1982, 115.
- 263** Kölner 1931, 213.
- 264** Lötscher (Hrsg.) 1987.
- 265** Eules 1991, 104. StABS ZZ 1, Nr. 21 (30. 4. 1710).
- 266** Eules 1991, 104. StABS ZZ 1, Nr. 22 (30. 4. 1710).
- 267** Eine Auswahl: Röber 1990. Kamber 1995. Kaltwasser 1995. Regina Feldhaus-Stephan, Untersuchungen zum Wandel von Gebrauchsgeschirr ..., Ausgrabungen und Funde in Westfalen-Lippe, Bd. 9/B, Westfalen-Lippe 1995, 221 ff.
- 268** Ausgabe 1990.
- 269** In jedem Farbfachhandel erhältlich.
- 270** Weich = 1–2; hart = 2–4; sehr hart = 5–6; steinzeugartig hart = 7.
- 271** So etwa Bauer u. a. 1987, 96.
- 272** Die technologischen Kriterien wurden grosszügig beurteilt, um nicht zu viele Untergruppen bei Warenarten zu definieren. Bei jeder Warenartbestimmung, die u.a. durch die Härte und Scherbenfarbe definiert wird, darf man nicht vergessen, dass diese – gerade bei Bodenfunden – oft sekundär beeinträchtigt worden sind.
- 273** Wihr 1974, 40.
- 274** Spies 1964, 95.
- 275** Mündliche Mitteilung der Töpferin Ursula Frey, Basel.
- 276** Mez-Mangold 1990, 13.
- 277** Majolika und Fayence unterscheiden sich nicht hinsichtlich der Warenart, sondern lediglich aufgrund des Produktionszentrums: Mallorca (Majolika) und Faenza (Fayence).
- 278** Mez-Mangold 1990, 14.
- 279** Mez-Mangold 1990, 15.
- 280** Mez-Mangold 1990, 16.
- 281** Rudolf Schnyder, Winterthurer Keramik, Zürich 1990.
- 282** Erich Steingräber, «Kunsthandwerk», in: Spätmittelalter und beginnende Neuzeit, 317. Propyläen Kunstgeschichte, Bd. 7. Bern 1972.
- 283** Hamer 1990, 4261.
- 284** In den Freiburger Hafnerordnungen gibt es einen Eintrag, der darauf hinweist, dass einige Töpfer im ausgehenden 17. Jahrhundert die normale Irdenware als Fayenceprodukte verkaufen wollten: «furend wÿß beschutt häfen harin und sint doch nit von wÿssem ertrich, sunder von rotem grund». Eules 1991, 92. STA Freiburg Regesten A VIe Bauzunft, Hafnerordnung (1699). Diese neuartige Warenart schien in unseren Regionen besonders wertvoll gewesen zu sein, sonst hätte man nicht versucht, Fälschungen auf dem Markt feil zu bieten.
- 285** Reineking von Bock 1980.
- 286** Siehe Kapitel 9.2 *Die spinnwetternzüftigen Hafner*.
- 287** Hamer 1990, 150. Glasur. Weiss 1991, 132.
- 288** Wihr 1974, 44.
- 289** Hamer 1990, 42: Bleiglätte.
- 290** Vgl. dazu Eules 1991, 283.
- 291** Kaltwasser 1991, 41 f.
- 292** Eules 1991, 93. Emil Läufer, Geschichte des Zollwesens der Stadt Breisach bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts. Diss. Freiburg 1913.
- 293** Wackernagel 1924, Bd. 3, 1924, 286.
- 294** Zum Bezug der Bleiglätte aus den Todtnauer Gruben siehe: Dorothee Rippmann, «Frauen in Wirtschaft und Alltag des Spätmittelalters», in: Heide Wunder (Hrsg.), Eine Stadt der Frauen, Studien und Quellen zur Geschichte der Baslerinnen im späten Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit, 108 ff: Hafnerinnen und Hafner in der Stadt. Basel und Frankfurt a.M. 1995.
- 295** Fritz Glauser, Das Luzerner Kaufhaus im Spätmittelalter. Luzern 1973, 27.
- 296** Hamer 1990, 43.
- 297** Zur Frage der toxischen Wirkung bleiglasierter Irdenware am Bsp. von Zürich siehe Schneider u. a. 1982, 168.
- 298** Die Aufnahme von Bleidämpfen durch die Atemwege und die Haut sowie durch Magen- und Darmtrakt verursachte die sogenannte Hafnerkrankheit, deren Symptome Darmkoliken, Lähmungen und Störungen des Nervensystems waren. Hamer 1990, 45: Bleivergiftung.
- 299** Zum Aufkommen bleifreier Glasuren siehe Hamer 1990, 43.
- 300** Gebauer 1983, 132: Glasuren und ihre Merkmale.
- 301** 3% – 6% Kupfer in Form von Kupferspänen färben die Glasur grün. Bei einem zu hohen Anteil wird die Glasur schwarz. Hamer 1990, 243.

- 302** Hamer 1990, 95.
- 303** Hamer 1990, 95.
- 304** Kaltwasser 1991.
- 305** Kaltwasser 1991, 35, Abb. 1–4. Kaltwasser 1995, Farbtafeln 2,5 und 3,10.
- 306** Siehe dazu Kaltwasser 1991, 40.
- 307** Beispiele für marmorierte und geflammte Glasuren bei Matteotti 1994, 84 Farbtaf. 1 und 85 Farbtaf. 2.
- 308** Konrad Spindler und Harald Stadler, *Das Alte Hafnerhandwerk im Lande Tirol*. Innsbruck 1990. Beispiele aus einem Rezeptbuch der Hafnerfamilie Steger ebda. 57.
- 309** Wurstisen, Münsterbeschreibung, Beiträge XII, 471 f in: Kölner 1931, 224 ff.
- 310** Kölner 1931, 224.
- 311** Kölner 1931, 225.
- 312** Kölner 1931, 225.
- 313** Otta Kerscher, *Gott segne das ehrbare Handwerk. Aus dem Leben alter Handwerker*. Grafenau 1987, 75.
- 314** Z.B. grün, gelb und weiss glasierte Reliefkacheln aus dem Hattsätterhof, vgl. Brigitte Meles, *Die Kachelfragmente aus dem Hattstätterhof*, BZ 84, 1983, 365 Abb. 54.
- 315** Garzoni 1626, 365.
- 316** Ebda.
- 317** Für die Untersuchungen danke ich dem Leiter des Instituts, Willem B. Stern, seinem Assistenten Andreas Burkhardt und Noëlle Gmür-Brianza bestens.
- 318** Willem B. Stern, «Die Analyse der Zirkusbecher» bei: Beat Rütli, Ludwig Berger, Sylvia Fünfschilling, Willem B. Stern, Norbert Spichtig, «Die Zirkusbecher der Schweiz. Eine Bestandsaufnahme», Jahresbericht 1987 der Gesellschaft Pro Vindonissa, Brugg, Vindonissa Museum 1988, 65–84.
- 319** Die im folgenden Text zitierten Passagen stammen aus dem Bericht von Andreas Burkhardt, Geochemisches Laboratorium, Mineralogisch-Petrographisches Institut der Universität Basel, 10. Mai 1992.
- 320** Hamer 1990, 10: Aluminiumoxid.
- 321** Siehe Hamer 1990, 10: Aluminiumoxid.
- 322** Siehe Hamer 1990, 399: Zinkoxid.
- 323** Siehe Hamer 1990, 71: Calciumoxid.
- 324** Siehe Hamer 1990, 71: Calciumoxid.
- 325** Siehe Hamer 1990, 71: Calciumoxid.
- 326** Zur glasierten Irdenware des frühen Mittelalters siehe Uwe Lobbedey, «Glasierte Keramik des frühen Mittelalters am Oberrhein», *Bonner Jahrbuch* 164, 1964, 130–132. Spies 1964, 14. In Holland kann die Glasur bereits auf Gefässkeramik des 12. Jahrhunderts nachgewiesen werden. So nimmt Spies an, dass die Glasur über den Handelsweg via Rhein in unsere Region gelangt ist.
- 327** *Annales Colmariensis Maiores A* (MGH SS XVII) ed. Pertz, 210, zum 23. Dezember 1283. Wilhelm Wattenbach, *Annalen und Chronik von Kolmar*, nach der Ausgabe der *Mommenta Germaniae*. Leipzig³1940, 62.
- 328** Ilg 1873.
- 329** Ilg 1873, 131.
- 330** Rippmann u.a. 1987, 268, Taf. 35,23 ; BZ 79, 1979, 306 ff.
- 331** Rippmann u.a. 1987, Taf. 12,10.
- 332** Wie es Dixel formuliert hat: «aus dem Volk unmittelbar herausgewachsen, vom Volke für das Volk geschaffen». Siehe Dixel 1973, 11.
- 333** Auf die handgeformte Ware soll hier nicht eingegangen werden, da es sich um eine Technik handelt, die vor unserem untersuchten Zeitraum angewendet worden ist.
- 334** Zur Entwicklung der Töpferscheiben und Drehtechniken siehe: Rieth 1960; Wartke 1991.
- 335** Scholkmann 1978a, 61.
- 336** Garzoni 1626, 356.
- 337** Ebda.
- 338** Wihr 1974, 38.
- 339** Ein Dreibeintopf aus Eisen hatte ein Durchschnittsgewicht von fünf bis sieben Kilogramm und zählte daher im Mittelalter zu den Luxuswaren: Hasse 1979, 27.
- 340** Marti/Windler 1988, Tafel 10,153.
- 341** Scholkmann 1978a, 61.
- 342** Theodorskirchplatz A S I Fl. 35b. 1984/33.668.
- 343** Burhenne u. a. 1991, 92 ff.
- 344** Burhenne u. a. 1991, 98.
- 345** Kamber 1995, Latrine 3, Tafel 29,227.
- 346** Hans Drescher, *Mittelalterliche Dreibeintöpfe aus Bronze. Neue Ausgrabungen und Forschungen in Niedersachsen*, Bd. 4, Hildesheim 1969, 301, Abb. 8.
- 347** Ebda. 299.
- 348** Ebda. Abb. 6.
- 349** Stephan 1987.
- 350** Burhenne u. a. 1991, 65. Allerdings führt sie keine Bsp. auf.
- 351** Burhenne u. a. 1991, 102.
- 352** Burhenne u. a. 1991, 102 ff., Abb. 18, 21, 23.
- 353** Burhenne u. a. 1991, 128, Abb. 60. Beachte insbesondere die Füllornamente auf der Doppelhenkelschüssel, die in das Jahr 1606 datiert wird.
- 354** Egg/Pfaundler/Pizzini 1976, 142.
- 355** Egg/Pfaundler/Pizzini 1976, 144.
- 356** Piccolpasso 1934.
- 357** Eine Auswahl von dem, was in den Boden gelangt ist, was überdauert hat und was ausgegraben und aufbewahrt worden ist. Siehe dazu Hunsbichler 1991, 90. Sommer 1991, 54 ff. Scholkmann 1988, 189.
- 358** Keller 1994.
- 359** Hunsbichler 1991, 87.
- 360** Insbesondere vom Spalenberg 40, Nadelberg 20 und 37, Petersgraben 47–55 und Münsterplatz 16.
- 361** Heierle 1969, 4–5.
- 362** *Gedichte vom Hausrat aus dem XV. und XVI. Jahrhundert*. Faksimiledruck. 1899. Hans Folz, *Der Meistersinger von Nürnberg*, «Von allem Hausrath», 1480. Hans Sachs, «der gantz hawsrat», um 1500. Emil Major (Hrsg.). «Der Hausradt», Ein Basler Gedicht vom Jahre 1569, Strassburg 1912.
- 363** Ebda. 373.
- 364** Major 1912, 5 ff.
- 365** Boockmann 1990, 195.
- 366** StABS, Signatur K 1 ff.
- 367** 1414: Heierle 1969, 4.

- 368** Paul Heierle, Die Gefässbeschreibungen in den Basler Beschreibbüchlein. Dissertation, Basel 1969. Eine ältere Bearbeitung der Basler Beschreibbüchlein liegt von Emil Major vor: Emil Major, «Der Basler Hausrat im Zeitalter der Spätgotik», Basler Jahrbuch 1911, 241–315.
- 369** Holz hält sich lediglich in einem feuchten Bodenklima, z.B. in Latrinen. Aus Basler Latrinen fehlen dennoch Gefässe und Objekte aus Holz weitgehend, während in den Latrinen des Freiburger Eremitenklosters ganze Holzschalen geborgen wurden; vgl. Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch 1992, 102.
- 370** Als Beispiel sei auf einen bronzenen Dreibeintopf und einen Zinnteller im Fundmaterial der Burg Madeln verwiesen: Marti/Windler 1988, Tafel 10,153 und 154.
- 371** Einschmelzen von Metall zur Wiederverwendung – nicht wie heute aus ökologischen Gründen.
- 372** «Daz Buoch von guoter spise», um 1340/50 (Hrsg: Anton Kupfer) nach der Würzburg-Münchener Pergamenthandschrift von Michael de Leone, 14. Jh., Darmstadt 1964.
- 373** «Kuchenmaisterey», Nürnberg 1485, Faksimile Stuttgart 1964 (mit einer Einleitung von Hans Wegener).
- 374** Benker 1989, 271.
- 375** Benker 1989, 272.
- 376** Vgl. dazu Benker 1980.
- 377** Arndt 1977. Siehe zum Kochbuch der Anna Wecker: Ruge-Schatz 1987, 224.
- 378** Ihr Geburtsdatum ist nicht bekannt, doch wird angenommen, dass sie in den 30er- oder 40er- Jahren geboren wurde, da sie 1596 von ihrem hohen Alter berichtet.
- 379** Arndt 1977, 45.
- 380** Arndt 1977, 20.
- 381** Arndt 1977, 95.
- 382** Arndt 1977, 219.
- 383** Erdmann 1989, 320.
- 384** Vavra 1980.
- 385** Vavra 1980, 201.
- 386** Vgl. dazu Felgenhauer-Schmiedt 1993, 99 ff.
- 387** Zur Problematik von kopierten Hausratsgegenständen auf Tafelbildern siehe Vavra 1980, Abb. 32–39. Siehe auch Appelt 1980, 11.
- 388** Siehe dazu auch Kühnel 1980, 87: «... dass Hausrat, Mobilier, Geräte Pflanzen und Tiere ... als Zeichen, als Symbole verstanden werden wollen». Ebda. 93/94. Ein Messingbecken in einem Marienbild deutet auf ihre jungfräuliche Reinheit hin. Auch ein Glasgefäss gilt als Metapher für die Jungfräulichkeit Mariens. Siehe dazu auch Hundsichler 1989, 144.
- 389** Vavra 1980, 217.
- 390** Kühnel 1980, 97.
- 391** Siehe dazu Kühnel 1980, 91.
- 392** Leopold Schmidt, «Sankt Joseph kocht ein müselein». Zur Kindbreiszene in der Weihnachtskunst des Mittelalters, in: Europäische Sachkultur des Mittelalters, 143–166, Wien 1980. Bsp.: Meister des Altars vom Schloss Tirol, Anbetung der Heiligen Drei Könige, 1370–1372, Innsbruck, Landesmuseum Ferdinandeum. Steirischer Meister, Geburt Christi, 1460–1470. Lamprecht, Stiftungsgalerie.
- 393** Benker 1989, 263.
- 394** Benker 1989, 267.
- 395** Zur Diskrepanz Bodenfund-Bildquelle siehe: Felgenhauer-Schmiedt 1993, 100 f.
- 396** Dirlmeier 1990², 167.
- 397** Heierle 1969. Messing = moschin, Kupfer = erin, Eisen = isen.
- 398** Dreibeintopf aus Bronze und ein Zinnteller im Fundmaterial aus Madeln; Marti/Windler 1988, Tafel 10,153 und 154.
- 399** Felgenhauer-Schmiedt 1993, 100.
- 400** Heierle 1969, 131. Kluge 1960, 251.
- 401** «j stul und sust allerhand geschirr und blunder», Heierle 1969, 1d,19 (1458), Heierle 1969, 131.
- 402** «item j schüsselkorb und allerley höltzin gschir», Heierle 1969, 131, 132: 8,9 (1532). «... etlich holtzj unnd irde geschier», Heierle 1969, 131, 132: 6,123 (1518). «item ime trog ist zini geschirre und ander husrate», Heierle 1969, 131, 132: 1a,37 (1409). «unden im hus item j kistenn und darinn allerley irdin schir ...», Heierle 1969, 131, 132: 8,109 (1533).
- 403** Heierle 1969, 132: 19,244 (1665).
- 404** Heierle 1969, 132: 19,269 (1666).
- 405** Heierle 1969, 131: «sylbergeschir: item j ladenn, dorinn item iiij gross sylberin schalen, item ij klein sylberin schalen, item j sylberin vergülten (vergoldet) kopff...» 10,109v (1547) und 1a,51 (1410).
- 406** Wie Anm. 404.
- 407** Heierle 1969, 133: «j trog, ij weschbotken und sust wasser geschier (im hindern gaden)» 1c,73 (1431).
- 408** Heierle 1969, 133: 16,214v (1600).
- 409** Arndt 1977, 15.
- 410** Arndt 1977, 18.
- 411** Arndt 1977, 15.
- 412** Arndt 1977, 168.
- 413** Arndt 1977, 148.
- 414** Vgl. dazu Löbert 1980.
- 415** Maria Sophia Schellhammer, Die wohl-unterwiesene Köchin ..., Braunschweig 1699.
- 416** Schellhammer 1699, 22.
- 417** Platina Cremonensis, Von der eerlichen zimlichen auch erlaubten Wolust des Leibs. Augsburg 1542. Aus: Bitsch 1987, 182.
- 418** Schachttafeln der Gesundheit, verdeutscht von Michael Hero, Strassburg 1533.
- 419** Tafel der Hl. Katharina und des Hl. Laurenzius, Colmar, Unterlinden-Museum, Inv.88 R.P. 664.
- 420** Johannes Graf Waldburg-Wolfegg, Das mittelalterliche Hausbuch. Betrachtungen vor einer Bilderhandschrift. München 1957, Abb. 30–31.
- 421** Besten Dank an Joël Schweitzer, Mulhouse, für die Sichtung des elsässischen Fundmaterials.
- 422** Heierle 1969, 150.

- 423** Benker 1980, 279. Die Erwähnung der Kachel findet man bereits in der ersten deutschen Rezeptsammlung «Das Buch von guter Speise» von 1350.
- 424** Heierle 1969, 126.
- 425** Arndt 1977, 29.
- 426** Wie auch die Henkeltöpfe aus der Kornmarktgrabung Heidelberg belegen; vgl. Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch 1992, 104–105, Abb. 133 und 134.
- 427** Balthasar Staindl von Dillingen, Ein sehr künstlich und nutzlich Kochbuch, Augsburg 1582. Benker 1987, 171 führt als Erscheinungsjahr 1575 auf.
- 428** Arndt 1977, 126.
- 429** Schachttaffeln der Gesundheit ..., verteutscht durch Mich(ael) Hero. Strassburg 1533.
- 430** Heierle 1969, 166.
- 431** Arndt 1977, 20.
- 432** Heierle 1969, 172: 18,8v.
- 433** Arndt 1977, 5.
- 434** Arndt 1977, 20.
- 435** Mit dem Aufkommen der Herdplatten wurden die Beine überflüssig, doch die Grundform: flach, rund, mit Griff-tülle, entspricht unseren Caquelons.
- 436** Heierle 1969, 172: 18,8v. Arndt 1977, 152.
- 437** Seiler 1879, 23. Grimm I, 1120.
- 438** Siehe zur Funktion der Pfannen auch Benker 1987, 46.
- 439** Arndt 1977, 20.
- 440** Vor dem grossen Brand 1992, 105, Abb. 135. Hier wird eine rechteckige Platte mit Tüllengriff als Fettfänger bezeichnet, vgl. Abb. 136, Küchenszene, Ende 16. Jh. Unter den Bratspiess hält die Köchin einen längsrechteckigen Fett-fänger – hier allerdings aus Metall.
- 441** Heierle 1969, 131: 9,256v (1545).
- 442** Felix Platter-Tagebuch (Lebensbeschreibung) 1536–1567, 484–513. Im Auftrag der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel, Hrsg. Valentin Lötscher. Basler Chroniken, Bd.10, Basel und Stuttgart 1976. Morel 1985, 208 ff.
- 443** Arndt 1977, 71.
- 444** «xj zinnin blatten, x sosschusslen, item xx zinnin es-schusslen» 1b,195 (1412). Heierle 1969, 93. Auf Madeln ist eine Zinnschüssel gefunden worden, die vor 1356 datiert, Marti/Windler 1988, Tafel 10,154.
- 445** In einer Aufzeichnung von 1411 werden 29 grosse und kleine Holzschüsseln, die oft rot bemalt waren, aufgelistet. Heierle 1969, 91: 1a,77. und 1a,29 (1411).
- 446** Heierle 1969, 91: 1b,176 (1414).
- 447** Heierle 1969, 94 f. Diese Spezialschüsseln waren vorwie-gend aus Zinn.
- 448** «... item by einem halben hundert kinden schüsselein» Heierle 1969, 97: 13,93 (1574).
- 449** Arndt 1977, 97.
- 450** Heierle 1969, 101.
- 451** Stephan 1980, 121.
- 452** Arndt 1977, 15: «ij zini schusslen darinne man essen treit».
- 453** Arndt 1977, 13.
- 454** Arndt 1977, 189.
- 455** Arndt 1977, 131.
- 456** Heierle 1969, 93.
- 457** «schusselen mit allerley dings» 1b,153 (1413). «1 kupfere schüsseln, darin allerhandt alt zinn und bley» 19,245 (1665). Heierle 1969, 132.
- 458** «j schusselkorb vo schusselen» 1a,2 (1407). «j kar mit schusslen» 1a,4 (1408). «j sack mit schusslen» 1a,79 (1409). «ij korb mit hultzinen schusselen und zwen seck mit hultzinen schusselen» 1b,161. Heierle 1969, 92.
- 459** Beschreibbüchlein Heierle 1969, 116: 1a,51 (1410).
- 460** Heierle 1969, 119: 13,223 (1577).
- 461** Heierle 1969, 103.
- 462** Heierle 1969, 118 ff.
- 463** Heierle 1969, 115.
- 464** Heierle 1969, 115: 1b,121 (1412).
- 465** Heierle 1969, 115: 18,39v (1635).
- 466** Arndt 1977, 100.
- 467** Arndt 1977, 157/8.
- 468** Arndt 1977, 213/14.
- 469** Heierle 1969, 117 und 118.
- 470** Heierle 1969, 18.
- 471** Heierle 1969, 18.
- 472** Heierle 1969, 30.
- 473** Heierle 1969, 127: 16,191v (1600).
- 474** Heierle 1969, 167.
- 475** Arndt 1977, 142.
- 476** Heierle 1969, 93.
- 477** Das Giessfasskänsterlein taucht in den Beschreib-büchlein zu Beginn des 15. Jahrhunderts auf und befand sich stets in der Stube: «j giessfas, item j giessfas kennster-lij (in der stubenn), 1533». Heierle 1969, 272.
- 478** Heierle 1969, 272.
- 479** Heierle 1969, 270.
- 480** Gross 1985, 255 ff.
- 481** Dirlmeier 1985, 27.
- 482** Günter P. Fehring, «Beiträge der Archäologie zur Erfor-schung topographischer, wirtschaftlicher und sozialer Strukturen der Hansestadt Lübeck», in: Menschen, Dinge und Umwelt in der Geschichte, Ulf Dirlmeier und Ger-hard Fouquet (Hrsg.). St. Katharinen 1989, 61.
- 483** In einem feuchten Bodenklima – so etwa in den Latrinen – halten sich organische Materialien über Jahrhunderte, während sie in einem trockenen Boden zerfallen.
- 484** Dirlmeier 1985, 30. Die Basler Krämer rühmten sich, auf allen Märkten der Welt nur die besten Gewürze zu Höchstpreisen einzukaufen; siehe dazu Wackernagel, Bd. 22, 1916, 909.
- 485** Dirlmeier 1985, 27.
- 486** Wackernagel Bd. 2.2, 1916, 925. Bulst 1988.
- 487** Bulst 1988, 33.
- 488** Dirlmeier 1985, 30.
- 489** Das Händewaschen vor dem Mahl gehörte zu den schichtspezifischen Gepflogenheiten. Felgenhauer-Schmiedt 1993, 137.

- 490 Reineking von Bock 1980, 115–119.
- 491 «In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts führen politische Umwälzungen zu einer bewegten Zeit in der Region Basel. In Basel werden kleine Machtkämpfe der Habsburger und der Wittelsbacher, des Papstes und des Gegenpapstes, des Bischofs und des Gegenbischofs ausgetragen und führen nicht zuletzt dazu, dass der Einzelne in diesen Zeiten der Unruhe und Bürgerkriege sein Vermögen sichert»: Erich B. Cahn, «Der Brakteatenfund vom «Schönen Haus» in Basel, Jahresbericht des Historischen Museums», 1966, 36.
- 492 So etwa im Fundmaterial Nadelberg 20, Tafel 87,1–4; Spalenberg 40, Tafel 97,4–5 und Münsterplatz 16, Tafel 124.
- 493 Pavel Lavicka, «Mittelalterliche Steinbauten am Andreasplatz», BZ 84, 1985, 305.
- 494 Irmgard Peter-Müller, «Die datierten Tonpfeifen aus dem Reischacherhof», BZ 79, 1979, 333–336.
- 495 Wie Anm. 494, S. 334.
- 496 Die bislang umfangreichste Publikation zum Basler Hafnerhandwerk stammt von Paul Kölner; siehe Kölner 1931. Neue Quellen sind berücksichtigt in: Daniel Grütter und Christine Keller: «Das Basler Hafnerhandwerk vom Spätmittelalter bis zur Industrialisierung», Kunst + Architektur in der Schweiz, 50. Jahrgang 1999, Heft 2, 6–14.
- 497 Für die Heiligkreuzkapelle in Basel wurde von einem Basler Hafner eine Kreuzigungsgruppe aus Ton geformt. Kölner 1931, 213.
- 498 Minne 1977, 339.
- 499 Teuteberg 1988, 120.
- 500 Teuteberg 1988, 119.
- 501 Überblick über die in den Zünften vereinigten Handwerker bei Teuteberg 1988, 121.
- 502 Kölner 1931, 1.
- 503 Kölner 1931, 43.
- 504 Der Spichwarter war ein Aufseher über einen Speicher, speziell einen Kornboden. Zur Abwandlung und Etymologie des Namens *Spinnwettern* siehe Kölner 1931, 82.
- 505 Eine wichtige Vorlage für die Ikonographie reliefierter Blattkacheln waren bekanntlich auch die zeitgleichen Druckgraphiken.
- 506 Gustav Adolf Wanner, Zunftkraft und Zunftstolz, Basel 1976, 15.
- 507 Schulz 1985, 306. StABS Handel und Gewerbe ZZ 1, Nr. 7a.
- 508 Kölner 1931, 20.
- 509 Kölner 1931, 20.
- 510 Schulz 1985, 306. Kölner 1931, 214/215. 1 Elle = 54 cm.
- 511 Kölner 1931, 13.
- 512 Simon-Muscheid 1988, 241.
- 513 Dorothee Rippmann, «Frauenwerk» und Männerarbeit», BZ 95, 1995, 12.
- 514 Ebda.
- 515 Simon-Muscheid 1988, 241.
- 516 Simon-Muscheid 1988, 414, Anm. 105 (Steuer B 6).
- 517 Simon-Muscheid 1988, 145.
- 518 Simon-Muscheid 1988, 240.
- 519 Kölner 1931, 214 ff.
- 520 Sybille Gebhardt-Vlachos, «Kandern als Töpferstadt», Das Markgräflerland, Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur, Jg. NF 5 (6), Heft 3/4, 1974, 137–220, 175.
- 521 Vgl. dazu Kölner 1931, 214. Eine weitere Bedingung war eine dreijährige Wanderschaft.
- 522 Reinald Ennen, Zünfte und Wettbewerb, Köln 1971, 5 f.
- 523 Ennen 1971, 90.
- 524 Ennen 1971, 43 ff.
- 525 Schulz 1985, 9. Zum Oberrheinischen Hafnerbund siehe ebda. 82–83.
- 526 Vgl. dazu Schulz 1985, 157/158.
- 527 Susanne Eules, «der hafner gesellen lobliche bruderschaft». Organisation der Hafnerbruderschaft und Erzeugnisse der Hafner des 15. bis 18. Jahrhunderts im Elsass, Sundgau und Breisgau. Dissertation Freiburg i. Bg. 1990.
- 528 StABS ZZ 1, Nr. 4 (1435).
- 529 Kölner 1931, 213.
- 530 Kölner 1931, 214.
- 531 StABS ZZ 1, Nr. 4.
- 532 Kölner 1931, 214.
- 533 Wackernagel, Bd. 2.1, 1911, 408.
- 534 Simon-Muscheid 1988, 5.
- 535 Müller 1953, 168.
- 536 Göttmann 1977, 140.
- 537 Zu den Verkaufsbestimmungen siehe Eules 1990, 106 ff.
- 538 Bsp. für Fundensembles aus Strassburg in: Vivre au Moyen Age 1990, 377 ff. Freiburg i. Bg. unpubl. (Stand Jan. 1996).
- 539 Etliche Beispiele in: John G. Hurst u. a., Pottery Produced and Traded in North-West Europe 1350–1650. Rotterdam Papers IV, Rotterdam 1986.
- 540 Ennen 1971, 77 f.
- 541 Ennen 1971, 72 f.
- 542 Ennen 1971, 90.
- 543 Ennen 1971, 90.
- 544 Simon-Muscheid 1988, 230.
- 545 Simon-Muscheid 1988, 134.
- 546 Rippmann, wie Anm. 513, 12.
- 547 Füglistner 1981, 28. Zwischen 1501 bis 1550 kauften 14 Hafner Liegenschaften und setzten gesamthaft 1638 lib (=Pfund) um.
- 548 Füglistner 1981, 13.
- 549 Stehlin 1907.
- 550 Kölner 1931, 213. Wackernagel Bd. 2.1, 1911, 291.
- 551 Kölner 1931, 213.
- 552 Kölner 1931.
- 553 Die von Platter adressierten Wohnorte der Hafner wurden von der Autorin im Historischen Grundbuch, StABS, überprüft.
- 554 Kölner 1931, 22.
- 555 Kölner 1931, 212.
- 556 Voraussetzung dafür war, dass er mit 16 Jahren am Feldzug teilgenommen und die Bürgerschaft erworben hatte.
- 557 Kölner 1931.
- 558 Kölner 1931, 26.

- 559 Kölner 1931, 27.
- 560 Kölner 1931, 28.
- 561 Kölner 1931, 29.
- 562 Eules 1990, 33. AM Colmar, HH 88, Nr. 1.
- 563 Kölner 1931, 30, 213.
- 564 Eules 1990, 33. AM Colmar, HH 88, Nr. 1.
- 565 Eules 1990, 33. AM Colmar, HH 88, Nr. 1.
- 566 Simon-Muscheid 1988, 145.
- 567 Kölner 1931, 31.
- 568 Steuer B 6 1446. Simon-Muscheid 1988, 414, Anm. 104.
- 569 Staehlin 1907, 160 ff. Kölner 1931, 19.
- 570 Simon-Muscheid 1988, 134.
- 571 Kölner 1931, 249.
- 572 Kölner 1931, 33.
- 573 Kölner 1931, 213.
- 574 Rippmann (wie Anm. 513).
- 575 Füglistner 1988, 28.
- 576 Sein Verdienst für das Errichten und Restaurieren mehrerer Öfen lag, je nach Anzahl der Öfen, zwischen 28 lb (Pfund) und 61 lb. Müller 1953, 167–168.
- 577 Müller 1953, 168.
- 578 Kölner 1931, 38.
- 579 Müller 1953, 168.
- 580 Müller 1953, 169.
- 581 StABS, Historisches Grundbuch, Spalenberg 44, 1555.
- 582 StABS, Historisches Grundbuch, Spalenberg 44, 1561.
- 583 StABS, Historisches Grundbuch, Spalenberg 44, 1570 und 1574.
- 584 Kölner 1931, 249. Lötscher 1987, 208.
- 585 StABS, Historisches Grundbuch, Steinenvorstadt 19, 6.9. 1568.
- 586 StABS, Historisches Grundbuch, Steinenvorstadt 19, 13.5. 1684.
- 587 StABS, Historisches Grundbuch, Spalenberg 44, 1583 bis 1616. 1606 machte Hans Frewler eine Schadensanzeige gegen seinen Nachbarn, weil dieser Steine über das Dach auf seine neu gebrannten Kacheln geworfen hatte, wobei diese zu Bruch gingen.
- 588 Kölner 1931, 19.
- 589 Lötscher 1987, 460.
- 590 StABS, Historisches Grundbuch, Pfluggässlein 16, Haus zum schönen Vieh, 1587.
- 591 StABS, Historisches Grundbuch, Webergasse 37, Haus am Bläsitor, 1604–1623 übernahmen die Erben das Haus.
- 592 Lötscher 1987, 476.
- 593 Lötscher 1987.
- 594 Kölner 1931, 219, Anm. 1. Lötscher 1987, 402.
- 595 StABS, Historisches Grundbuch, Weisse Gasse 17, 1599.
- 596 StABS, Historisches Grundbuch, Pfluggässlein 16, 1593.
- 597 Lötscher 1987, 208. StABS Historisches Grundbuch, Steinenvorstadt 35, zum Sternenfels, 1610.
- 598 StABS, Historisches Grundbuch, Steinenvorstadt 35, Haus zum Sternenfels, 1610. 1657 wird des Hafners Witwe aufgeführt.
- 599 Kölner 1931, 217.
- 600 StABS, Historisches Grundbuch, Ochsengasse 7, 1600.
- 601 Lötscher 1987, 318.
- 602 Lötscher 1987, 406.
- 603 Lötscher 1987, 498.
- 604 Lötscher 1987, 498.
- 605 StABS, Historisches Grundbuch, Pfluggässlein 16, 1614.
- 606 StABS, Historisches Grundbuch, Steinenvorstadt 19, 17.4. 1626.
- 607 Kölner 1931, 219, Anm. 1.
- 608 Siehe Anm. 72
- 609 Siehe Anm. 41.
- 610 Kölner 1931, 9.
- 611 Ebda.
- 612 Ebda.
- 613 StABS, Historisches Grundbuch, Steinenvorstadt 19, 1674.
- 614 StABS, Historisches Grundbuch, Steinenvorstadt 19, 13.5. 1684. 1708 wird erwähnt, dass «Jacob Laubheins Brennofen an der Vorderen Steinen hinter dem Haus gegen den Birsig zu steht».
- 615 StABS, Historisches Grundbuch, Ochsengasse 7, 1687. 1687 verkaufte er «sine Behausung sambt Höfflin ... an der underen Uthengasse» an einen Schneider.
- 616 Vgl. Anm. 610.
- 617 Kölner 1931, 219.
- 618 Kölner 1931, 219.
- 619 Vgl. Anm. 610.
- 620 Kölner 1931, 219/220.
- 621 Kölner 1931, 220.
- 622 Kölner 1931, 107.
- 623 Adolf Bernt, Deutsche Bürgerhäuser. Thübingen 1968.
- 624 Der Hafner in der Spalenvorstadt befand sich in der 2. Steuerklasse, zwei in der Aeschenvorstadt in der Steuerklasse 2 und 3. Simon-Muscheid 1988, 211.
- 625 StABS, Historisches Grundbuch, Spalenberg 44, 1555.
- 626 Ebda.
- 627 StABS, Historisches Grundbuch, Steinenvorstadt 19, 13.5. 1684. Siehe auch unter «Brennöfen».
- 628 Ebda.
- 629 StABS, Historisches Grundbuch, Ochsengasse 7, 1600.
- 630 Wackernagel 1911, Bd. 2.1, 291.

Abbildungsnachweise

Abb. 1

Archäologische Bodenforschung Basel-Stadt, Udo Schön.

Abb. 2, 4–10, 13, 15–19, 21–24, 27

Archäologische Bodenforschung Basel-Stadt, Umzeichnung:
Christian Stegmüller.

Abb. 3

Zeichnung: Stephan Tramèr.

Abb. 12

Basler Denkmalpflege, 1988.

Abb. 25, 29

Archäologische Bodenforschung Basel-Stadt, Grabungs-
dokumentation.

Abb. 43, 56, 62, 65, 66, 70, 75, 90, 97, 105, 108, 114, 115, 132–
136, 139, 140, 142, 144, 145, 146, 147, 148, 149–157, 172, 177

Archäologische Bodenforschung Basel-Stadt, Fotos: Thomas
Kneubühler.

Abb. 50

Umzeichnung nach Junkes 1991, Tafel 12,7 und 8: Autorin.

Abb. 52

Umzeichnung nach Lobbedey 1968, Tafel 52,1: Autorin.

Abb. 53

Umzeichnung nach Lobbedey 1968, Tafel 52,5: Autorin.

Abb. 59, 60, 79–82, 86–89, 92, 95, 98–100, 101.1, 102, 106, 107,
110, 143

Zeichnungen: Eva Weber

Abb. 67

Umzeichnung nach Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch
1992, 328: Autorin.

Abb. 68

Zeichnung: Amaya Eglin.

Abb. 71

Aus Kamber 1995, 180.

Abb. 72

Aus Junkes 1991, 126.

Abb. 74

Aus Müller 1980, A. 55–65. Marti/Windler 1988, Tafel 5.

Abb. 78

78.1 = Taf. 32,1. 78.2 und 3 Umzeichnung aus Rippmann u. a.
1987, Taf. 15,7 und Taf. 20,12: Autorin.

Abb. 83

Aus Furrer 1973, Taf. 14,62.

Abb. 91

Hamburger Kunsthalle. Co Elke Walford, Hamburg.

Abb. 93

Günter Meyer Foto Werbestudio Pforzheim.

Abb. 96a

Herzog Anton Ulrich-Museum Braunschweig, Museumsfoto:
B.P. Kelser.

Abb. 96b

Aus Hampe 1899.

Abb. 101.2

Umzeichnung nach Kovacsovics 1991, 255, 239–241: Autorin.

Abb. 109

Civiche Raccolte d'Arte Applicata – Castello – Sforzesco –
Milano.

Abb. 111, 165

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Aussenstelle
Karlsruhe.

Abb. 158

Rijksmuseum-Stichting, Amsterdam.

Abb. 159

Aus Bauer u. a. 1987, 184, Abb. 37.

Abb. 161

Aus Emil Major 1912.

Abb. 163

Staatliche Kunsthalle Karlsruhe.

Abb. 166

Stadtbibliothek Nürnberg, Amb. 317.2°, f. 142r.

Abb. 170

Musée d'Unterlinden, Colmar, Foto: Octave Zimmermann.

Abb. 171

Das mittelalterliche Hausbuch, pag. 23b und 24a. Ausschnitt.

Abb. 179

Kunsthistorisches Museum Wien, Inv.Nr. GG 674.

Abb. 180

Kunsthistorisches Museum Wien, Inv.Nr. GG 969.

Abb. 182

Historisches Museum Basel, Foto: Peter Portner.

Abb. 183

Aus Hampe 1899.

Abb. 184

Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Hansestadt
Lübeck, Foto: Herbert Jäger.

Abb. 188

Aus Rieth 1960, 56, Abb. 88.

Abb. 189

Aus Rieth 1960, 57, Abb. 92.

Abb. 190

Archäologische Bodenforschung Basel-Stadt, Christian
Stegmüller.

